

Jörg Michael Kastl

**Hannes K., die Stimmen
und das Persönliche Budget**

Soziobiografie einer Behinderung

Jörg Michael Kastl

**Hannes K., die Stimmen und
das Persönliche Budget**

Soziobiografie einer Behinderung

Edition Das Narrenschiff
im
Psychiatrie-Verlag

Jörg Michael Kast: Hannes K., die Stimmen und das Persönliche
Budget. Soziobiografie einer Behinderung.

1. Auflage 2009

ISBN 978-3-88414-478-7 (Print)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Psychiatrie-Verlag im Internet: www.psychiatrie-verlag.de

© Edition Das Narrenschiff im Psychiatrie-Verlag, Bonn 2009

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne Zustimmung
des Verlags vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Petra Nyenhuis, Bonn

Satz: Psychiatrie-Verlag, Bonn

Druck: SDL, Berlin

»Mein individueller Weg jetzt von hier, von Geburt bis zum Tod. Das muss man sich mal vorstellen, das is ja ein Weg. Erfahrungen rasseln da auf dich ein – ein ganzes Leben lang. Nix läuft so, wie du es denkst, es is alles ganz anders. Den Sinn zu verstehen, wieso ist das ganz anders, ne – der Sinn ist, du lernst was daraus, aus dem Leben. Keine Angst vor dem Tod, ne – im Tod hast du dann deinen Frieden, und dann bist du doch auch noch dabei da, in der Erde zu wirken, ne. In Form von Ahnenkette und so weiter.«

Hannes Kühn, April 2005

Inhalt

Vorwort 9

Einleitung 11

Krankheit, Behinderung und Biografie 19

**Sind Behinderung und psychische
Erkrankung sozial konstruiert?** 20

Modelle der Schizophrenie und die ICF 29

Familien- und psychodynamische Thesen 33

Stigmatheoretische Modelle 35

Medizinische Sichtweisen – Schizophrenie als »Krankheit des Gehirns« 38

Vulnerabilitäts-Stress-Modell am Beispiel des Expressed-Emotions-Konzepts 41

Lebenserzählungen 50

Wie »objektiv« sind lebensgeschichtliche Erzählungen? 52

Gedächtnis und Biografie 58

Lebensweg und biografische Perspektive 64

Vorgehen und Methoden 74

Hannes Kühn: Biografische Positionen 79

Sprechen und Stimmen 80

Kontakt 80

Erste Frage 81

»Wer spricht?« 82

Bevor-Mundung – Strukturverfestigung 87

Eskalation und Schweigen 92

Zeichen – Hannes wehrt sich 94

Schizophrenie 100

Verfinsterung des Lichts – Hannes und König Wen 106

Die Stimme der Mutter – Hannes, der Schmerzensmann 110

Strukturverdichtung – Kippbilder	114
Strukturdifferenzierung: Zwang	119
Strukturdifferenzierung: Mütterliche Tyrannei	124
Biografie und Milieu	132
Biografische Anamnese	133
Zwischenüberlegung: Perspektiven und Verläufe	146
Der Aufstieg der Eltern und der Absturz der Söhne	149
Biografischer Knoten	162
Hannes Kühn: biografische Perspektiven	169
Die Welt der Stimmen und die Welt des Alltags:	
Positionen, Deutungen, Analogien	170
Die Seite des Bösen	173
Die Seite des Guten	194
»Korrespondenzanalyse«	202
Die Stimmen und das Geld – soziobiografische	
Perspektive und das Persönliche Budget	209
Vergangenheit – die Zersplitterung	213
Gegenwart und Zukunft – Verfinsterung des Lichts und der Frieden	224
Persönliche Budgets	236
»Nebeneffekt«: Autonomisierung und Abhängigkeit	250
Schluss: »Mit seinem Leben wieder etwas anfangen«	255
Workstattnotizen	262
Literatur	273

Vorwort

Letztlich ist das Zustandekommen eines Buches ein Vorgang, der genau genommen keinen einzelnen Autor (im Sinne des lateinischen »auctor« = Urheber) hat. Oder sagen wir so: Der, der als Autor gilt, ist eher so eine Art Kreuzungspunkt vieler Autorenschaften und er hat die undankbare Rolle, einen in der Regel halbherzigen Kompromiss herbeizuführen. Und dafür muss er auch noch die Verantwortung übernehmen.

Im Falle dieses Buches ist schon vom äußeren Textbild die wichtigste der Autorenschaften deutlich, ohne die es nicht gegangen wäre. Das Buch verdankt sich vor allem der Bereitschaft einer sehr tapferen und vitalen Familie und eines von einer Krankheit und Behinderung betroffenen Mitglieds dieser Familie, den ich hier Hannes Kühn nenne, dem Verfasser Einblick in ihren Alltag und ihre Geschichte zu geben. Dieser Familie, von der ich sehr viel gelernt habe, möchte ich an allererster Stelle meinen Dank für dieses Buch aussprechen. Ohne ihre Bereitschaft hätte das Buch nicht zustande kommen können.

Und dennoch hat der Verfasser die ausschließliche Verantwortung für die Auswahl, die Rekonstruktionen und die Konstruktionen, die die Darstellung dieser Geschichte hier bestimmen, und kann nur hoffen, an der Wirklichkeit ihrer Erfahrung nicht ganz vorbeizugehen. Ein wesentliches Kriterium dafür scheint mir persönlich: »Lebensgeschichten« nicht dazu zu missbrauchen, ein Ideal zu illustrieren oder Werbung für ein Konzept (wie etwa das des Persönlichen Budgets) zu machen. Das werden die Leserin und der Leser hier nicht finden. Vielmehr wird die Rede sein von Abhängigkeiten und Freiheiten, von gutem Willen und schlechten Absichten, von Eindeutigkeiten und Uneindeutigkeiten, von dem, was schiefliegt, und dem, was glückt – zugleich. So geht es eben zu. Es wird trotz aller Ambivalenzen aber auch darum gehen, dass und wie Menschen auch unter extremen Bedingungen von psychischer Erkrankung und Behinderung ein »gutes Leben«, wie Hannes Kühn sagt, anstreben, und insofern um Erfahrungen, die auch Mut machen. Das kann man nur am konkreten Fall lernen; meinem Verständnis der Lebensmöglichkeiten unter Bedingungen einer psychischen Erkrankung und Behinderung jedenfalls hat der Kontakt

mit der Familie und mit Hannes Kühn entscheidende neue Impulse gegeben. Ich hoffe, dass das zumindest einem Teil der Leserinnen und der Leser genauso geht.

Aber auch viele andere Einflüsse und Verbindungen überkreuzen sich in diesem Buch, auf die ich gar nicht alle eingehen kann. Herausgreifen will ich lediglich Tilman Allert, der mir ein Ethos der Fallanalyse vermittelt hat, dem ich mit Sicherheit nicht immer ganz gewachsen war und bin, der mir aber ein Motiv dafür verschafft hat, bei der Soziologie zu bleiben, und Günther Cloerkes, mein Kollege aus Heidelberg, von dem ich, gerade weil wir in mancher Hinsicht sehr verschieden arbeiten, sehr viel über Behinderung gelernt habe und mit dem mich das Ziel verbindet, ein interaktionistisches Verständnis von Behinderung voranzubringen. Ihm möchte ich dieses Buch zu seinem 65. Geburtstag widmen und der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass er noch lange mit uns bei der Sache bleibt.

*Jörg Michael Kastl
Rottenburg, im Frühjahr 2009*

Einleitung

Hannes Kühn¹ lebt in einer von seinen Eltern erworbenen Zweizimmerwohnung, nachdem es zuvor immer wieder zu langen stationären Aufenthalten in der Psychiatrie gekommen war. Er gilt in Folge einer chronischen Schizophrenie als psychisch behindert und bekommt deswegen Leistungen der Eingliederungshilfe. Er geht keiner Arbeit mehr nach und bezieht eine Erwerbsunfähigkeitsrente. Tagsüber befasst er sich mit seinen Hobbys, wie die Mutter sagt, und schaut in einem gemeindepsychiatrischen Zentrum vorbei, wo er regelmäßig zu Mittag isst und auch andere Menschen trifft.

Er hört seit Jahren Stimmen, die ihm ans Leben wollen, ihn verhöhnen und beherrschen. In Gespräche mit ihm brechen immer wieder Assoziationen und Ideen ein, die von der Verfolgung und Angst handeln, der er sich ausgesetzt sieht und die sein gesamtes Leben verändert haben. Als Ausweg definiert er für sich eine Haltung der Selbstlosigkeit, der Beharrlichkeit und der Bewährung. Er spekuliert auf den »Tod« dieser Stimmen in 20 bis 30 Jahren und gestaltet bis dahin seinen Tagesablauf mit einer Reihe von Aktivitäten, die, wie er sagt, ihm helfen, die Stimmen zu ertragen und sogar zu bekämpfen (I-Ging-Orakel, Gitarren- und Karateunterricht und tägliches Üben, Meditation, Radfahren). Diese Aktivitäten bezahlt Hannes Kühn aus einem sogenannten Persönlichen Budget.

Persönliche Budgets sind eine seit Ende der 90er-Jahre in Deutschland eingeführte neue Form der Leistungserbringung im Bereich der Behindertenhilfe. Behinderte Menschen (und im Sinne des Sozialrechts ist Hannes Kühn behindert) erhalten anstelle einer Sachleistung einen Geldbetrag, mit dem sie ihr Alltagsleben in eigener Regie gestalten sollen. Unmittelbarer Anlass für die vielen Gespräche, die ich mit Hannes und seiner Familie geführt habe, war – im Rahmen eines Modellprojekts – die Frage, welche Auswirkungen die Nutzung eines solchen Budgets auf die Lebenssituation seiner Nutzer haben würde. Dass mein

¹ Alle in diesem Text genannten, mit dem Fallbeispiel zusammenhängenden Eigen- und Ortsnamen sind aus Gründen der Anonymisierung frei erfunden. Das verwendete Präsens bezieht sich auf die Zeit der Erhebung der Daten.

vorrangiger Gesprächspartner über diese Thematik daher Hannes als Budgetnehmer sein müsse, war für mich selbstverständlich – es geht ja um sein »persönliches« Budget. Ich hatte allerdings die Ausgestaltung der Gesprächssituation beim ersten Interview der Familie überlassen. Zu meiner Überraschung fand ich dann Hannes, zu diesem Zeitpunkt 39 Jahre alt, seinen Vater und seine Mutter vor. Und auch dem Interviewanfang ist zu entnehmen, dass sich die Familie über die Frage des vorrangigen Gesprächspartners alles andere als einig war:

Interviewer (an Hannes gewendet): Wie kam das in Ihrem Fall mit dem Persönlichen Budget zustande? Wie war da die Vorgeschichte?

Mutter: Also soll ich das sagen ...

Vater [gleichzeitig]: Ich glaub, da kann ...

Hannes [gleichzeitig]: Ah ja, wir haben halt einige Wünsche gehabt, wo wir äh machen wollten, aber finanziell eben die Rente nicht gereicht hätt, so. Und da hat's auf der eine Seite mal geheißten, ja okay, hier, jemand, wo mir hilft sauber machen und so, wär wichtig. Und dann Hobby, Sport und Gitarreüben und Spielen, no. (...) Dass ich also in der Woche wirklich was hab, wo ich was zu tun hab. Damit ich weniger wegen meiner Stimmen und so, jetzt, ins Grübeln komm und so, gell.

Die Mutter sieht sich in der Pflicht zu antworten (»Soll ich?«). Der Vater will jemandem das Wort erteilen, der es am besten kann. Der eigentlich Angesprochene registriert gerade noch, dass er es ist, von dem ich eine Antwort erwarte. Auch bei der nächsten Frage versucht die Mutter, ihrem Sohn zuzukommen.

Interviewer: Und wie sind Sie auf die Idee gekommen?

Hannes: Wir haben ...

Mutter [gleichzeitig]: Mmh, ja ...

Hannes: ... da, glaub ich, über den Herrn Huber, ham mer da oder über irgendjemand ...

Mutter: Nee, nee, (lacht) das war a bissle anders. Soll ich's sagen?

Hannes: Ja, sag's doch mal.

Sie diskreditiert in der Folge seine Antwort durch ein zweifaches »Nee, nee« und ein Lachen. Auf die wie an ein Kind gerichtete Frage »Soll ich's sagen?«, überlässt er ihr das Feld (»Ja, sag's doch mal«).

Kurz später erfährt diese Abfolge eine weitere Steigerung: Hannes macht eine in den Augen der Eltern falsche Jahresangabe, er wird – diesmal durch beide Elternteile – unterbrochen, es folgt ein insgesamt

fünffaches »Nee« und der ausdrückliche Hinweis darauf, dass sie, die Eltern, eigentlich fürs Sprechen zuständig sein sollten (»Gut, dass wir da sind«), gefolgt von der diesmal nachhaltigen Übernahme der Sprecherrolle.

Hannes: Das is jetzt schon (...) drei oder vier Jahre her ...

Mutter [gleichzeitig]: Is scho ga...

Vater: Nee.

Mutter: Nee, nee, nee, nee ...

[Vater und Mutter lachen auf]

Mutter: Das ist gut, dass wir da sind!

Man könnte versucht sein, in den zitierten Passagen einen unauffälligen Alltagsbeleg für die These der Behindertenbewegung zu sehen: »It is society which disables«, noch prägnanter in der deutschen Version: »Man ist nicht behindert, man wird behindert« – ursprünglich ein Slogan der »Aktion Mensch«. Ist Hannes behindert, weil er behindert wird? Zum Beispiel hier von den Eltern?

Es gibt wissenschaftliche Positionen, die man für diese Version der Dinge ins Feld führen könnte. Man könnte Arbeiten der sogenannten Palo-Alto-Schule aus den 1950er-Jahren in der Tat so lesen, als sei es die Familie, deren Interaktionsstrukturen, die die an Schizophrenie erkrankten Menschen behindern und das verursachen, was wir als schizophrenes Verhalten bezeichnen (BATESON u. a. 1981). Autoren, die dem Umfeld der sogenannten Antipsychiatrie angehören, würden möglicherweise den Akzent anders setzen und sagen: Es sind bestimmte gesellschaftliche und institutionelle Machtverhältnisse und daraus resultierende Stigmatisierungen und Etikettierungen, die so etwas wie Schizophrenie produzieren (SCHEFF 1973). Andere würden nicht so weit gehen in irgendeinem greifbaren Sinne ein ursächliches Verhältnis zu unterstellen, aber auch sie würden den Behinderungen durch das familiäre Umfeld immerhin einen bestimmten Einfluss auf die Rückfallwahrscheinlichkeit bzw. Krankheitsbewältigung zugestehen (OLBRICH 1990).

Viele Psychiater und psychiatrische Lehrbücher würden insgesamt Zweifel anmelden und einwenden: Nein, das ist Unsinn, es sind die Gene oder/und daraus resultierende Probleme im Stoffwechsel des Gehirns, die bewirken, dass Hannes glaubt, Stimmen zu hören. Letztlich wird er durch seinen Körper (bzw. durch seine Psyche) behindert.

Auch die Eltern würden sich vermutlich dieser Version anschließen und sagen, dass sie sich so verhalten, weil *er* behindert ist: Sein Gehirn funktioniert nicht richtig, er hat eine Krankheit, er ist schizophran, also müssen sie es übernehmen, für ihn zu sprechen.

Wer mit den entsprechenden wissenschaftlichen Diskussionen vertraut ist, der wird hier eine Alltagsvariante der Auseinandersetzung zwischen einem sogenannten medizinischen und einem sozialen Modell von Behinderung wahrnehmen. Sind der problematische Status und die Einschränkungen, die behinderte Menschen sehr oft in ihrer Lebensführung in Kauf nehmen müssen, eine direkte Folge der Schädigung einer körperlichen Struktur (einschließlich ihrer Psyche) oder eine Folge der sozialen Reaktion auf die Behinderung? Das ist nicht nur oder sogar nicht in erster Linie ein wissenschaftliches Problem, sondern ebenso eine politische Frage. Es war letztlich die Selbsthilfe- und Selbstbestimmungsbewegung betroffener behinderter Menschen, die das »soziale Modell« nicht in erster Linie wegen seiner wissenschaftlichen Erklärungskraft, sondern aus politischen Gründen durchgesetzt hat.

Eine Art Befriedung hat diese Auseinandersetzung im Behinderungsmodell der »International Classification of Functioning, Disability and Health« (ICF) erfahren, die in Deutschland zumindest in Teilaspekten Eingang in die Sozialgesetzgebung gefunden hat (SGB IX). Dieses Modell versteht sich als eine Synthese der medizinischen und sozialen Sichtweise. Das ist auch im Zusammenhang mit Hannes' Geschichte von Belang, denn eine Auswirkung der Übernahme dieses Modells ist nicht zuletzt auch die Verankerung des Persönlichen Budgets in der Sozialgesetzgebung. Das »Persönliche Budget« als »die größte Chance aller Zeiten« apostrophiert, »die Autonomie von Menschen mit Behinderung auszuweiten« (JÄHNERT 2005), soll behinderte Menschen vom »Objekt der Fürsorge« zum »Subjekt ihrer Lebensführung« machen und damit soziale Behinderungen aufheben.

Umso brisanter werden allerdings die eingangs zitierten Äußerungen von Hannes und seinen Eltern. Sie legen erst einmal nahe, dass in der Familie alles andere als klar ist, wer das »Subjekt« ist, das sich da des Persönlichen Budgets bedient. Und man könnte auf den Verdacht kommen, dass die Eltern im weiteren Verlauf des Gesprächs Hannes gerade die Position eines Subjekts, das ein Recht darauf hat,

für sich zu sprechen, absprechen. Und liegt nicht, wenn man erfährt, dass die Mutter für ihre Beteiligung an der Haushaltsführung einen beträchtlichen Teil des Budgets kassiert, der Verdacht nahe, dass die Eltern unzulässigen Einfluss auf etwas nehmen, was doch eigentlich der Autonomie des Betroffenen selbst dienen soll? Erfüllen sich da womöglich die Befürchtungen der Kritiker des Persönlichen Budgets, damit würden alte Abhängigkeiten nur durch neue ersetzt? Ich werde mich auch mit diesen Fragen auseinandersetzen.

Aber vor allem möchte ich in diesem Buch die Geschichte eines Menschen, seines ebenfalls psychisch erkrankten Bruders und ihrer Familie erzählen. Dabei wird es auch um den Zusammenhang psychischer Erkrankung und Behinderung gehen, um Schizophrenie, ihre Rehabilitation und um die Rolle des Persönlichen Budgets dabei. Ich werde versuchen zu zeigen, wie eng verwoben Krankheitserfahrung, die Erfahrung der Familiengeschichte und der Interaktionen in der Familie sind. Ich werde mich dabei hüten, eine Stellungnahme zur Frage der Ätiologie von Schizophrenie abzugeben. Mir geht es vielmehr darum, an einem Fallbeispiel den komplexen Zusammenhängen zwischen biografischer Rekonstruktion, sozialen Ressourcen, der Erfahrung von Behinderung und psychischer Erkrankung nachzugehen und der Bedeutung, die ein Geldbetrag wie das Persönliche Budget in diesem Gefüge bekommen kann.

Die großen rehabilitationspolitischen Schlagworte – Selbstständigkeit, Teilhabe und Selbstbestimmung – werden mitunter geradezu ritualartig zelebriert. Das geschieht manchmal auf eine so formelhafte Weise, dass man auf den Gedanken verfallen könnte, am »rehabilitiertesten« sei jemand, der ein Maximum an Entscheidungen selbst trifft und zugleich überall dabei ist (Teilhabe). Dafür ist es natürlich gut, wenn man Geld hat: Geld macht unabhängig und man kann sich damit sozusagen überall einkaufen. Ich möchte zeigen, dass sich in der Praxis die Fragen meist etwas anders stellen. Gelingende Rehabilitationsprozesse setzen eine biografische Resonanz voraus, müssen sich in eine biografische Perspektive einpassen, die für den Betroffenen beinhaltet, (wieder) »etwas mit seinem Leben anzufangen«, wie man so sagt.

Es ist letzten Endes eine weniger große Sache, als man denkt, neue Modelle, Theorien und Paradigmenwechsel auszurufen. Aber ich habe die Erfahrung gemacht (und werde wohl leider der Leserin und dem

Leser diese Erfahrung auch nicht ersparen können), dass es letztlich weit mühevoller ist und mehr Arbeit abverlangt, den Zusammenhängen, die in den großen Modellen manchmal nur in einem kleinen Nebensatz oder einem Doppelpfeil angedeutet sind oder sogar vergessen wurden, in der Wirklichkeit eines einzigen Falles nachzugehen und zum Ausdruck zu verhelfen.

Ich habe bewusst von Geschichte gesprochen, denn ich denke, es geht auch darum, sich mit Geschichte (und Geschichten) auseinanderzusetzen. Die großen Modelle legen zu sehr eine statische Sicht nahe, begnügen sich mit allzu kompakten Formeln »Schizophrenie ist ...« oder »... ist nicht«. Behinderung und Enthinderung sind aber auch und vor allem – wie ich hoffentlich verständlich machen kann – ein zeitlicher, ein lebensgeschichtlicher Prozess. Dieser biografische Ansatz ist alles andere als neu – schon die phänomenologischen »Klassiker« der Psychiatrie: Jaspers, Binswanger u. a., haben ihn vertreten, biografische Anamnesen waren in der Psychiatrie zumindest in einer bestimmten Tradition und für eine gewisse Zeit selbstverständlich, bis sie von der Mechanik der Krankheitsklassifikationssysteme abgelöst wurden. Nach wie vor bleibt aber eine lebendige und nicht abreißende Tradition des Schreibens von Fallgeschichten eine Wunschvorstellung, im Kontext der psychiatrischen Diskurse und erst recht im sozialwissenschaftlichen Bereich.

Vielleicht ist ein Grund dafür auch, dass es ein hoher Aufwand ist, die bestürzende Fülle von Material und Zusammenhängen im Einzelfall zu dokumentieren und für eine Darstellung verantwortungsvoll zu selektieren. Es geht mir dabei nicht darum, gegen eine statistisch ausgerichtete und standardisierte medizinische, psychiatrische, sozialwissenschaftliche Forschung zu Felde zu ziehen, sondern – im Gegenteil – ihr Anregungen zu vermitteln, die sie benötigt, um in der Wirklichkeit verankert zu sein. Mir geht es darum, im Verein mit und in Dankbarkeit gegenüber vielen anderen Autorinnen und Autoren sowie Kollegen und Kolleginnen – wie etwa Gerhard Riemann, Bruno Hildenbrand, Michael Konrad – einen weiteren Versuch zu machen, zu einer solchen Tradition beizutragen und mir selbst und den Kritikerinnen und Kritikern sozusagen Gelegenheit zu geben, uns weiterhin zu üben im Schreiben, in der methodischen Reflexion und in der Kritik. Das Wort »Versuch« (Essay) ist ernst gemeint. Ich

brauche, das habe ich beim Schreiben gemerkt, noch viel mehr Übung in der Abfassung von Fallrekonstruktionen. Zwar sind mittlerweile die Methoden einigermaßen konsolidiert, nicht aber die Lösung von Darstellungsproblemen.

In einem etwas allgemeiner gehaltenen Anfangskapitel möchte ich zunächst die angeklungenen Motive (medizinisches und soziales Modell, Schizophrenie, biografischer Ansatz) etwas entfalten. Sie werden dann am Ende wieder aufgegriffen – den größten Raum werden aber, wie angekündigt, die Geschichte von Hannes Kühn und seiner Familie sowie ihre Analyse einnehmen.

Krankheit, Behinderung und Biografie

Sind Behinderung und psychische Erkrankung sozial konstruiert?

Die Auseinandersetzung mit medizinischen und psychosozialen Modellen von Behinderung und Erkrankung ist nicht nur ein akademisches Problem. Sie wird im Alltag betroffener Menschen und ihrer Angehörigen unentwegt ausgetragen – manchmal direkt und explizit, manchmal unterschwellig. Darin bildet die Familie, um die es hier gehen soll, keine Ausnahme. Auch Hannes Kühn befasst sich immer wieder mit der Frage, was mit ihm ist. Auf eine Weise ist er davon überzeugt, gar nicht krank zu sein, sondern wirklich Stimmen zu hören, auf eine andere Weise bringt er die Tatsache der Existenz der Stimmen mit Belastungen und belastenden Beziehungserfahrungen zu den Eltern in seiner Kindheit und mit seinem eigenen Handeln in Verbindung. Zugleich akzeptiert er die Krankheitsdefinition seiner Umgebung, nimmt seine Medikamente ein und ist davon überzeugt, dass sie ihm helfen. Er ist zudem davon überzeugt, dass die Stimmen irgendwann »sterben« werden und er dann ein gutes Leben haben wird. Unklar ist dabei, inwieweit er diesen Prozess als Rehabilitation von einer Krankheit deutet. Die Eltern, besonders die Mutter, betonen die medizinische Faktizität und die Unabänderlichkeit der »Krankheit«. Für beide liegt eine wichtige Ursache in den Drogen- und Alkoholerfahrungen ihrer Söhne, die die Eltern auf den schlechten Einfluss falscher Freunde zurückführen. Insofern sehen die Eltern medizinische und zugleich soziale Aspekte. Den Eltern ist aber auch die Theorie der Ärzte geläufig, dass der Drogenkonsum als ein Bewältigungsversuch der beginnenden Erkrankung, als eine Art Selbstmedikation gedeutet werden könnte. Bei psychischen Erkrankungen wie Schizophrenien (oder auch Depressionen usw.) spielt jedenfalls im Alltag der betroffenen Menschen wie dann auch in der Wissenschaft die Diskussion über die Ursachen auf den ersten Blick eine viel größere Rolle als beispielsweise bei körperlichen Behinderungen. Die Ursachen einer Querschnittslähmung erscheinen den Betroffenen meist eindeutig, sie sind nicht in dem Maße erklärungsbedürftig wie der Umstand, dass jemand Stimmen hört, die es nach Meinung der Umgebung nicht gibt.

Die Rede vom medizinischen und dem sozialen Modell kam ursprünglich im politischen Kontext der Körperbehindertenbewegung und der sozialwissenschaftlichen Flankierung in ihrem »Dunstkreis« auf. Dabei bildete die Unterscheidung von »impairment« und »disability« einen wichtigen Ausgangspunkt. Unter »impairment« wurde eine (vermeintlich) objektive Schädigung einer anatomischen Struktur oder eines körperlichen Prozesses verstanden, unter »disability« dagegen eine bestimmte Aktivitätseinschränkung bzw. ein genereller nachteiliger gesellschaftlicher Status. In einem der wichtigsten Texte dieser Bewegung heißt es beispielsweise:

»In our view, it is society which disables (...). Disability is something imposed on top of our impairments, by the way we are unnecessarily isolated and excluded from full participation in society. Disabled people are therefore an oppressed group in society. To understand this it is necessary to grasp the distinction between the physical impairment and the social situation, called disability, of people with such impairment. Thus we define impairment as lacking all or part of a limb, or having a defective limb, organism or mechanism of the body and disability as the disadvantage or restriction of activity caused by a contemporary social organisation which takes little or no account of people who have physical impairments and thus excludes them from participation in the mainstream of social activities.« (UPIAS 1976, S. 31)

Die Rede von einem medizinischen Modell ist im Kern nichts anderes als eine leicht polemische Außencharakterisierung einer vermeintlich für die Medizin(er) typischen Sichtweise von Behinderung. Es handelt sich dabei um eine Außenperspektive, Mediziner selbst sprechen typischerweise nicht von einem medizinischen Modell. Die Kritiker verstehen darunter eine Denkweise, die Behinderung (disability) als Ergebnis und Funktion einer körperlichen Schädigung (impairment) betrachtet und den Status behinderter Menschen, ihre Lebensmöglichkeiten, aber auch die Interventionsmöglichkeiten von dieser Schädigung bzw. ihrer rehabilitativen Kompensation her versteht. Verbunden damit sei angeblich ein individuelles Verständnis von Behinderung, das das Individuum als persönlich betroffen betrachtet von tragischen Umständen, denen allein durch fachkundige »Behandlung« und Rehabilitation begegnet werden müsse.

Demgegenüber betont das dieser Sichtweise gegenübergestellte soziale Modell, dass die Aktivitäts- und Teilhabebeeinträchtigungen (»Behinderung«) nicht aus der bloßen (körperlichen) Schädigung folgen, sondern aus der Ausgestaltung der sozialen Umwelt: »Disabled by society and not by our bodies!« lautet die Botschaft. Ein Anfang der 90er-Jahre von der damaligen »Aktion Sorgenkind« benutzter deutscher Slogan, der das der Sache nach aufgreift, übersetzt das mit: »Man ist nicht behindert, man wird behindert.« Gemeint ist in beiden Fällen, dass erst in gesellschaftlichen Verhältnissen begründete Barrieren dazu führen, dass bestimmte Schädigungen zu einer Beeinträchtigung von Aktivitäten und zu Ausgrenzungen führen. Bekanntlich können Randsteine bei Gehwegen eine physische Barriere für Rollstuhlfahrer darstellen, für blinde Menschen sind sie wiederum sehr wichtig zur räumlichen Orientierung. Gemeint sind aber auch Barrieren in einem metaphorischen Sinn, z. B. in Form von unverständlichen Texten und Formularen (bei Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen), als Beschränkung auf ungeeignete Kommunikationsmedien (akustische bei gehörlosen Menschen, optische bei blinden Menschen) oder auch in Form von Stigmatisierungen, Stereotypen, Vorurteilen, die dazu führen, dass behinderte Menschen von bestimmten Handlungszusammenhängen ausgeschlossen werden. Sowohl der Umgang mit Behinderung als auch diese selbst erhalten auf diese Weise eine politische Dimension: Diese Barrieren müssen abgebaut werden. Behinderte Menschen sind im Kontext des sozialen Modells eine unterdrückte und ausgegrenzte Minderheit. Es geht damit um ein gesellschaftliches und sozialpolitisches Problem der Herstellung gerechter Lebensverhältnisse.

Man könnte sagen, dass diese Entgegensetzung von individueller Rehabilitation und sozialpolitischer Aktion überzeichnet ist – denn man kann das eine tun und das andere nicht lassen. In der neueren Diskussion ist zudem eine zu starre Gegenübersetzung von *impairment* und *disability* aus verschiedenen Blickwinkeln heraus kritisiert worden.

Zum Beispiel wendet Anne WALDSCHMIDT (2006, S. 90) ein, dass *impairment* keine voraussetzungslose Wirklichkeit »an sich« sei, wie vom sozialen Modell letztlich unterstellt. Vielmehr ist auch die vermeintliche wertfreie und objektive medizinische Realität ihrerseits von kulturellen Deutungen nicht unabhängig. Tom Shakespeare, ein

britischer Soziologe, macht geltend, dass in die subjektive Erfahrung von Behinderung sehr wohl die Eigenständigkeit einer physischen Realität als solcher eingehen könne. Er macht das fest an seiner eigenen Behinderung bzw. Erkrankung und der damit verbundenen Erfahrung von massiven Schmerzen und kommt zu Schlüssen wie den folgenden: »People are disabled both, by social barriers and by their bodies.« (SHAKESPEARE/WATSON 2002, S. 15) »The barrier free environment is an unsustainable myth.« (ebd., S. 17) »We believe that an adequate social theory of disability would include all the dimensions of disabled people's experiences: bodily, psychological, cultural, social, political, rather than claiming that disability is either medical or social.« (ebd., S. 19)

Nun stehen bei all diesen Auseinandersetzungen körperliche Behinderungen im Vordergrund. Dabei ist die Schädigung einer anatomischen oder funktionellen Struktur des Körpers unbestritten. Auch die Ursachen dieser Schädigungen liegen meistens auf der Hand. Anders verhält sich die Sache bei psychischen Erkrankungen, beispielsweise bei Schizophrenie. Hier sind die Ursachen nach wie vor unklar und es gibt Autoren, die für Schizophrenie (und generell: psychische Krankheiten) eine physische bzw. im engeren Sinn medizinische Dimension generell infrage stellen.

Der Philosoph Thomas Schramme hat sich in verschiedenen Schriften mit den damit zusammenhängenden Fragen ausführlich befasst. Er greift sie unter dem Titel »Psychische Behinderung: Natürliches Phänomen oder soziales Konstrukt?« (SCHRAMME 2003 a) auf. Sowohl Behinderungen wie psychische Erkrankungen werden immer wieder als »soziale Konstruktionen« bezeichnet. Dieser im Zusammenhang mit »sozialen Modellen« von Behinderung viel gebrauchte Begriff erweist sich aber, so zeigt der Autor, als vieldeutige und oft unscharf verwendete Kategorie. So kann damit gemeint sein:

- dass nur die Bewertung einer Schädigung durch die Gesellschaft festgelegt wird (z. B. kann Stimmenhören in einem bestimmten sozialen Kontext als Verrücktheit, in einem anderen als besondere schamanische Befähigung gedeutet werden);
- dass Behinderung durch Gesellschaft bzw. gesellschaftliche Institutionen kausal hervorgebracht ist oder/und aufrechterhalten wird (z. B. können nach Meinung mancher Autoren bestimmte Konstel-

lationen in der Familie oder bestimmte gesellschaftliche Umstände das als schizophren bezeichnete Verhalten hervorrufen);

- dass die Normen und Klassifikationssysteme, die der Bezeichnung und Zuschreibung von Behinderung zugrunde liegen, gesellschaftlich oder/und kulturell determiniert sind;
- dass Behinderung in einem ontologischen Sinne sozial konstruiert ist – d. h., dass sie ohne bestimmte Werte und Normen gar nicht existieren würde.

Vertreter solcher Positionen finden sich beispielsweise im Umfeld der sogenannten Antipsychiatrie. Schizophrenie bzw. psychische Erkrankung wird dort als Resultat eines sozialen Prozesses der Verfestigung einer Wechselwirkung von sozialer Etikettierung und der Verletzung von Verhaltensregeln und einer unzulässigen Medizinalisierung nicht-medizinischer Probleme angesehen (Thomas J. SCHEFF 1967, 1973; Thomas SZAZS 1960). Allerdings unterstellt beispielsweise Thomas SZAZS (1960, S. 21), ein dezidiertes Vertreter der sogenannten Antipsychiatrie, durchaus, dass es für körperliche Behinderungen und Erkrankungen in natürlichen Gegebenheiten des Organismus wurzelnde Kriterien der Bestimmung von Abweichungen von einem »funktionalen Normalzustand« geben kann, die eine medizinische Behandlung rechtfertigen. Es werden von ihm nur für den Bereich psychischer Erkrankungen solche Kriterien bestritten.

Nun gibt es aber auch Positionen, die Krankheit und Behinderung *schlechthin* als »konstruiert« betrachten. Sie machen geltend, dass »es allein wir Menschen sind«, die einem »Zustand den Status einer Krankheit verleihen: Wir selbst erschaffen Krankheit«. SCHRAMME (2003 a, S. 66) zitiert in diesem Zusammenhang Sedgwick. Dieser behauptet, dass es »in der Natur« keine Krankheiten gäbe: »Die Oberschenkelknochenfraktur einer Siebzugjährigen hat innerhalb der Natur keine größere Bedeutung als das Abbrechen eines Blattes von seinem Zweig«. Etwas überhaupt als Krankheit oder Behinderung wahrzunehmen, setzt eine anzulegende Norm voraus. Diese Norm wiederum ist von Menschen gemacht, also sozial und kulturell konstruiert.

Das kann man schlechterdings nicht bestreiten, dennoch hinterlässt einen diese ohne Zweifel richtige Einsicht mit dem unbehaglichen Gefühl, hier führe eine Halbwahrheit in eine ungewollte Falle. Diese Falle besteht in der Ausblendung nicht nur des subjektiven Zustan-

des der Siebzigjährigen und in dem objektiv feststellbaren Umstand, dass sie Beine hat, aber nicht mehr laufen kann. Es gibt ganz sicher kulturelle Normen, die den vorübergehenden oder dauerhaften Zustand, nicht gehen zu können, als etwas Unerwünschtes betrachten. Diese Norm dürfte sogar, nach allem, was wir über Gesundheits- und Behinderungsnormen wissen, in praktisch allen Gesellschaften Gültigkeit haben. Aber ist diese Norm auf derselben Ebene anzusiedeln wie beispielsweise die Norm, dass die Geburt von Zwillingen ein abnormes und höchst gefährliches Ereignis sei, das umgehend mit der Tötung eines der beiden Geschwister beantwortet werden muss (eine in vielen traditionellen Kulturen verbreitete Überzeugung)? Ich meine: nein, die beiden Normen unterscheiden sich in ihrer Begründung und Begründbarkeit sowie in der faktischen Reichweite ihrer Geltung. Im ersten Fall kann und wird i. d. R. auf ein anatomisches Muster bzw. eine beobachtbare Funktionalität des menschlichen Körpers Bezug genommen, im zweiten Fall müssen komplexe Theorien bemüht werden, die mit besonderen Gegebenheiten der jeweiligen Gesellschaft zu tun haben. Wenn ein Menschenkind, das ohne Gliedmaßen auf die Welt gekommen ist, langfristig auf die gleiche Weise behandelt würde wie Kinder, die gehen können (man ihm etwa in keiner Weise bei der Fortbewegung oder der Nahrungsaufnahme behilflich wäre), würde es in den meisten Gesellschaften nicht oder nur sehr mühsam überleben. Wenn man einen Zwilling behandeln würde wie seinen Bruder, anstatt ihn zu töten, würde er keinerlei mit diesem Zwillingstatus verknüpfbare Probleme haben. Das Letztere kann man – völlig unabhängig von kulturellen Normen – beweisen.

Aus der unbestreitbaren Tatsache, dass die Anwendung von Normen kulturell geprägt ist, folgt nicht, dass Normen nicht in manchen Fällen auf Kriterien zurückgreifen können, die teilweise oder vollständig nicht menschengemacht sind, sondern in der Natur der Sache liegen, und in anderen Fällen eben nicht.

Typisch für medizinische (erfahrungswissenschaftliche) Krankheits-theorien ist ja eben, dass sie überwiegend versuchen, mit solchen Kriterien zu arbeiten. Der ebenfalls von Schramme zitierte amerikanische Philosoph Christopher Boorse bestimmt beispielsweise Gesundheit als die Fähigkeit eines Organismus, »alle typischen Funktionen der jeweiligen Spezies effizient zu erfüllen. Krankheit ist eine subnormale

Abweichung von dieser biologischen Norm« (zitiert bei SCHRAMME 2003 b, S. 115). Diese Normalität kann prinzipiell im Rückgriff auf statistische und biologische Kriterien erfolgen und ist insofern wertfrei, als sie auf empirischen Erkenntnissen beruht. Unabhängig von Werturteilen können sowohl die Abweichung als solche (z. B. in Form eines statistischen Maßes für das Auftreten) als auch die strukturellen Ursachen und funktionalen Folgen solcher Normabweichungen (z. B. der Verkalkung von Arterien für die Herztätigkeit und dieser wiederum für das Überleben eines Menschen) auf kontrollierbare Weise beschrieben und vorhergesagt werden.

Man kann das als Konstruktivist in der Theorie leicht bestreiten, in der Praxis dagegen wird es kaum jemanden geben, der die antibiotische Behandlung einer lebensgefährlichen Lungenentzündung mit dem Argument ablehnen würde, wir selbst seien es, die Krankheiten und Gesundheit erschaffen, in Wirklichkeit gäbe es keine Krankheiten, also wäre auch keine Behandlung nötig.

Man muss nicht bestreiten, dass es im Einzelfall hoch fraglich sein kann, ab welchem Ausmaß an Abweichung von einer statistischen Norm und dem Ausmaß einer beschreibbaren Funktionsbeeinträchtigung man etwas als Krankheit oder Behinderung bezeichnet. Es kommt mir in diesem Zusammenhang nur darauf an zu sagen, dass es im Prinzip möglich ist, unabhängig von soziokulturellen Normierungen Abweichungen und ihre Ursachen sowie deren Konsequenzen als durchschnittlich »nichtfunktional« zu beschreiben.

Schramme zeigt, dass es eine ganze Reihe von einleuchtenden Versuchen gibt, solche Grundfunktionen auch für psychische Sachverhalte zu entwerfen. Darin werden in wertneutraler Perspektive viele psychische Krankheiten als Störungen bzw. Abweichungen von normalen Funktionen wie beispielsweise Wahrnehmung, Gedächtnis, Affektregulation beschreibbar. Bei Störungen wie z. B. Halluzinationen (Wahrnehmung), bei Demenz und Amnesie, bei ausgeprägten Angststörungen ist diese Einschränkung vitaler Funktionen auch für psychische Erkrankungen offensichtlich. Es ist unabhängig von der Frage der Bewertung in einem einfachen statistischen Sinne nicht »normal«, sprich: unwahrscheinlich, beispielsweise Stimmen zu hören, ohne dass jemand spricht. Zugleich sind damit zentrale vitale Funktionen betroffen, nämlich Wahrnehmung und Kognition bzw. die Fähigkeit,

zwischen Reizen aus der Außenwelt und innerpsychischen Vorgängen zu unterscheiden. Genau solche grundlegenden Funktionen gehen in der Regel auch in die diagnostischen Kriterien der Schizophrenie ein. So definiert beispielsweise die ICD-10 wie folgt:

»Die schizophrenen Störungen sind im Allgemeinen durch grundlegende und charakteristische Störungen von Denken und Wahrnehmung sowie inadäquate oder verflachte Affekte gekennzeichnet. (...) Die wichtigsten psychopathologischen Phänomene sind Gedankenlautwerden, Gedankeneingebung oder Gedankenentzug, Gedankenausbreitung, Wahnwahrnehmung, Kontrollwahn, Beeinflussungswahn oder das Gefühl des Gemachten, Stimmen, die in der dritten Person den Patienten kommentieren oder über ihn sprechen, Denkstörungen und Negativsymptome.« (DIMDI 2008, S. 162)

Damit sind im (auch rein statistischen) Normalfall eine Vielzahl von Funktionsleistungen benannt, die ganz grundlegende Bedeutung für die Beziehung eines Menschen zu seiner (Um-)Welt und zu anderen Menschen haben: dass Affekte auf reale Situationen bezogen sind, dass eigene Gedanken kontrolliert werden und als »eigene« Gedanken wahrgenommen und von denen anderer unterschieden werden können, dass innere Vorstellung und Wahrnehmung als etwas grundsätzlich Verschiedenes erfahren werden, dass Außeneinflüsse von der selbst ausgeübten Steuerung der eigenen Handlungen und Zustände unterschieden werden können u. a. m. Der so bestimmte funktionale Krankheitsbegriff (disease) muss nicht unbedingt mit dem Alltagsbegriff von Krankheit (illness), der immer eine aus den lebensweltlichen Bezügen der Betroffenen erwachsende Wertung beinhaltet, übereinstimmen. Man kann eine Krankheit im Sinne von »disease« haben, ohne krank im Sinne von »ill« zu sein (SCHRAMME 2003 a, S. 69). Andererseits kommt es aber auch häufiger vor, dass beide Krankheitsverständnisse zur Deckung kommen, als manche Konstruktivisten glauben machen wollen. Das Stimmenhören beispielsweise ist im Fall von Hannes Kühn auch nicht normal für den Betroffenen selbst. Davon zeugen nicht zuletzt die Berichte über das erstmalige Auftreten der Stimmen, die eine ungeheure Angst und ein durchgreifendes Gefühl der existenziellen Verunsicherung bis hin zu Suizidversuchen auslösten. Die grundsätzliche Möglichkeit eines naturalistischen Verständnisses von Krankheit und Behinderung anzuerkennen heißt durchaus nicht,

die Rolle sozialer Konstruktionen für das lebensweltliche und wertende Verständnis von Krankheit zu bestreiten. Es heißt auch nicht infrage zu stellen, dass soziale Bedingungen eine kausale Rolle für die Ausbildung und Aufrechterhaltung von Krankheit und Behinderung haben können. Im Gegenteil: Gerade dann, wenn man so eine Rolle nachweisen will, benötigt man ein Verständnis funktionaler Gesundheit und Krankheit, das sich von lebensweltlich-kulturell gebundenen Deutungen unabhängig macht.

Dass Behinderung immer etwas ist, was relational zu einem bestimmten Kontext ist, kann dabei zugestanden werden, aber das ist keinesfalls gleichbedeutend mit »konstruiert«. Wenn das Stimmenhören von Hannes Kühn ihn in seiner eigenen Wahrnehmung und der seiner sozialen Umwelt behindert, ist das vielmehr eine ganz reale Nichtpassung, an der sich auch nichts ändert, wenn man sich noch so sehr verdeutlicht, dass in sibirischen Stammesgesellschaften sein Stimmenhören als besondere Befähigung, den Beruf des Schamanen zu ergreifen, aufgefasst würde.

Und gerade wenn man sich kritisch mit Stereotypen und Stigmatisierungen auseinandersetzen möchte – etwa den mit Affekten wie Abscheu und Angst verbundenen Konstrukten gegenüber Körperbehinderten, die nichts mit ihrer realen Handlungsfähigkeit zu tun haben, den falschen Rückschlüssen über Eigenschaften von Menschen mit einer Gesichtsentstellung, den Behinderungen, die gar keine sind, wie etwa »Zwilling sein« – benötigt man nicht einen *konstruktivistischen*, sondern einen *realistischen* Behinderungsbegriff.

Auch Thomas Schramme kommt im Ergebnis zu einer Betrachtungsweise, die Behinderung im Sinne von »disability« in einer sozialen Dimension ansiedelt und den Begriff des »impairment« im Kontext einer medizinisch verstandenen sozusagen empirischen Norm: »Der Begriff der Behinderung (disability) ist ein evaluativer und lebensweltlich verankerter Begriff. Behinderungen sind negativ bewertete Schädigungen.« (SCHRAMME 2003 a, S. 75) Diese Vorstellung von Behinderung ist, wie wir gleich sehen werden, sehr nahe an dem Gesundheits- bzw. Behinderungsmodell der ICF.

Modelle der Schizophrenie und die ICF

Das der ICF zugrunde liegende Modell von Funktionsfähigkeit und Behinderung ist in unserem Zusammenhang in verschiedener Hinsicht von Bedeutung. Die ICF spielt für den sogenannten »Paradigmenwechsel« in der Behindertenhilfe eine große Rolle, damit verknüpft sind auf Selbstbestimmung abzielende Unterstützungsformen wie das Persönliche Budget und damit ein bestimmtes Verständnis der »Rehabilitation von Behinderung«. Die ICF ist aber auch deswegen bedeutsam, weil sie – ganz ähnlich wie Tom Shakespeare und Thomas Schramme – einer Vereinbarkeit von medizinischen und sozialen Modellen von Behinderung und Krankheit das Wort redet und demzufolge medizinische und soziologische Aspekte nicht gegeneinander ausspielt, sondern in Zusammenhang stellt.

Zunächst: Was ist eigentlich die ICF (International Classification of Functioning, Disability and Health)? Dabei handelt es sich um eine von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) erstellte und herausgegebene medizinische Klassifikation zur Beschreibung des funktionalen Gesundheitszustandes, der Behinderung, der (Beeinträchtigung der) sozialen Teilhabe sowie der dafür relevanten, in der Umwelt und in der persönlichen Situation von Menschen liegenden Faktoren.

Die ICF enthält nichts anderes als eine sehr umfangreiche und nach bestimmten Kriterien geordnete Auflistung biologisch-physischer, psychologischer und sozialer Funktionszusammenhänge und der auf diese Funktionszusammenhänge einwirkenden Faktoren. Beispielsweise sind in mehr oder weniger typisierter Weise Körperfunktionen von der Herzfähigkeit bis zur Aufrechterhaltung des Elektrolythaushaltes aufgezählt, einbezogen sind dabei auch kognitive und psychologische Funktionen wie etwa: Bewusstsein, Orientierung, Antrieb, Aufmerksamkeit, Wahrnehmen. Unter der Überschrift »Körperstrukturen« werden die diesen Funktionen korrespondierenden anatomischen Strukturen aufgeführt (z. B. Strukturen und Unterstrukturen des Gehirns und des Nervensystems ebenso wie die der Fingernägel). In einer weiteren Abteilung der ICF werden übergeordnete und komplexe Funktionen und entsprechende Handlungskontexte aufgelistet (Klassifikation der Aktivitäten und Partizipation). Die Spanne reicht

hier von allgemeinen Kompetenzen wie »Kommunizieren«, »Routinen durchführen« bis zu sehr spezifischen Handlungen wie »Wohnung und Möbel instand halten«, »Müll entsorgen«, »mit Autoritätspersonen umgehen«. Außerdem werden physische, institutionelle, soziale, technische, ökonomische Umweltfaktoren klassifiziert. Der Gesundheitszustand eines Menschen soll so nicht als eine inhärente, quasi-organische Qualität, sondern als Resultat einer komplexen Interaktion des Organismus mit seiner psychosozialen und materiellen Umwelt betrachtet werden.

Mithilfe dieser Klassifikation können der Gesundheitszustand und die Funktionsfähigkeit(en) eines Menschen ebenso wie dessen Beeinträchtigungen abgebildet werden. Dies geschieht in rein additiver Weise, indem man die Kategorien durchgeht und jeweils festhält, ob sich ein Problem stellt oder nicht. Der Sinn dieser Klassifikation ist es vor allem, eine weltweit einheitliche Sprache zur Verfügung zu stellen, mit der sich Angehörige verschiedener Professionen, aber auch verschiedener kultureller Zusammenhänge über Phänomene von Gesundheit und Behinderung verständigen können.

Die der Systematik zugrunde liegende, bereits angedeutete interaktionistische Denkweise ist in der folgenden Abbildung zusammengefasst.

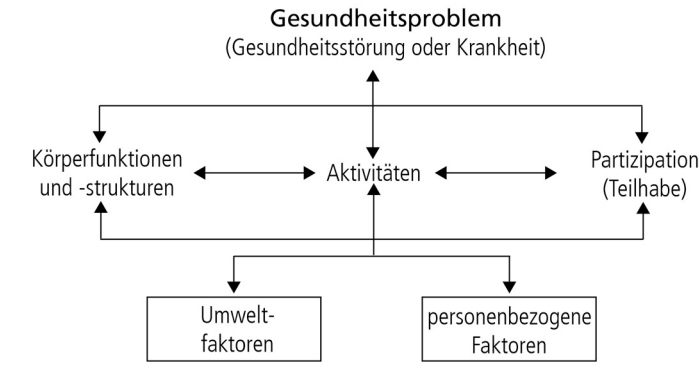


Abbildung 1: Bedingungen der Gesundheit und Kontextfaktoren

(<http://www.dimidi.de>)

Dieses Schema wird sehr oft als ein Modell von Gesundheit bzw. Behinderung bezeichnet. Das ist aber nicht richtig. In Wirklichkeit liefert es nur einen Überblick über mögliche »Bausteine« für Modelle (DIMDI 2005, S. 23). Die Skizze selbst sagt auf abstrakte Weise zunächst nicht viel mehr aus als der Satz: »Denke daran, dass jede wie immer konkret zu fassende gesundheitliche Störung oder Erkrankung in Wechselwirkung mit zu spezifizierenden persönlichen und allgemeinen Kontextfaktoren stehen *könnte*.« Diese wiederum vermitteln sich über Körperfunktionen und Strukturen (einschließlich des Gehirns und des Nervensystems), Aktivitäten bzw. Aktivitätsbereiche eines Menschen bzw. Partizipationskontexte. Die zuletzt genannten Aspekte, in der ICF als Komponenten bzw. Domänen bezeichnet werden, können wiederum untereinander in enger Wechselwirkung stehen. Beispielsweise können Körperfunktionen bzw. Strukturen Voraussetzungen für Aktivitäten sein und diese wiederum für die Teilhabe an bestimmten sozialen Kontexten. Aber auch umgekehrt: Erst die Teilnahme an sozialen Kontexten kann – vermittelt über bestimmte Aktivitäten – zur Ausbildung bestimmter körperlich verankerter Funktionen und Strukturen führen, z. B. beim Training eines Muskels oder beim Erwerb von bestimmten Kompetenzen, egal ob es sich dabei um den Gebrauch eines Hammers, um Multiplikation, Sprechen oder um das Erlernen von guten Manieren handelt.

Das Schema kann sowohl positive funktionale Gegebenheiten als auch negative (und damit eben Behinderungen) abbilden. Das Behinderungsverständnis der ICF ist dabei ebenso offen wie vieldimensional. Behinderung kann im Bezugssystem der ICF meinen:

- die Schädigung einer Körperfunktion oder -struktur (z. B. der Verlust eines Beines, eine Spastik oder auch eine Störung der Kontrolle des Denkens, etwa ein Zwangssymptom),
- die Beeinträchtigung einer Aktivität (z. B. »Gehen«, »Hocken« oder an komplexen Interaktionen teilnehmen) oder/und
- die Beeinträchtigung von Teilhabe (z. B. »eine Schule besuchen«, »Vereinsmitglied sein«) oder/und
- ein Zusammenhang von zweien oder allen drei Aspekten.

»Behinderung«, so die Autoren der ICF, »ist ein Oberbegriff für Schädigungen (Funktionsstörungen, Strukturschäden), Beeinträchtigungen der Aktivität und Beeinträchtigungen der Partizipation (Teilhabe). Er bezeichnet die negativen Aspekte der Interaktion zwischen einer

Person (mit einem Gesundheitsproblem) und ihren Kontextfaktoren (Umwelt- und personenbezogenen Faktoren).« (DIMDI 2005, S. 145 f.) Grundsätzlich wird die Aufmerksamkeit auf die möglichen Wechselwirkungen zwischen den Bereichen gelegt sowie auf die Einwirkung der Umweltfaktoren auf den Prozess. Es ist aber nicht gesagt, dass es sich bei »Behinderung« immer um eine *Wechselwirkung* von Schädigung, Aktivitätseinschränkung und Teilhabe handeln muss. Vielmehr liegt gerade einer der Vorteile der ICF darin, dass sie offen für Gewichtungen, fallspezifische Gegebenheiten und Zusammenhänge ist. So kann z. B. eine Schädigung ohne eine Einschränkung der Leistungsfähigkeit vorliegen, etwa bei einer Gesichtsentstellung durch eine Lepraerkrankung, eine Beeinträchtigung der Teilhabe ohne Schädigungen oder eingeschränkte Leistungsfähigkeit, beispielsweise bei einem Menschen mit einer überwundenen psychischen Erkrankung oder einer HIV-positiven Person (vgl. DIMDI 2005, S. 24).

Ein weiterer Vorteil des Schemas liegt darin, dass die Aufmerksamkeit auf die Überprüfung von Wechselwirkungen in alle Richtungen gelenkt wird. So kann ein Problem im Bereich sozialer Teilhabe, z. B. der Ausschluss aus sozialen Gruppen, eine bestimmte schwierige Konstellation oder Vernachlässigung in der Familie zu einer Schädigung einer psychischen bzw. kognitiven Funktion (impairment) führen oder ein sozialer Ausschluss zur Einschränkung von Aktivitäten und dieser wiederum zu einer Muskelatrophie führen. Solche im Schema von rechts nach links verlaufenden Zusammenhänge bezeichnen also Formen des »Behindert-Werdens«.

Selbstverständlich kann aber auch der umgekehrte und sozusagen klassische Zusammenhang – dass eine körperliche Schädigung zu einer Aktivitäts- und Teilhabe einschränkung führt – abgebildet werden. Beispielsweise kann eine Querschnittslähmung zu einer Einschränkung in der Fähigkeit, ein Auto zu steuern, führen, und das zu einem Verlust des Arbeitsplatzes als Busfahrer. Denkbar und von der ICF sozusagen als Normalfall unterstellt, sind Kombinationen von beidem.

Es ist aber wie gesagt wichtig, sich zu verdeutlichen, dass das Schema weder ein Modell von Funktionsfähigkeit und Behinderung schlechthin ist noch ein Modell irgendeiner spezifischen Funktionsfähigkeit oder Behinderung. Genau genommen handelt es sich nur um eine Übersicht theoretisch denkbarer Zusammenhänge. Ob diese vorlie-

gen, bedarf der Überprüfung im Einzelfall. Man kann sich gerade an den in der Fachwelt über die chronische Krankheit bzw. Behinderung »Schizophrenie« kursierenden Modellen verdeutlichen, welche Möglichkeiten das ICF-Schema bietet. Es geht mir im Folgenden nicht darum, darüber einen vollständigen Überblick zu geben oder gar diagnostische Abgrenzungsfragen zu erörtern, sondern darum, exemplarisch zu zeigen, dass die Denklöge der ICF grundsätzlich offen für alle Arten von Modellen ist und darüber hinaus eine hohe Integrationskraft aufweist.

Familien- und psychodynamische Thesen

Der Biologe und Anthropologe Gregory Bateson entwickelte in den 50er-Jahren im Rahmen eines Projekts an der Stanford-Universität bei Palo Alto zusammen mit Kollegen die sogenannte Doppelbindungstheorie der Schizophrenie. Unter Doppelbindungen (double bind) verstanden die Forscher Kommunikationsmuster, die sich durch widersprüchliche Botschaften auf verschiedenen Ebenen der Kommunikation auszeichnen sowie durch Zwänge und Abhängigkeiten, die eine Thematisierung dieses Widerspruchs oder ein Verlassen des kommunikativen Kontexts erschweren oder unmöglich machen. Dieses kommunikationstheoretische Konstrukt wurde mit einer Reihe von (allerdings systematisch mangelhaft dokumentierten bzw. objektivierten) familiendynamischen Beobachtungen in Familien mit einem schizophrenen Mitglied in Beziehung gesetzt. Nach diesen Beobachtungen ließen sich in den Familien erhebliche strukturelle Probleme aufzeigen, wie z. B. Spaltungen in der Ehe und Koalitionsbildungen eines Elternteils über die Generationengrenzen hinweg, unklare Grenzziehungen zwischen den Generationen, Rollenstereotypen, Pseudogemeinschaft im Sinne hoher emotionaler Erwartungen bei gleichzeitiger Leugnung von Bedürfnissen oder ihrer Veränderung aufseiten der Mitglieder, ein nach außen abgeschlossenes, statisches, ideologisches, emotional abhängig machendes Familienmilieu, das eine autonome Entwicklung der

Kinder nicht oder schwer zulässt. Veröffentlicht wurden diese Befunde in deutscher Sprache in dem berühmten Sammelband »Schizophrenie und Familie«, erstmals erschienen 1969. Die Relevanz dieser Beobachtungen für die Klärung der Ursachen für Schizophrenie wurde von den einzelnen Autoren sehr unterschiedlich bewertet. Während die einen sehr vorsichtig argumentierten und in ihren Befunden Faktoren unter anderen sahen, die irgendwie auf die Situation schizophrener Patienten einwirken, formulierte Bateson selbst die Vermutung, die Häufung bestimmter kommunikativer Muster innerhalb einer Familie könne einen Menschen »dazu bringen«, an Schizophrenie zu erkranken (BATESON u. a. 1981, S. 24). Diese starke These wurde weder von Bateson noch von irgendeiner späteren Untersuchung empirisch überzeugend bewiesen. Unklar ist auch, inwieweit die familiendynamischen Konzepte möglicherweise Ursache und Wirkung verwechseln. Möglicherweise sind bestimmte Merkmale von Familien mit einem an Schizophrenie erkrankten Mitglied wie etwa Abschließung gegenüber der sozialen Umwelt, Überbindung, »double bind« ja auch eine Folge der Belastung des Familiensystems durch die Erkrankung selbst (vgl. dazu FINZEN 2001, S. 44).

Wir müssen das hier nicht entscheiden und wir werden im Fall von Hannes Kühn sehen, dass wir es auch nicht entscheiden können. Gerade in seiner Familie werden wir allerdings in der Tat zu Zeugen einer ganzen Reihe der von den Autoren der Palo-Alto-Schule herausgearbeiteten Besonderheiten der Familienkommunikation. Die Frage nach den Ursachen von Schizophrenie werden wir aber einfach deshalb nicht beantworten können, weil sie retrospektiv und an einem Einzelfall schlechterdings nicht beantwortbar ist.

Wer aber die Relevanz der familiendynamischen Ansätze unterstellt, könnte wie folgt argumentieren: Menschen, die als »schizophren« bezeichnet werden, werden vor allem durch ihre Familiensysteme »behindert«, in denen sie in emotionale Abhängigkeiten, kommunikative Paradoxa verstrickt werden, die dann wichtige Entwicklungsschritte (kognitive Entwicklung, Erwerb kommunikativer Fertigkeiten, emotionale Ablösung vom Elternhaus) beeinträchtigen. Diese Einflüsse sind in der Gegenwart und in der Sozialisationsgeschichte der Betroffenen wirksam und führen zu psychischen Symptomen und weiteren Teilha-beausschlüssen. Wollte man nun dieses Modell mit der ICF abbilden,

wäre beispielsweise die Klassifikation von Problemlagen in »Familienbeziehungen«, »informellen sozialen Beziehungen (Teilhabedomänen)« sowie in weitere davon berührte Teilhabe- und Aktivitätsbereiche relevant (wie z. B. »allgemeine interpersonelle Aktivitäten«, »Kommunizieren als Empfänger«, »Kommunizieren als Sender«, aber auch: »Arbeit/Beschäftigung«). Auf der Seite der körperlichen Funktionen und Strukturen würde man, je nach unterstellten Effekten, etwa »Funktionen des Bewusstseins«, »Funktionen der Wahrnehmung«, »Funktionen des Denkens« als problematisch klassifizieren.

Je nachdem, wie stark man die behaupteten Zusammenhänge gewichtet, würde man in dem oben gezeigten Schema die Pfeile in Rechts-links-Richtung führen oder zumindest diese Rechts-links-Richtung betonen.

Stigmatheoretische Modelle

Ein ganz anders gelagerter Versuch der Einbeziehung der Bedeutung sozialer Faktoren, der sehr nahe an den Argumentationen des sozialen Modells von Behinderung liegt, stellt die Einbeziehung stigmatheoretischer Überlegungen dar. Asmus FINZEN (2001) beispielsweise bezeichnet die vielfältigen Formen der Stigmatisierung von an schizophrenen Psychosen Erkrankten und ihren Angehörigen als eine »zweite Krankheit«. Daraus wird schon deutlich, dass in diesem Bezugsrahmen, ähnlich wie bei der Betrachtung einer körperlichen Behinderung, eine wie immer entstandene *erste* Funktionsbeeinträchtigung oder Strukturschädigung vorausgesetzt wird. Dennoch kann die »Behinderung«, eben als ein »Behindert-Werden«, von der gesellschaftlichen Umwelt ausgehen.

Finzen zeigt eindrücklich auf, welche Rolle Vorurteile und Stereotype gegenüber Menschen mit Schizophrenien spielen und wie schnell Menschen mit schizophrenen Erkrankungen aus ganz normalen Alltagshandlungen ausgeschlossen werden, weil gegen jeden Augenschein z. B. davon ausgegangen wird, dass Menschen mit Schizophrenien

immer gefährlich, gewalttätig, unheimlich oder jedenfalls verrückt sind. Menschen mit bekannten oder sichtbaren psychotischen Erkrankungen werden gemieden, einer ganz erheblichen sozialen Distanz und Teilhabeausschlüssen ausgesetzt. Schizophrenen Menschen wird der Führerschein entzogen, sie verlieren ihren Arbeitsplatz bzw. werden gar nicht erst (wegen der Krankheit) eingestellt, sie verlieren oder finden keine Freundinnen oder Freunde noch Partnerinnen oder Partner: »Sie sind gewissermaßen nicht gesellschaftsfähig. Sie teilen dieses Schicksal mit anderen sozialen Gruppen wie schweren Alkoholikern und Drogenabhängigen, Obdachlosen, Fahrenden, bestimmten Ausländern und ethnischen Gruppierungen.« (ebd., S. 103)

Die Betroffenen, bei denen die Erkrankung nicht bekannt ist, verwenden viel Energie darauf, diese Erkrankung zu verbergen, nicht »diskreditiert« zu werden, und nehmen so die dann drohenden Diskriminierungen vorweg (ebd., S. 37). Oft sind die Folgen in beiden Fällen die gleichen: soziale Isolation und Ausgrenzung, Einsamkeit und soziale Entwurzelung bzw. die Angst davor. Damit sind zwangsläufig sekundäre psychische Belastungen verbunden, die einerseits wiederum zurückwirken können auf die eigentliche Erkrankung, unter Umständen Rückfälle provozieren, andererseits aber zu reaktiven Depressionen oder Ängsten führen können bis hin zu Selbstmordabsichten und -handlungen. Finzen wirft in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob Suizidneigungen bei Menschen mit psychischen Erkrankungen nicht eher eine Reaktion auf ihre Lebenssituation sind und eben nicht, wie in der psychiatrischen Perspektive unterstellt, direkter Ausdruck der Krankheit (ebd., S. 57f.).

Interessanterweise sieht Finzen gerade die Schizophrenietheorie der Palo-Alto-Schule als Ausdruck einer Stigmatisierung weniger des direkt Betroffenen als vielmehr der Angehörigen. Für ihn ist diese Theorie gleichbedeutend mit einer Schuldzuweisung an die betroffenen Familien, insbesondere die Mütter. Nun ist es sicher nicht richtig, die These der »schizophrenen Mutter« den Autoren im Umfeld der Palo-Alto-Schule zuzuschreiben. Ihnen gemeinsam ist ja gerade die systemische Betrachtungsweise von Familien, in der sich monokausale Betrachtungsweisen von vornherein verbieten. Die These der schizophrenen Mutter geht vielmehr auf die Psychoanalytikerin Frieda Fromm-Reichmann zurück (vgl. dazu FINZEN 2001, S. 45, HÄFNER

2001, S. 243 f.). Die Arbeiten von Lyman C. Wynne, einem der Palo-Alto-Autoren, Anfang 2007 im Alter von 83 Jahren gestorben, werden vielmehr in einem Nachruf der Washington Post vom 21.1.2007 zu Recht ausdrücklich gewürdigt als »essential to debunking the blaming notion that a child's early family environment, particularly the mother, caused schizophrenia«.

Aber unabhängig davon, ob Finzens Vorwurf, die familientheoretischen Ansätze stigmatisierten die Familie der Betroffenen, gerechtfertigt ist oder nicht: er zeigt deutlich den grundlegenden Unterschied seiner Sichtweise zu der der Palo-Alto-Schule. Während z. B. Batesons Position letztlich darauf hinauslief, »Schizophrenie« überhaupt nicht mehr als medizinisches Problem zu definieren, geht Finzen von einer wie immer gearteten medizinischen Dimension aus, für ihn ist Schizophrenie eine »ernste, in der Regel aber gut behandelbare Krankheit« (FINZEN 2001, S. 135). Die medizinische Dimension wird in seiner Sicht aber durch soziale Stigmatisierungsprozesse überlagert. Sie sind das eigentliche Agens der Behinderung als einer Beeinträchtigung von Aktivitäten und eines Ausschlusses von sozialer Partizipation; sie erzeugen möglicherweise sogar Rückwirkungen auf den Verlauf der eigentlichen Erkrankung selbst oder schaffen – in Form von Depression und Suizidalität – Sekundärsymptome.

Finzens Position entspricht in ihrer Logik ziemlich genau der in Kapitel 1 dargestellten Logik des sozialen Modells der Behinderung, ohne dass er deswegen die gleichzeitige Gültigkeit medizinischer Modelle grundsätzlich infrage stellen müsste. Schizophrene Menschen sind insofern eine unterdrückte, in ihren Lebensmöglichkeiten ungerechtfertigt eingeschränkte Minderheit. Diese soziale Behinderung kommt zu denkbaren Einschränkungen durch das medizinisch fassbare Impairment hinzu. Darüber hinaus können die sozialen Behinderungen wiederum auf die unterstellte Krankheit selbst oder aber auch unabhängig davon auf den Gesundheitszustand der betroffenen Menschen zurückwirken.

Dies entspricht sehr genau der von der ICF angestrebten Sichtweise einer Kombination des medizinischen und des sozialen Modells von Behinderung. Bei der Klassifikation würde man also – je nach Fall – die greifbaren (bzw. unterstellten) Störungsbilder unter Körperfunktionen und -strukturen sehr genau klassifizieren und zugleich

eine sehr genaue Analyse der aufgrund von Stigmatisierungen oder antizipierten Stigmatisierungen erfolgenden Partizipationsprobleme und Aktivitätseinschränkungen vornehmen, die man insofern auch auf die Angehörigen ausweiten könnte, als deren (mögliche bzw. befürchtete) Stigmatisierung wiederum Rückwirkungen auf den Betroffenen selbst haben kann.

Wollte man Finzens Position in das ICF-Schema übersetzen, so würde es in der Tat zu einer ausdrücklichen Nutzung der Doppelpfeile kommen. Dabei beziehen sich allerdings die Auswirkungen von Teilhabeproblemen auf Körperfunktionen und -strukturen nicht durchweg auf dieselben Phänomene wie die umgekehrten Auswirkungen, sondern es kann sich um verschiedene Problemebenen handeln.

Medizinische Sichtweisen – Schizophrenie als »Krankheit des Gehirns«

Zur Schizophrenie gibt es eine ganze Reihe von rein medizinischen bzw. biologischen Theorien. Diese Theorien stützen sich teilweise auf genetische und epidemiologische Befunde. So zeigen beispielsweise eine Reihe von Zwillingsstudien, dass die Konkordanzrate (also die Anteile an Paaren mit zwei erkrankten Zwillingen) bei eineiigen (homozygoten) Zwillingen 50 % beträgt, bei zweieiigen (dizygoten) Zwillingen dagegen nur im Schnitt 10 %. Ähnliche Evidenzen ergeben sich aus Familienanamnesen: Mit wachsender genetischer Nähe eines erkrankten Verwandten wächst auch das Erkrankungsrisiko. Auch neuere Adoptionsstudien deuten zumindest auf einen bestimmten Beitrag genetischer Faktoren zum Krankheitsrisiko hin. Allerdings gibt es bislang keine gesicherten molekulargenetischen Erkenntnisse und unklar ist insgesamt auch der physiologische Wirkmechanismus der angeblichen Erkrankung.

Bezüglich der dabei wirksamen Ursachen und Mechanismen gibt es eine ganze Reihe von Theorien. Sie haben alle gemeinsam, dass sie Schizophrenie für eine Erkrankung des Gehirns halten und dement-

sprechend Strukturschädigungen bzw. Abweichungen und Beeinträchtigungen bestimmter neurologischer Funktionen postulieren. Die Palette hierfür reicht von der Annahme »atypischer Asymmetrien« im Zusammenwirken der beiden Hirnhälften (KARNATH/THIER 2003, S. 654) bis hin zu Vermutungen von Viruserkrankungen des Gehirns in der Kindheit.

Prominent (obgleich nach wie vor nicht letztlich bewiesen) ist die sogenannte Dopaminhypothese der Schizophrenie, die ursprünglich von dem schwedischen Neuropharmakologen Carlsson entwickelt wurde. Dieses medizinische Modell der Schizophrenie möchte ich exemplarisch herausgreifen, auch weil es sich mit einer Reihe psychologischer und klinischer Befunde verknüpfen lässt.

Die Dopaminthese selbst verdankt ihre Entstehung der Beobachtung von Wirkungen von Psychopharmaka, die auf die dopamingesteuerte Erregungsübertragung im Gehirn einwirken. Substanzen, die den Dopaminstoffwechsel bzw. die Dopaminwirkung im Gehirn verstärken, können Symptome einer schizophrenen Psychose hervorrufen (Halluzinationen). Umgekehrt führen Medikamente, die die Aktivitäten der postsynaptischen Dopaminrezeptoren einschränken oder eine Verminderung der Produktion von Dopamin bewirken, zu einer Verminderung psychotischer Symptome.

Dopamin hat im Nervensystem und Gehirn die Funktion eines sogenannten Botenstoffs (Neurotransmitter). Botenstoffe sind wichtig bei der Reizübertragung im Nervensystem. Nervenzellen unterhalten über eine Unzahl sogenannter Synapsen gleichsam Grenzstellen zu anderen Nervenzellen. Dort führt der elektrische Impuls (Aktionspotenzial) zu einer Ausschüttung sogenannter Botenstoffe in den »synaptischen Spalt«. Von der benachbarten Zelle werden (an der sogenannten »postsynaptischen Membran«) diese Botenstoffe von Rezeptorzellen aufgenommen. Die Gesamtwirkung dieser Vorgänge übersetzt sich dann wiederum in eine Erregung der benachbarten Zelle, also der Erzeugung eines »weiterlaufenden« Aktionspotenzials, oder eben in ihre Hemmung. Synapsen haben eine Ventilfunktion (sie übertragen nur in eine Richtung), außerdem ist ihre Leitfähigkeit dauerhaft veränderbar, in Abhängigkeit von der Häufigkeit der Benutzung. Wir wissen heute mit Sicherheit, dass diese Veränderbarkeit (Plastizität) eine Rolle bei Lernvorgängen spielt. Das Dopaminsystem spielt laut

BIRBAUMER und SCHMIDT (2006, S. 617) eine wichtige Rolle bei der Selektion, Gewichtung und Assoziation von (Außen-)Reizen, es ist insbesondere bei der Stabilisierung von Erwartungen beteiligt.

Typische klinische Leitsymptome für Schizophrenie werden in dem Modell durch regionale Überaktivitäten bzw. Ungleichgewichte im Funktionieren des Dopaminsystems erklärt. BIRBAUMER und SCHMIDT (ebd., S. 782 f.) gehen beispielsweise im Fall von Halluzinationen von »Hyperaktivitäten im ventralen dopaminergen Striatum, Putamen und Pallidum«, aus, die wiederum »die Aktivität in der dopaminergen S. nigra pars reticularis erhöht, und von dort werden der N. ventralis anterior des Thalamus und dann der Temporalkortex erregt«. Das könnte beispielsweise eine Erklärung für auditive Halluzinationen, z. B. Stimmenhören, sein. Die beschriebenen »Hyperaktivitäten« können durch bildgebende Verfahren nachgewiesen werden. Diese Überaktivität führe zu einer Störung der kontrollierten Informationsverarbeitung. Das hat, so BIRBAUMER und SCHMIDT (ebd., S. 782), möglicherweise zur Folge, dass in das Arbeitsgedächtnis eine Vielzahl von losen Assoziationen und Außenreizen einfließen, die zugleich eine überstarke Bedeutungszuweisung erhalten. Einerseits kommt es so zu unkontrollierten, »losen«, sehr oft auch »kreativen« Assoziationen, andererseits erhalten eine Vielzahl von Ereignissen und Gedächtnisinhalten eine überstarke Bedeutung (»z. B. das Flüstern einer Gruppe wird zur Verschwörung«, »stille Selbstgespräche werden als laute Stimmen wahrgenommen«). Gerade die immer komplexen und mit Gefühlen verknüpften sozialen Reize könnten dadurch den Charakter einer Belastung erhalten.

Dieses Modell von Schizophrenie soll hier nur stellvertretend für eine ganze Reihe anderer »medizinischer Modelle« stehen. Für sich genommen ist es ebenso wenig »bewiesen« wie jeder andere Erklärungsversuch (einschließlich der sozialen Modelle). Relativ sicher ist aber: Angesichts der statistischen Befunde benötigen wir mindestens eine medizinische Teiltheorie.

Eine solche Theorie wäre als solche ebenfalls problemlos in das System der ICF integrierbar und in ihm abbildbar. In ihrem Klassifikationssystem findet sich dafür eine ganze Reihe von möglichen relevanten Kodiermöglichkeiten. Man würde etwa unter »Körperfunktionen« primär die Bereiche »globaler« und »spezifischer men-

taler Funktionen« berücksichtigen und dort eine ganze Reihe von Problemlagen kodieren. Lassen sich – wie von einigen Studien postuliert – anatomische Strukturschädigungen des Gehirns feststellen, können auch diese entsprechend klassifiziert werden (ohne dass damit schon etwas über ihren »Krankheitswert« ausgesagt wäre). Je nach individueller Beeinträchtigung würde man betroffene Aktivitäts- und Partizipationsbereiche auszeichnen: etwa »Kommunikation«, »Selbstversorgung«. Dabei würden sich in jedem Fall Überlappungen zu den unter a) und b) beschriebenen Kodierungen ergeben, nämlich dann, wenn die betroffenen Funktionen und Aktivitätsbereiche sich überschneiden.

Für die ICF als Klassifikation ist die Frage der Kausalität nur insofern von Belang, als das jeweilige Kausalmodell die Aufmerksamkeit auf verschiedene Bereiche (in der Sprache der ICF: »Domänen«) lenkt. Denkbar ist im Grenzfall aber, dass man identische Kategorisierungen produziert, nur die Kausalverhältnisse und damit das Verhältnis der Pfeile anders akzentuiert. Das Dopaminmodell der Schizophrenie legt als medizinisches Modell zunächst einmal einen Akzent auf die Links-rechts-Richtung der Pfeile. Im zweiten Schritt wären aber auch im Bezugssystem der Dopamintheorie »Rückwirkungen« sozialer Faktoren auf die Behinderung denkbar: etwa in der Wirkung von sozial erzeugten Stresserfahrungen, über die Frage der Leistungsfähigkeit des Gesundheits- und Rehabilitationssystems, aber eben auch über die von Finzen und Häfner beschriebenen Stigmatisierungsprozesse.

Vulnerabilitäts-Stress-Modell am Beispiel des Expressed-Emotions-Konzepts

Ein solcher Vermittlungsversuch liegt in dem sehr populären und mittlerweile weitgehend akzeptierten Vulnerabilitäts-Stress-Modell der Schizophrenie vor. Die multifaktorielle Verursachung der Schizophrenie dürfte als solche heute unbestritten sein, umstritten ist aber nach wie vor, welche Faktoren welche Anteile haben.

Entscheidend für die Entwicklung dieses Konzepts war unter anderem sicherlich, dass genetische Faktoren nur eine Teilerklärung der Erkrankung bieten können. Selbst bei homozygoten Zwillingen, also bei identischem Genom, nennen die entsprechenden Studien im Schnitt nur Anteile von 50 % Erkrankungen beider Geschwister, manchmal auch weniger. Diesen Umstand erklären Vulnerabilitätsmodelle dadurch, dass nicht eine Krankheit vererbt wird, sondern nur eine bestimmte Disposition, eine erhöhte Verletzlichkeit. Damit die Vulnerabilität Krankheitswert gewinnt, müssen bestimmte Belastungen aus der Umwelt der Betroffenen hinzutreten.

Zubin, einer der Hauptvertreter dieser Modellvorstellung, formuliert das so:

»(...) die Anwesenheit einer angeborenen Neigung (reicht) allein nicht aus, um den Genotyp in den Phänotyp umzusetzen, sodass die Einführung eines auslösenden Moments erforderlich ist, das in Form eines Stressors eine bereits vorhandene Vulnerabilität als sichtbare Störung manifestiert.« (ZUBIN 1990, S. 45)

Diese auslösenden Momente werden in späteren Formulierungen des Modells auch als Stressfaktoren bezeichnet und – so verschiedene solcher Stressfaktoren in der Folge auch in Erwägung gezogen wurden – immer in der Umwelt des Menschen angesiedelt.

Zubin weist darauf hin, dass durch die Annahme von verschiedenen Graden von Vulnerabilität auch eine Erklärung des Umstandes möglich sei, dass die Verläufe von Schizophrenien sehr verschieden sein können:

»The one feature that all schizophrenics have in common is not the presence of their illness, but rather the ever presence of their vulnerability. Some of them are highly vulnerable and have repeated episodes. Others are relatively invulnerable and have but one brief episode or none at all. At the onset of an episode, the patient's competence and ability to cope adequately with life's exigencies appear to go underground. At the end of an episode, these attributes tend to reappear (...)« (ZUBIN/SPRING 1977, S. 122)

Außerdem ist damit auch ein verändertes Krankheitsverständnis verbunden. Das medizinische Modell der Schizophrenie wird relativiert:

»There can be little doubt that the ›disease‹-conception of mental disorder (...) influences the expectancies that the community, the hospital

staff, and indeed the patients themselves hold toward an individual who has been hospitalized for psychiatric disorder. Perhaps the proposal to regard the schizophrenic as a vulnerable individual who will develop a temporary episode only under certain provocations can help to place this controversy in proper perspective.« (ebd., S. 121)

Menschen mit Schizophrenie, so die Hoffnung Zubins, könnten unter dieser Perspektive nicht als dauerhaft krank, sondern als in bestimmten Episoden von einer Störung betroffen beschrieben werden, sie seien eben »vulnerable rather than diseased« (ebd., S. 121). Damit wird Vulnerabilität aber fast in die Nähe eines graduell abgestuften Charakter- oder Temperamentsmerkmals gerückt, das nur in Extremausprägung und im Zusammenspiel mit Umweltfaktoren einen dysfunktionalen, »pathologischen« Charakter erhält.

Es rückt nun aber die Frage der (möglicherweise auch therapeutisch zu unterstützenden) Fähigkeiten des schizophrenen Menschen in den Vordergrund, mit bestimmten Belastungsformen zurechtzukommen (competence, coping ability). Die manifeste Erkrankung wird ja gerade als eine Art Überlastungsreaktion angesehen, die in einem Kollaps zentraler psychischer Funktionen (z. B. der Unterscheidung innerer und äußerer Wahrnehmungen, der Affektregulation) mündet. Dementsprechend sieht Zubin in der therapeutischen Vermittlung spezifischer »Coping-Kompetenzen« im Umgang mit Stress eine wichtige Funktion zur Vermeidung von Rückfällen.

Es dürfte deutlich geworden sein, dass auch das Vulnerabilitätsmodell zunächst nur ein Denkschema bezeichnet, das auf sehr viele, auch sogenannte »organische« Erkrankungen angewendet werden kann. Welcher Faktor oder welche Faktoren die Vulnerabilität ausmachen und was als »Stressor« infrage kommt – das sind zunächst offene Fragen. Beispielsweise werden in der Literatur als denkbare Stressoren etwa Virusinfekte und Drogen ebenso diskutiert wie psychosoziale Faktoren und bestimmte biografische Ereignisse (life events). Zubin selbst nennt vor allem zwei Faktoren: die Rolle sozialer Netzwerke »als Puffer oder Auslöser bei der Entwicklung schizophrener Episoden« und die Rolle der familiären Umgebung (ZUBIN 1990, S. 44). Welche Anteile jeweils vererbte Disposition und welche Stressfaktoren haben, auch dazu gibt es nach wie vor sehr unterschiedliche Meinungen. Der psychiatrische »Mainstream« betont gegenwärtig eher die Rolle der

genetischen bzw. biologischen Faktoren. In jedem Fall hat aber das Modell als solches eine produktive Wirkung für die Forschung, da es zu einer Berücksichtigung vieler verschiedener Aspekte und zu einer Öffnung der Fragestellungen führt.

Ein gutes und relativ erfolgreiches Beispiel dafür ist die sogenannte »Expressed-Emotion-Forschung«. Ausgangspunkt dieser bereits auf die 50er-Jahre zurückgehenden Forschungsrichtung war eine bemerkenswerte Beobachtung des amerikanischen Psychiaters George W. Brown. Die Rückfallhäufigkeit bei Menschen mit Schizophrenien, die nach einer Verbesserung ihres Zustands während eines Klinikaufenthalts außerhalb einer Institution Fuß fassten, zeigte eine gewisse Abhängigkeit von der jeweiligen Wohnsituation. Je enger die Bindung an die Personen war, mit denen die Betroffenen zusammenlebten, desto höher waren die Rückfallquoten. Lebten die Betroffenen zur Untermiete oder bei Geschwistern, waren sie sehr gering (0 bzw. 17 %), bei einer Aufnahme im Haus der Eltern oder mit dem Lebenspartner dagegen vergleichsweise hoch (36 % und 50 %). Dieser Befund führte zur Ausarbeitung einer Modellvorstellung und Begründung einer empirischen Forschungstradition, die bis heute anhält.

Brown u. a. gehen davon aus, dass für schizophrene Menschen Kontakte, in denen affektiv Getöntes eine große Rolle spielt, generell belastend sind. Der schizophrene Mensch erscheint »gegenüber emotionalen Mitteilungen in hohem Maße vulnerabel (...), vor allem auch dann, wenn Emotionalität ihn sozusagen über nonverbale Kanäle erreicht« (OLBRICH 1990, S. 15). Um die Wirkungsweise dieses Faktors zu konkretisieren, begann man, differenzierte Instrumente zur Erfassung der Merkmale familialer Interaktion und Kommunikation sowie damit verbundener innerer emotionaler Haltungen zu entwickeln. Mit diesen Instrumenten lassen sich Variablen wie »Feindseligkeit«, »kritische Haltung«, »Zahl kritischer Bemerkungen«, »Unzufriedenheit«, »Wärme«, »Anzahl positiver Bemerkungen« objektivieren und graduell nach ausgedrückter Kritik und emotionaler Verstrickung (»emotional overinvolvement«) abstufen. Auf diese Weise können die Studien zwischen Familien mit einem hohen und einem niedrigen Ausmaß an »Expressed Emotion« (EE) unterscheiden (High-EE-Familien und Low-EE-Familien) und Zusammenhänge zur Rückfallwahrscheinlichkeit untersuchen.

So ergaben englische Studien, dass Patienten, die in Familien mit einem hohen Grad an EE zurückkehren, viermal so oft von Rückfällen betroffen sind wie bei solchen mit einem niedrigen Grad an EE. VAUGHN und LEFF zeigen in einer 1976 veröffentlichten Studie an einer Stichprobe von 128 Patientinnen und Patienten, dass sich die Rückfallquoten innerhalb einer Neunmonatsfrist signifikant unterscheiden. Insgesamt kommt es bei den High-EE-Familien in 51 % der Fälle zu Rückfällen, bei den Low-EE-Familien dagegen nur in 13 % der Fälle. Die Rückfallquote innerhalb der High-EE-Familien steigt dabei, je höher die Zeitdauer des Kontakts zu den Familienangehörigen ist (bei weniger als 35 Stunden Kontakt pro Woche beträgt sie 28 %, bei mehr als 35 Stunden mehr als das Doppelte, nämlich 69 %).

Interessanterweise macht es bei den Low-EE-Familien fast keinen Unterschied, ob zugleich antipsychotische Medikamente eingenommen werden oder nicht. Dagegen spielt die Medikamentierung bei den Patienten mit hohem EE-Wert eine erhebliche Rolle. Bei den Patienten mit einer hohen Kontaktzeit pro Woche, die nicht medikamentös behandelt werden, beträgt die Rückfallquote 92 %; mit Medikamenten noch 53 %. Bei niedriger Kontaktzeit (aber hohem EE-Wert) ergeben sich ohne Medikamente immerhin noch 42 % Rückfälle und mit Medikamenten 15 %. Daraus wird eine sehr wichtige Rolle des Faktors EE für die Rückfallwahrscheinlichkeit insgesamt erkennbar sowie eine deutlich protektive Rolle von Medikamenten, allerdings nur unter der Bedingung hoher EE-Raten.

Beispielhaft möchte ich noch Befunde aus einer neueren Studie zum Thema »Expressed Emotions« herausgreifen. Sie ist vor allem deswegen interessant, weil es sich um eine der wenigen prospektiven Studien handelt und weil darin – im Gegensatz zu den Familienstudien der 50er-Jahre – erkrankte Menschen mit nicht erkrankten Menschen (mit hohem und niedrigem genetischem Risiko) verglichen werden. Die Rede ist von einer finnischen Langzeitstudie, an der auch noch der 2007 verstorbene Psychiater und Familientherapeut Lyman C. Wynne, einer der Autoren der Palo-Alto-Arbeiten, mitgewirkt hatte (vgl. TIENARI/WYNNE u. a. 2004). Die Studie kam folgendermaßen zustande: Von 19 447 Frauen, die in finnischen Psychiatriehospitälern zwischen 1960 und 1979 aufgenommen worden waren, wurden diejenigen ausgewählt, die wegen Schizophrenie oder paranoider Psychosen

behandelt wurden und von denen ein oder mehrere Kinder adoptiert wurden. Untersucht wurden seit 1977 über Jahrzehnte hinweg diese Kinder (und späteren Erwachsenen) und ihre Adoptivfamilien sowie als Kontrollgruppe Adoptivfamilien mit Kindern ohne erkennbare familiäre Belastung.

Neben einer Vielzahl anderer Variablen wurden im Langzeitverlauf insbesondere der psychiatrische Status der Adoptierten erhoben und darüber hinaus mithilfe von Rating-Skalen eine Vielzahl von Merkmalen der familiären Beziehungen und der innerfamiliären Kommunikation. Diese wurden mithilfe von Faktorenanalysen in drei Problemdimensionen gruppiert:

- hohes vs. niedriges Ausmaß an Kritik- und Konfliktpotenzial,
- hohes vs. niedriges Ausmaß an verengten und rigiden Interaktionsmustern,
- hohes vs. niedriges Ausmaß (innerer) Grenzziehungsprobleme.

Interessanterweise greifen diese Dimensionen über die in der EE-Forschung gebräuchlichen (vor allem die erste Dimension) inhaltlich eine ganze Reihe der von den Autoren des Bandes »Schizophrenie und Familie« ins Spiel gebrachten Merkmale auf und versuchen sie statistisch zu operationalisieren.

2004 haben nun die Autoren eine Studie veröffentlicht, die sich mit den Zusammenhängen zwischen der genetischen Vorbelastung, dem psychosozialen Klima der Adoptivfamilien (in den eben dargestellten Dimensionen) und dem Auftreten von schizophrenen Erkrankungen beschäftigt. Dabei wurde auf deren klinische Definition und Diagnose im Sinne des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM-III-R), also des Klassifikationssystems der Amerikanischen Psychiatrischen Vereinigung zurückgegriffen.

Die Ergebnisse bestätigen das Diathese-Stress- bzw. Vulnerabilitätsmodell auf eindruckliche Weise. In der folgenden Tabelle sind die wichtigsten Ergebnisse leicht vereinfacht zusammengefasst. Sie unterscheidet zunächst die adoptierten Personen mit hohem genetischem Risiko von der Kontrollgruppe mit geringem Risiko (festgemacht an einer Erkrankung in der Elterngeneration). Innerhalb dieser Gruppen werden dann wiederum die Anteile der Personen mit einer Diagnose auf eine schizophrene Erkrankung und solche ohne eine solche Diagnose unterschieden (Spalten). In den Zeilen wird dann für die einzelnen

Dimensionen der Familieninteraktions-Skala sowie ihrem Mittelwert unterschieden, ob sich die untersuchten Adoptivfamilien eher durch hohe oder eher durch niedrige Werte auszeichnen.

Tabelle 1: Schizophreniediagnosen in Abhängigkeit vom genetischen Risiko und der familialen Interaktionsqualität (nach TIENARI U. a. 2004, S. 220)

Beziehungs- und Kommunikationsmuster der Adoptivfamilien		Adoptierte mit hohem genetischen Risiko			Adoptierte mit geringem genetischen Risiko		
		Diagnose negativ	Diagnose positiv	n	Diagnose negativ	Diagnose positiv	n
		Problempotenzial gesamt	niedrig	65 (94,2 %)	4 (5,8 %)	69	79 (95,2 %)
Kritik-Konfliktproblematik	niedrig	61 (92,4 %)	5 (7,6 %)	66	83 (96,5 %)	3 (3,5 %)	86
Problematik verengter Interaktionen	niedrig	52 (65,8 %)	27 (34,2 %)	79	67 (93,1 %)	5 (6,9 %)	72
Grenzziehungsproblematik	niedrig	73 (93,6 %)	5 (6,4 %)	78	97 (98,0 %)	2 (2,0 %)	99
	hoch	40 (59,7 %)	27 (40,3 %)	67	52 (89,7 %)	6 (10,3 %)	58
	niedrig	53 (89,8 %)	6 (10,2 %)	59	91 (95,8 %)	4 (4,2 %)	95
	hoch	60 (69,8 %)	26 (30,2 %)	86	59 (93,7 %)	4 (6,3 %)	63

Betrachtet man zunächst die Zeilen, die sich auf die Mittelwerte aus allen drei Dimensionen beziehen, so zeigt sich: Die Anteile der auf Schizophrenie diagnostizierten Menschen liegt in der Gruppe mit hohem genetischem Risiko generell höher als in der Kontrollgruppe mit geringem genetischem Risiko. Es werden insgesamt 22 % der untersuchten adoptierten Personen mit hohem Risiko entsprechend diagnostiziert, aber nur 5 % derer mit geringem Risiko. Das ist für sich genommen ein starker Beleg für die Rolle einer (genetischen) Disposition. Dennoch ist klar: Es handelt sich um einen »schmutzigen«, d. h. nicht eindeutigen, sondern eben statistischen Zusammenhang.

Besonders interessant sind aber nun die Unterschiede im Familienklima der Adoptivfamilien. Bei den Personen mit geringem genetischem Risiko spielt es für den Erkrankungsausbruch praktisch keine Rolle, ob es sich um Familien handelt, die sich durch hoch konfliktreiche, überkritische, rigid-ingeschränkte Interaktionsmuster mit unklaren Grenzziehungen nach innen und nach außen auszeichnen, oder nicht. Die Erkrankungsrate steigt dadurch praktisch nicht an. Das ist ein starker Beleg gegen eine rein familiendynamische Theorie der Schizophrenieentstehung und spricht für den Anteil einer genetischen Disposition bei der Entstehung der Schizophrenie.

Aber: Diese Disposition führt offensichtlich nicht zwingend zu einer manifesten Erkrankung. Gerade bei den Personen mit hohem genetischem Risiko sind dagegen die Interaktionsmuster der Adoptivfamilien von hoher Bedeutung. Handelt es sich nämlich um Familien mit relativ ausbalancierten internen Kommunikations- und Beziehungsmustern, dann unterscheiden sich die Erkrankungsquoten praktisch nicht von denen der Personen mit geringem genetischem Risiko (5,8 % gegenüber 4,8 %). Auch das ist ein aufregender Befund. Tienari und seine Mitautoren nehmen ihn als starken Beleg für eine protektive Funktion stabiler, klar definierter, nicht aufdringlicher und affektiv ausbalancierter Beziehungs- und Kommunikationsmuster in der Familie.

Ganz erheblich wird der Unterschied bei den adoptierten Personen mit hohem Risiko, die in problematischen Adoptivfamilien leben: Hier steigt der Anteil der Schizophreniediagnosen auf 36,8 % der Fälle. Das ist ein sieben Mal höherer Wert als bei der Kontrollgruppe und ein immerhin sechs Mal höherer Wert als bei den Familien mit geringer Problematik (!).

Betrachtet man die Problemdimensionen jeweils für sich, so zeigen sich in allen drei bedeutsame Unterschiede. Besonders wichtig scheinen aber nach diesen Ergebnissen eine Problematik »verengter Interaktionen« sowie die von der EE-Forschung von Anfang an geltend gemachte Problematik konfliktreicher, affektgeladener und mit hoher Kritik an der betroffenen Person verbundener Kommunikation zu sein.

Die Autoren formulieren – ganz in der Linie der ICF – als Fazit ihrer Studie:

»(...) our finding is striking that neither high genetic risk nor dysfunctional family environment alone predicts adoptee illness. This can be interpreted as meaning that genetic risk and the rearing environment have an interactive effect both in promoting the emergence of illness and protecting against such an outcome.« (TIENARI/WYNNNE u. a. 2004, S. 221)

Wie das stigmatisierungstheoretische Modell ist auch diese Variante der Modellierung sozialer (familiärer) Einflüsse auf das Krankheitsgeschehen »Schizophrenie« mit ganz verschiedenen medizinischen Vorstellungen kombinierbar. Voraussetzung ist nur, dass damit eine besondere Vulnerabilität gegenüber engen sozialen Beziehungen bzw. sozialem Stress begründet werden kann. Das trifft z. B. auf die Dopa-

minhypothese zu. Ebenso wie Finzen gehen auch Tienari u. a. davon aus, dass eine Kombination von medizinischem und (psycho-)sozialem Modell zwingend ist. Allerdings hängen die hier geltend gemachten sozialen Aspekte (insofern sie eine Auslöserfunktion bei der Erkrankung haben) enger mit der eigentlichen Krankheitssymptomatik zusammen. Die dabei wirksamen Faktoren greifen zum Teil sogar Phänomene auf, die auch in den familiendynamischen Beobachtungen der Palo-Alto-Schule eine Rolle gespielt haben. Allerdings verbietet sich in dem vulnerabilitätstheoretischen Bezugsrahmen von vornherein eine monokausale Sicht und vor allem eine von Finzen zu Recht kritisierte »Schuldzuweisung« an die Familien. Ferner ist diese Sichtweise durchaus mit stigmatisierungstheoretischen Überlegungen kombinierbar, denn Stigmatisierung und Stigmatisierungsfolgen können auch im Bezugsrahmen eines solchen EE-Modells weitere hinzutretende Faktoren darstellen und in der Tat im Sinne einer »zweiten Krankheit« zusätzliche Wirkungen entfalten.

Insofern gilt auch für diese Modellvorstellung von Schizophrenie: Sie könnte sozusagen auf die Vollversion des ICF-Modells mit allen Doppelpfeilen zurückgreifen und hätte bei der Kodierung – je nach Fall und Wahl des medizinischen Modells – auf alle bislang genannten Domänen der ICF zu achten.

Aus einer solchen komplexen Betrachtungsweise der Erkrankung ergeben sich natürlich auch Folgerungen für die Frage der Rückgewinnung von Handlungsspielräumen für die Betroffenen, ihre Rehabilitation. Zum einen belegen die Befunde der Expressed-Emotions-Forschung durchaus die Nützlichkeit und Wirkung von Medikamenteneinnahmen, zugleich aber legen sie eine dauernde Beziehung und kritische Überprüfung der Medikamentierung insbesondere an der sozialen Lebenssituation des betroffenen Menschen nahe. Asmus Finzen weist darauf hin, dass die Ergebnisse der Expressed-Emotions-Forschung zeigen, wie wichtig es ist, die Angehörigen und überhaupt die sozialen Beziehungen der betroffenen Menschen einzubeziehen. Um Menschen mit Schizophrenien ein selbstbestimmteres Leben zu ermöglichen, sind sie und zugleich die Qualität ihrer Beziehungen zu dem betroffenen Menschen von großer Bedeutung. Entscheidend für die Frage der Rückgewinnung der Lebensqualität der Betroffenen und der Vermeidung von Rückfällen kann z. B. ganz simpel sein, dass die Intensität

der Interaktionen in bestimmten Grenzen gehalten wird. Hier kann bereits eine Einschränkung der Kontakte und die Besetzung von zeitlichen Freiräumen zum Alleinsein als solche eine Bedeutung haben (FINZEN 2001, S. 145). Ich werde an dem Fall von Hannes Kühn zeigen, dass seine individuelle Nutzung des Persönlichen Budgets genau zur Gewinnung solcher Freiräume führt und nicht zuletzt dadurch sein Leben sich entscheidend veränderte.

Die bisherige Darstellung hat eines gezeigt: Welche Ursachenzuschreibungen und Kausalzusammenhänge man auch immer in den Vordergrund stellt, man tut gut daran, der Logik des ICF zu folgen und damit zu rechnen, dass sich in jedem Fall komplexe Interaktionen zwischen sozialen und medizinischen Faktoren ergeben. Oder anders gesagt: »Behindert sein« (im Sinne einer Schädigung einer Körperstruktur oder der Beeinträchtigung einer Funktion) und »behindert werden« ist immer auf eine komplexe Weise miteinander verbunden und vermittelt. Das wird in der Geschichte von Hannes Kühn, die sich auch als Geschichte einer High-EE-Familie lesen lässt, augenfällig werden.

Lebenserzählungen

Wir haben am Beispiel der Modellvorstellungen über Schizophrenie gesehen, wie schwer sich die Wissenschaft tut, der Komplexität von Behindertsein und Behindertwerden gerecht zu werden, Faktoren nachzuweisen, zu isolieren und in ihrer Wirkungsweise für sich zu betrachten. Ihr geht es dabei vorrangig um eine statistisch valide Betrachtungsweise der bei schizophrenen Erkrankungen überhaupt wirksamen biologischen und sozialen Mechanismen. Das Herauspräparieren von Ursachen erfolgt dabei methodisch gesehen vor allem durch Formen des repräsentativen Vergleichens gemeinsamer Bedingungen in einer möglichst hohen Zahl von Fällen. Auch die ICF als Klassifikation hat letztlich den Anspruch, Lebens- und Behinderungsbedingungen von Menschen vergleichbar zu machen und dafür eine gemeinsame Sprache zur Verfügung zu stellen.

Der Preis für diesen Erkenntnisgewinn liegt in der Abstraktion von der individuellen Wirklichkeit der Behinderung. Diese individuelle Wirklichkeit von Behinderung ist aber für die betroffenen Menschen wie auch für ihr persönliches und professionelles Umfeld von großem Belang. Hier geht es weniger um »Ursachen« im Sinne einer Suche nach allgemeingültigen Wahrheiten, sondern darum, dies mit der Frage zu verknüpfen, wie für die Betroffenen Handlungsmöglichkeiten (wieder-)gewonnen werden können. Das heißt nicht, dass die von der Wissenschaft diskutierten Zusammenhänge irrelevant wären, aber sie müssen in concreto am Einzelfall nachvollzogen werden, um handlungsbedeutsam zu werden.

Das setzt ihre Verbindung mit dem »Leben« des Betroffenen voraus. Sobald man aber diesen Schritt tut, kommt eine zeitliche Perspektive ins Spiel – Behinderung ist dann ebenso wie die »Enthinderung« (= Rehabilitation) ein zeitlicher Prozess. Die Autoren der ICF weisen ausdrücklich darauf hin: »Die ICF«, formulieren sie, »liefert einen mehrperspektivischen Zugang zu Funktionsfähigkeit und Behinderung im Sinne eines interaktiven und sich entwickelnden Prozesses. Sie stellt die Bausteine für Anwender zur Verfügung, die Modelle entwickeln und verschiedene Aspekte dieses Prozesses untersuchen möchten.« Aber: »Als Klassifikation modelliert die ICF nicht den ›Prozess‹ der Funktionsfähigkeit und Behinderung.« (DIMDI 2005, S. 23) Diesen zeitlichen Prozess in den Blick zu nehmen, ist aber nicht nur wichtig, um die Frage der Wechselwirkungen besser zu verstehen und damit den Sinn der Doppelpfeile in dem ICF-Schema zu konkretisieren. Das ist auch deshalb wesentlich, weil erst dann die Erfahrung der betroffenen Menschen selbst ins Spiel kommt, denn die individuelle Erfahrung von Behinderung ist natürlich immer eingebettet in die Erfahrung der eigenen Lebensgeschichte. Der Slogan »Man ist nicht behindert, sondern man wird behindert« erhält so gesehen eine weitere, nämlich zeitliche Bedeutung: »Man wird behindert« kann nicht nur als eine Passivkonstruktion gelesen werden (z. B. man wird durch die Vorurteile anderer Menschen behindert.), sondern im Sinne von »Werden« als eines zeitlichen Prozesses (so wie man z. B. von »krank« oder »gesund« werden oder von »stark werden« spricht).

Es geht also um eine biografische Rekonstruktion eines Einzelfalls. Dabei stellt sich sofort die Frage, wie das möglich ist. Denn dazu ist man

wie bei jeder Rekonstruktion vergangener Ereignisse auf die Erfahrung und die Berichte derer angewiesen, die Zeugen dieses Prozesses waren, also wesentlich des Betroffenen selbst und seines persönlichen Umfelds. Diese Berichte sind notwendig retrospektiv und damit an eine bestimmte Perspektive gebunden. Die dabei gewonnenen »Daten« haben deshalb nochmals einen anderen Status als Daten, wie sie bei den dargestellten wissenschaftlichen Modellierungen von Schizophrenie zugrunde gelegt werden.

Welchen, das müssen wir uns in den folgenden Überlegungen zu den Besonderheiten biografischer Daten und Datenerhebung verdeutlichen. Dazu ist es notwendig, sich zunächst einmal zu fragen, was überhaupt »Biografie« meint.

Wie »objektiv« sind lebensgeschichtliche Erzählungen?

In der Biografieforschung war und ist es nach wie vor üblich, zwischen Lebenslauf und Biografie zu unterscheiden. Unter dem Lebenslauf wird die Folge der objektiven, nachprüfbaren Ereignisse verstanden, die unabhängig davon, wie der Betroffene oder wer auch immer sie interpretiert, so sind, wie sie sind. Die Biografie dagegen ist das irgendwie äußerlich oder innerlich gespeicherte, dokumentierte, erzählte, in eine Geschichte gefasste Leben. Das legt schon die griechische Grundbedeutung des Wortes nahe, in dem die beiden Wörter »bios« = Leben und »graphein« = schreiben miteinander verbunden werden. Biografie ist das ge- bzw. beschriebene Leben. Es muss sich dabei nicht immer um ein Buch handeln. Biografie meint so gesehen den interpretierten Lebenslauf und ist deswegen immer subjektiv, während die Folge der Lebensereignisse einfach so war, wie sie war.

Nun gibt es in diesem Zusammenhang zwei grundsätzlich verschiedene Problemstellungen, eine methodische und eine, sagen wir mal: ontologische. Mit »methodisch« meine ich: Wie kommen wir eigentlich zu verlässlichen Angaben zu den Ereignissen in einem Lebenslauf? Mit »ontologisch« ist gemeint: Welche Gewähr haben wir dafür, dass

überhaupt nachträglich rekonstruierte Ereignisse wirklich so stattfanden? Die Hauptquelle, manchmal sogar die einzige Quelle über eine Lebensgeschichte ist ja eben die biografische Erzählung, man könnte also etwas unbestimmt sagen, die »subjektive« Sichtweise. Und man könnte argumentieren, daran ändere sich letztlich auch nichts, wenn man weitere Quellen hinzuziehen würde, z. B. Akten, Dokumente, Geburtsurkunden, die Berichte anderer Personen u. a. m. Denn auch dahinter stecken letztendlich nur weitere, wenngleich meist unbekannt, anonyme Subjekte mit ihren spezifischen Sichtweisen. Man könnte versucht sein, damit die Verlässlichkeit schlechthin jeder Erzählung anzuzweifeln. Unser Gedächtnis ist auf eine Weise, die wir uns selbst oft nicht deutlich machen, von einer Vielzahl von gegenwärtigen und vergangenen Interessen bestimmt und es ist oft auf eine bestürzende Weise unzuverlässig. Beispielsweise berichtet Harald WELZER (2005, S. 187 ff.) in seiner Arbeit über das »kommunikative Gedächtnis« von Menschen mit Kriegserinnerungen, welche, ohne dass ihnen das selbst bewusst war, in Wirklichkeit aus einem Film stammten, der allerdings das Bewusstsein der Kriegsgeneration sehr geprägt hatte.

Insofern kann man sagen, dass das Problem des Realitätsgehalts biografischer »Erinnerungen« sich in jedem Falle stellt, aber eben auch in besonderer Weise bei Menschen, bei denen wir unterstellen, dass sie in einer Wirklichkeit leben, die sich von der sozialen Umwelt in mehr oder weniger erheblicher Weise unterscheidet, wie z. B. bei Menschen, die an Schizophrenie erkrankt sind.

Es gibt eine bei oberflächlicher Betrachtung sehr radikal klingende Antwort auf dieses Problem: nämlich das, was wir unser Leben nennen, generell als etwas Subjektives oder eben, wie oft formuliert wird, als eine »Konstruktion« anzusehen und die Frage nach der Wirklichkeit auszuklammern bzw. zu unterstellen, (subjektive) Wirklichkeit werde eben durch diese Konstruktion geschaffen. Sie hat dann zwar, könnte man sagen, als solche Wirklichkeitscharakter, sie entfaltet »Wirkungen«. Denn es ist durchaus folgenreich, ob ich mein Leben als ein im Wesentlichen schiefgegangenes Unternehmen konstruiere oder als einen tiefen Absturz, dem jetzt ein geduldiger Prozess des Wieder-Hocharbeitens folgt. Aber es ist in dieser Sichtweise dann letztlich sinnlos zu fragen: »Ist das die richtige Konstruktion?« – »Was ist wirklich geschehen?«

Bei der Analyse von biografischem Material erspart einem diese Sicht der Dinge unbestreitbar viel Arbeit und Mühe. Die ohnehin nie mit letzter Sicherheit zu beantwortenden unbequemen Fragen nach dem, was wirklich passiert ist, erübrigen sich und man konzentriert seine Aufmerksamkeit darauf, was erzählt wird und wie es erzählt wird. Der eigentliche Untersuchungsgegenstand wird dann ausschließlich der Bericht über das Leben in seiner immanenten Struktur, nicht aber das, worauf der Bericht sich seinerseits bezieht. So gesehen wäre es dann aber gleichgültig, ob ich eine fingierte Autobiografie, einen Roman in der Ichform oder die Erzählung eines leibhaftigen Menschen untersuche. Ich beschäftige mich allein mit der narrativen Struktur der Biografie selbst. In Bezug auf das, was üblicherweise als Realität bezeichnet wird, kann ich mich dann mit der Feststellung begnügen: »Wir können diese Realität eh nicht zu fassen kriegen, weil sie unfassbar komplex ist« (so z. B. HAHN 1988). Oder aber ich wage die kühne Behauptung: »Es gibt überhaupt keine biografische Realität außerhalb meines Redens darüber.« (So letztlich NASSEHI 1994, vgl. auch SCHIMANK 1988.)

Das ist allerdings ersichtlich nicht unser Standpunkt, wenn es um uns selbst geht. Denn für uns als biografische Erzähler ist es durchaus wichtig zu wissen, ob das, woran wir uns erinnern, wirklich so war oder ob es nur vermeintlich so war. Niemand geht im Ernst von der Überzeugung aus, dass die Vergangenheit letztlich eine »freischwebende, sich selbst tragende Konstruktion« (SCHIMANK 1988, S. 65) ist. Niemand kann mit dem vollen Bewusstsein leben, eine Illusion als Vergangenheit zu haben.

Dennoch ist es schwierig im Einzelnen herauszufinden, was »wirklich war«. Das gilt schon für das eigene Leben, wie viel mehr bei der Beschäftigung mit Biografien anderer, z. B. in unserer Eigenschaft als Biografieforscher. Meistens verlassen wir uns auf Kriterien der inneren Konsistenz oder wir stellen im Zweifelsfall Erkundigungen an und ziehen zusätzliches Wissen, manchmal weitere Zeugen heran. Beispielsweise kommt es in den Interviews mit Hannes Kühn und seinem Bruder immer wieder zu Einsprengeln von als Kindheitserinnerung inszenierten Erzählungen, dass der »Teufel die Kellertreppe hinunterspaziert«, man »im Keller geschlagen« wird; oder dass beim Versuch, mit einem Boot von zu Hause auszureißen, eine Wasserleiche

gefunden wurde. Wie geht man als Forscher damit um? Man hat keine andere Möglichkeit als die, sich auf die Suche nach Bestätigungen von Dritten oder aus sonstigen »Quellen« zu machen. In dem Fall mit der Wasserleiche zumindest gelang das – die Eltern wussten von dieser Geschichte und hatten ihre eigene Perspektive darauf. Das ist letztlich kein Beweis, aber es macht die Geschichte glaubhafter.

Das Problem, keine letzte Sicherheit über Ereignisse erlangen zu können, die in der Vergangenheit liegen, und damit auf Kriterien wie Konsistenz, Abgleich mit weiteren Quellen und Zeugenschaften angewiesen zu sein, besteht allerdings nicht nur in der Biografieforschung. Journalisten berichten in aller Regel über bereits Vergangenes, Historiker wollen herausfinden, was vor 100 oder 200 oder noch mehr Jahren genau passiert ist, Evolutionsforscher versuchen die Entstehung oder das Aussterben von Arten zu dokumentieren, ein Richter den Hergang einer Mordtat zu rekonstruieren – immer geschieht dies auf der Basis von nur mehr oder minder verlässlichen Indizien, Spuren, widersprüchlichen oder inkonsistenten Aussagen, Dokumenten, für deren Echtheit es keine absolute Garantie gibt, und der Überprüfung ihrer Passung und Konsistenz. Wir unterstellen in all diesen Fällen durchaus, dass es wahrscheinlichere oder weniger wahrscheinlichere Versionen gibt und dass eine bestimmte wahrscheinliche Version bis auf Weiteres gilt, jedenfalls bis neue Indizien ins Spiel kommen. Man kann niemals ausschließen, dass biografischen Interviews entnommene Informationen bzw. daran anknüpfende Rekonstruktionen von Ereignissen oder Ereignisverknüpfungen falsch sind. Allerdings gilt das für jede Art von historischem Wissen: Es ist letztlich ebenso ungewiss wie Prognosen über die Zukunft. Bis auf Weiteres – nämlich bis zum Auftauchen widersprüchlicherer weiterer Indizien – gehen wir eben von einer bestimmten Version aus.

Manche Biografieforscher versuchen dieses Problem dadurch abzumildern, dass sie zwischen objektiven, sozusagen überwiegend deutungsfreien Daten und deutungsgebundenen und insofern subjektiven Daten unterscheiden. Bei den erstgenannten würde dann eine Überprüfung möglich sein (sie können wahr oder falsch sein). Bei den subjektiven Daten dagegen wäre eine Überprüfung überflüssig, weil es sich um Gefühle, persönliche Deutungen usw. handelt, die ohnehin nicht »falsch« sein können. Diese Betrachtungsweise lässt

sich aber ihrerseits infrage stellen. Mit der Unterscheidung vermeintlich »harter« objektiver Daten von »weichen« subjektiven Daten wird nur ein Problem der leichteren oder schwereren (bzw. sehr oft unmöglichen) Nachprüfbarkeit übertrieben. Denn rein logisch betrachtet kann auch die Behauptung, das erreichte Abitur habe die und die Bedeutung für jemanden (egal ob in der Vergangenheit oder Gegenwart) genauso unwahr bzw. falsch sein wie das Datum und Ergebnis des absolvierten Abiturs als solchem. Jemand kann z. B. lügen oder sich etwas vormachen oder sich selbst missverstehen oder im Nachhinein eine Interpretation eines früheren Ereignisses geben, die damals keine Rolle spielte. Es könnte beispielsweise ein enger Freund auftreten und sagen: »Damals hast du dich überhaupt nicht besonders darüber gefreut. Es war dir egal.« Oder er könnte sagen: »In Wahrheit ist dir nach wie vor etwas unbehaglich zumute, weil du wegen deines Abiturs in deiner Familie einen Außenseiterstatus bekommen hast.« Natürlich mögen wir es nicht, wenn andere Menschen auf diese Weise unsere Selbstdeutungen konterkarieren und praktisch behaupten: »Ich weiß etwas sehr Intimes über dich besser als du selbst.« Aber jeder von uns kennt solche Beispiele und jeder von uns kennt Beispiele, bei denen man dem außenstehenden Beobachter recht geben muss.

Genau genommen gibt es keine perspektivenfreien Aussagen, aber genauso genau genommen können alle perspektivischen Aussagen wahr oder falsch sein, nämlich als solche entweder zutreffend oder eben nicht. Wir haben nur manchmal (fast) keine Möglichkeiten, das für andere überzeugend festzustellen. Diese Überlegungen laufen alle auf das möglicherweise überraschende Fazit hinaus: Im Grunde gibt es keine subjektiven Daten in dem Sinne, dass wir bei bestimmten Daten auf eine Konsistenzprüfung verzichten könnten. Sogenannte subjektive Sachverhalte sind nicht weniger oder in einem anderen Sinne wirklich als ein objektives Datum wie etwa ein Geburtstag. Sie sind aber auch nicht in irgendeinem Sinne von vornherein glaubwürdiger in dem Sinn, dass sie einem ein Wahrheitsproblem ersparen würden. Dass es – wie gesagt – Unterschiede in den Möglichkeiten bzw. Unmöglichkeiten gibt, herauszufinden, was denn wirklich passiert ist oder der Fall war, das kann freilich niemand bestreiten. Im Zweifelsfall muss man es dann eben offenlassen.

Noch komplizierter wird es, wenn wir berücksichtigen, dass wir aus unserer Gegenwart heraus vergangene Ereignisse oder Abläufe jeweils anders deuten, in andere Zusammenhänge stellen können und müssen, einfach aus dem Umstand heraus, dass wir inzwischen andere Erfahrungen machen, zu denen wiederum das Vergangene in (auch neue) Beziehungen tritt und sich die alten Zusammenhänge mehr oder weniger deutlich umstrukturieren. Dies geschieht fortwährend auf unmerkliche Weise. »Die Zeit heilt alle Wunden«, »Mit der Zeit wirst du das schon verstehen« – das sind Umschreibungen für den Sachverhalt, dass wir uns in einem Kontinuum sich ständig wechselnder (zeitlicher) Perspektiven bewegen, und dieser Sachverhalt bedingt, dass wir niemals »eine« fertige Lebensgeschichte haben, sondern immer eine mehr oder weniger bestimmte, ebenso von unserer Gegenwart und (jetzigen) Zukunft bestimmte Perspektive, die wir in Bezug auf einen bestimmten zurückgelegten »Weg« einnehmen.

Alle (biografischen) Aussagen und Angaben sind perspektivisch, ohne dass das ihrer Objektivität irgendeinen Abbruch leisten würde. Alle subjektiven Relationen sind ebenso gut in objektive Relationen (des ungeschickt gewählten Standorts, der Übermüdung, der spezifischen Beziehung, die in einem Gefühl – z. B. der Eifersucht – zum Ausdruck kommt) übersetzbar. So gesehen erübrigt sich letztlich eine strikte Einteilung in »objektiv« und »subjektiv«, in »Lebenslauf« und »Biografie«. Wir müssen uns nur von dem Gedanken trennen, Perspektiven seien – in den Worten des amerikanischen Sozialphilosophen George Herbert Mead – »Verzerrungen von irgendwelchen vollkommenen Strukturen« oder »Selektionen des Bewusstseins aus einer Gegenstandsmenge, deren Realität in einer Welt der Dinge an sich zu suchen ist« (MEAD 1969, S. 215). Perspektiven sind vielmehr: wirklich, objektiv.

Ganz und gar nicht hinfällig ist so der Begriff »Lebenslauf« im Sinne des wirklich so abgelaufenen Lebens einschließlich aller darin eingenommenen und einnehmbaren, zeitlich (und räumlich) lokalisierbaren Perspektiven. Diese Wirklichkeit ist uns zwar nicht mehr direkt zugänglich (also so, wie wir Zeugen eines gegenwärtigen Geschehens sein können), sie ist aber als Referenzpunkt, als Wirklichkeit unterstellt und es hilft nichts, diesen Referenzpunkt wegzudefinieren, bloß weil wir

ihn von der Gegenwart aus nur mit mühsamen und niemals sicheren Indizienbeweisen erreichen. Wir würden damit etwas als Lösung des Problems angeben, was letztlich darauf hinausläuft, das Problem zu leugnen.

Gedächtnis und Biografie

Aus den eben vorgestellten Überlegungen geht hervor, was viele Biografie- und Gedächtnisforscher immer wieder festhalten: wie irrtumsanfällig, wie täuschungsfähig und täuschungsbereit (!) das ist, was überhaupt erst so etwas wie Lebensgeschichte, Biografie möglich macht: nämlich unser Gedächtnis. Das ist für biografische, aber letztlich jede historische Forschung eine immer mit zu bedenkende Hypothek, an der sich aber nichts ändern lässt.

Allerdings gilt diese Unzuverlässigkeit nicht so absolut, wie man denken sollte. Das hat mit einem Aspekt von Geschichte und Gedächtnis zu tun, der in den letzten Jahrzehnten zunehmend in den Blick ganz unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen gerückt ist. Unser Gedächtnis beschränkt sich nämlich nicht auf das, was wir im Alltag als Gedächtnis bezeichnen. Darunter verstehen wir im Grunde genommen ja zwei verschiedene Formen des Sich-erinnern-Könnens, des Behaltens von Informationen (und in diesem Zusammenhang dann auch zwei verschiedene Formen des Vergessens). Ich kann mich daran erinnern, was ich gestern oder vor zwei Monaten an einem Wochenende erlebt habe: z. B. einen Ausflug in den Schwarzwald gemacht, Mountainbike gefahren, eine Ausstellung zum Thema »Waldsterben« besucht, mit meinen Kindern ein Eis gegessen. Ich erinnere also Ort und Zeit eines Geschehens. Die andere Form des Gedächtnisses ist uns schon nicht so deutlich vor Augen, aber wir nehmen darauf Bezug, wenn wir auf ein (Bescheid-) Wissen Bezug nehmen und dann sagen, dass wir es vergessen haben oder uns nicht mehr an etwas erinnern, z. B. was »Regenschirm« auf Französisch heißt. Die beiden Gedächtnisformen können miteinander verbunden sein, etwa wenn ich mich daran erinne-

re, wo ich das Wort »parapluie« gelernt habe, z. B. damals, als wir von einem Gewitterregen in der Straßburger Altstadt überrascht wurden. Ich kann dieses Ereignis vergessen haben, aber trotzdem das Wort »parapluie« behalten haben. Das heißt, unser Gedächtnis für Fakten, für Wissen, für kontextunabhängige Gegebenheiten ist nicht deckungsgleich mit unserem Gedächtnis für Ereignisse und Geschehnisse in unserem Leben. Die Wissenschaft spricht – allerdings differieren die Begriffe von Autor zu Autor – im ersten Fall von semantischem, im zweiten Fall von episodischem Gedächtnis. Gemeinsam ist beiden Gedächtnisformen unter anderem, dass sie beide im Sinne eines bewussten Abrufes von Informationen funktionieren. Zusammengefasst werden die beiden Gedächtnisarten unter dem Überbegriff des deklarativen Gedächtnisses, das ist dasjenige Gedächtnis, bei dem etwas »erklärt«, »kundgegeben« wird.

Das episodische Gedächtnis hängt aufs Engste mit dem biografischen Wissen zusammen, für das wir uns bei unseren Interviews natürlich interessieren, und für diese Gedächtnisform gilt alles, was wir bereits über die Täuschungsanfälligkeit und Täuschungsbereitschaft gesagt haben. Allerdings kann auch für biografische Fragestellungen das semantische Gedächtnis interessant sein, denn immerhin sagt es etwas über einen Menschen und seine biografischen Erfahrungen ebenso wie über seine biografischen Möglichkeiten aus, ob und dass er z. B. Französisch spricht. Jedes Wissen verweist auf eine Erwerbssituation und auf eine eventuelle Anwendungssituation, indem es sozusagen als Ressource wirksam werden kann. Beispielsweise wird in den Interviews mit Hannes Kühn einfach durch die Erwähnung bestimmter Sachverhalte, aber auch im reflektierten Sprechstil deutlich, dass er mit Situationen vertraut ist, in denen das Einbringen, Erfragen und Umgehen mit Bildungsgütern (Lektüre, philosophische Überlegungen, Kenntnisse der Psychologie) gefragt ist. Diese Kenntnisse muss er irgendwie erworben haben und darüber hinaus müssen ihm solche Situationen der Typik nach vertraut sein, er muss gelernt haben, damit umzugehen, sodass man zumindest auf das generelle Vorkommen solcher Episoden Rückschlüsse ziehen kann. Das ist natürlich kein Beweis, aber es ist ein wichtiges Indiz.

Dies deklarative Gedächtnis ist jedoch nur die eine Seite der Medaille, mindestens genauso spannend sind die sogenannten nichtdeklarativen

Gedächtnisformen, die gemeinsam haben, dass bei ihnen weder der Erwerb der Gedächtnisinhalte noch ihre Anwendung in einer gegenwärtigen Situation (zwingend) bewusst sind oder sein müssen. Man könnte also sagen, es handelt sich um ein Gedächtnis, das gar nichts von sich weiß. Das klingt auf den ersten Blick paradox. Gemeint ist aber etwas sehr Einfaches und Alltägliches: Beispielsweise gehorchen eine Unzahl von Fertigkeiten und Kompetenzen dieser Art von Gedächtnis: Wie man Klavier spielt, wie man einen Dialekt spricht, einen Bleistift spitzt, welche Körperhaltung man einnimmt, wie man mit einem Basketball umgeht, wie man bestimmte Laute spricht (z. B. ein deutsches »ch« wie in »lachen«) – das haben wir ohne Zweifel in vielen vergangenen Situationen gelernt, das wurde von uns irgendwie gespeichert, aufbewahrt. Insofern handelt es sich um eine Form des Lernens und damit um Gedächtnis. Allerdings können wir uns weder daran erinnern, dass noch wann wir das »gelernt« haben. Natürlich könnte man einwenden, dass man sich bei einer gewissen Art dieser Fertigkeiten durchaus an die Erwerbssituationen erinnert: Man hat vielleicht nicht Schwäbisch, so aber doch Basketball- oder Trompetenspielen geübt. Aber auch bei den zuletzt genannten Fähigkeiten wird das eigentlich Entscheidende erlernt, ohne ins Bewusstsein zu treten, nämlich über eine Art körperlich ablaufendes Trial-and-Error-Verfahren (vgl. KASTL 2004). In der Regel sind diese Fertigkeiten nämlich zu komplex, als dass sie explizit erlernt werden können – beispielsweise können wir uns gar nicht vollständig bewusst machen, wie genau wir ein »ch« aussprechen oder was wir im Detail machen müssen, um einen glanzvollen Ton auf der Trompete hervorzubringen. Mit anderen Worten: Es gibt zwar beim Trompetenspielen durchaus deklarative Wissensanteile und demgemäß erinnerbare Lernsituationen. Aber gerade das Entscheidende, eben all das, was geübt werden muss, ist weitgehend nichtdeklarativ. In der Anwendung dieses nichtdeklarativen, oft als implizit bezeichneten Wissens ist Bewusstsein ebenfalls weder nötig noch erwünscht. Vielmehr ist es uns in Fleisch und Blut übergegangen, wir mobilisieren das Gelernte, ohne es zu merken.

Die Forschung des letzten Jahrzehnts konnte eine ganze Reihe von Lernformen als nichtdeklarativ identifizieren. Das gilt für die bereits beschriebenen Fertigkeiten ebenso wie in sehr weitem Ausmaß für den Erwerb der Primärsprache, es bezieht sich auf bestimmte Formen

des Wahrnehmungs- und emotionalen Lernens ebenso wie auf über Konditionierung laufende Lernprozesse und auf sogenannte Gewohnheiten. Es werden aber auch abstraktere Fähigkeiten berührt, wie z. B. das Erlernen von komplexen Regeln, von Typen und von Kategorienvissen (SQUIRE/KANDEL 1999; KASTL 2004). In der Soziologie hat man diesen Aspekt menschlichen Lernens unter dem Begriff »Habitus« zusammengefasst (KASTL 2007). Darunter kann man ganz einfach die Gesamtheit der sozial erlernten und »eingefleischten« Denk-, Wahrnehmungs- und Verhaltensgewohnheiten eines Menschen verstehen: Kommunikationsstil, Auftreten, Gehabe, alle Kompetenzen, die auf einem praktischen, impliziten Wissen beruhen. In der Regel entzieht sich der Habitus (gerade weil es sich um in Fleisch und Blut übergegangene, zur Selbstverständlichkeit gewordene Strukturen handelt) unserem expliziten Bewusstsein, obwohl wir auf den Habitus anderer Menschen in der Regel sehr sensibel (aber gleichfalls eher intuitiv) reagieren: Sie sind uns sympathisch oder nicht, wir »können mit jemandem« oder wir fangen im Gegenteil nichts mit ihm an. Der Habitus steht dabei in engem Zusammenhang mit unserer sozialen Position. Die Art, wie wir reden, ist geprägt von sozial verteilten Ressourcen wie Bildung, sie hängt ab von den mannigfachen sozialen Beziehungen, in denen wir stehen und die uns ganz bestimmte kommunikative Gewohnheiten nahelegen. Der Gesprächsstil zwischen Montagearbeitern auf einer Baustelle bei Wurstbrot und Bildzeitung unterscheidet sich grundlegend von dem zweier Teilnehmerinnen eines Volkshochschulkurses über Feng-Shui-gerechte Wohnungseinrichtung. Deswegen ist der Habitus aber selbst eine Ressource, er legt bestimmte potenzielle Anknüpfungspunkte für soziale Beziehungen nahe und macht andere eher unwahrscheinlich.

Dieser Gedanke wird eine wichtige Rolle spielen, wenn wir beispielsweise das Auftreten, den Stil, die Art und Inhalte der biografischen Erzählungen von Hannes Kühn mit dem seines Bruders vergleichen und uns mit der Frage beschäftigen werden, ob und wie diese Unterschiede im Verhalten, in den Einstellungen, der gesamten Lebensorientierung mit der sozialen Lagerung der Familie insgesamt und ihrer Veränderung in der Kindheit der beiden Brüder zusammenhängen könnten. Hier werde ich immer wieder auf solche in diesem Fall sehr unterschiedliche habituelle Züge verweisen und dazu Wörter

verwenden wie beispielsweise »Gelegenheitsorientierung«, »Bildungsbeflissenheit«.

Wieso lege ich das hier so ausführlich dar? Einfach deswegen, weil das ein mittlerweile bis in neuropsychologische Erkenntnisse hinein zunehmend wissenschaftlich relevanter Hintergrund ist für das, was Heinz Bude als die »Lebenskonstruktion« eines Menschen bezeichnet hat – jene Muster, die wir in seiner Art und Weise zu sprechen, in den impliziten Sinnstrukturen seiner biografischen Erzählung und seiner Lebenseinstellung dingfest machen können und die immer ein zentrales, wenn nicht das zentrale Ergebnis biografischer Forschung darstellen. Wir lesen aus den Gewohnheiten, dem Stil eines Menschen beim Sprechen, aus seiner Art der Selbstdarstellung, der Wahrnehmung seiner Umwelt und der anderen etwas über seine Geschichte heraus, ohne dass wir dabei schon bestimmte Lebensereignisse im Blick hätten.

Gewohnheiten sind Kondensate der Vergangenheit, Niederschläge unserer Lebensgeschichte, die den Vorteil haben, unmittelbar beobachtbar zu sein. Für diese Art von Einblick in die Lebensgeschichte gilt: Er ist in der Gegenwart möglich, Vergangenheit wird darin sozusagen wahrnehmbar, sogar reproduzierbar, in der Gegenwart der Forschung dokumentierbar. Nichtdeklarative Gedächtnisinhalte sind so gesehen sehr viel verlässlichere Zeugen als (deklarative) Erinnerungen. Wer sehr gut Basketball spielen kann, muss zwingend in der Vergangenheit Basketball gespielt haben und damit mit einer ganz bestimmten sozialen Sphäre in Berührung gekommen sein. Wer über ausgesuchte Tischmanieren verfügt, muss sich in Kontexten bewegt haben, die darauf Wert gelegt haben. Wer einen bestimmten Dialekt spricht, muss in einer bestimmten Region aufgewachsen sein oder Kontakt mit solchen Sprechern gehabt haben. Wir können merken, dass jemand nie eine Schule besucht hat.

Alle diese Daten verraten oft mehr und Verlässlicheres über einen Menschen und über das Leben eines Menschen als die Kenntnis einer Unmenge von Ereignissen. Der Habitus kommt in der Gegenwart im Verhalten zum Ausdruck, in den Vorlieben und Abneigungen, in Kompetenzen und Unvermögen, in den Assoziationen, die durch bestimmte Gerüche, jahreszeitliche Rituale und anderes geweckt werden. Daraus sind zwar in der Regel nicht konkrete Einzelereignisse

und Ereignisfolgen erschließbar, wohl aber bestimmte grundsätzliche Strukturen und Muster der Lebensgeschichte. Dies alles sogar mit viel geringerer Irrtumsanfälligkeit und größerer Sicherheit als bei den (Re-)Konstruktionen des autobiografischen (episodischen) Gedächtnisses. Das ist gerade in der Auseinandersetzung mit Menschen bedeutsam, deren (explizites) Gedächtnis infolge von Amnesien oder von Demenzerkrankungen geschwächt ist, oder eben auch bei Menschen mit psychischen Erkrankungen, für die das charakteristisch ist, was Psychiater als »Wahn« bezeichnen. Ich möchte deshalb gerade im Fall von Hannes Kühn diese Art von Daten im Rahmen der biografischen Analyse sehr ernst nehmen und generell dafür plädieren, Habitusanalyse und Biografieanalyse miteinander zu verknüpfen. Genau genommen ist Habitusanalyse immer auch Biografieanalyse. Der Habitus eines Menschen ist ja nichts anderes als der Niederschlag seiner Lebensgeschichte, die in seinem körperlichen Aussehen, seinen Verhaltens- und Wahrnehmungsweisen, seinen Denkweisen, seinem Lebensstil zum Ausdruck kommt.

Habitus in diesem Sinne hat aber nicht nur Bezug zur Vergangenheit, sondern auch zur Zukunft und ist daher relevant für alle Zeitdimensionen der Lebensgeschichte. Denn mein Habitus hat – ebenso übrigens wie die Gesamtheit meiner bewussten, deklarativen Kenntnisse und Wissensbestände – eine Ressourcendimension. Das soll heißen, er prädestiniert mich für bestimmte Handlungen und für andere eher nicht, er legt Passungen fest, macht es wahrscheinlich, dass ich mit bestimmten anderen Menschen gut kann, mit anderen eher nicht, dass ich in bestimmten (sozialen) Kontexten mich souverän bewegen kann und in anderen eher nicht. Das bedeutet, dass der Habitus natürlich nicht der einzige, aber ein sehr wichtiger Faktor dafür ist, welche Lebensmöglichkeiten sich mir in Zukunft bieten und welche sich mir eher verschließen.

Deklaratives und non-deklaratives Gedächtnis (Habitus) sind zugleich Körperstrukturen und -funktionen wie auch in bestimmten sozialen Situationen erworbene Kompetenzstrukturen. Sie entsprechen somit genau der vom ICF-Modell so betonten Interaktion von Körper, Aktivitäten und sozialer Partizipation. Und d. h. zugleich: Sie können sowohl von Behinderung im Sinne einer medizinisch fassbaren Schädigung betroffen sein (Amnesien, z. B. durch Unfall, Substanzmissbrauch

o. Ä.), aber auch Ausdruck eines sozialen Behindert-Werdens sein, etwa bei Lernbehinderungen, sozioemotionalen Deprivationen, psychischen Behinderungen infolge traumatisierender Ereignisse.

Lebensweg und biografische Perspektive

Wir gebrauchen in Bezug auf einen Lebensverlauf oder Teile des Lebensverlaufs im Alltag sehr oft den Ausdruck »Weg«, ohne uns groß mit dem metaphorischen Charakter dieser Bezeichnung aufzuhalten. Auch in unserem Material taucht diese Bezeichnung sehr oft auf. So sagt beispielsweise die Mutter von Hannes Kühn: »Es ist noch 'n langer Weg bei uns, aber der Anfang is gemacht«, und damit meint sie den Prozess der Verselbstständigung von Hannes, der sich für sie vor allem darin dokumentiert, dass er die Haushaltsführung allein bewältigt.

Auch in Bezug auf Hannes' Vergangenheit gebraucht sie den Begriff des »Wegs«: »Es war ein weiter Weg für Hannes«, sagt sie, »von den Drogen wegzukommen.« Hannes selbst verwendet die Weg-Metapher ebenfalls, zum Teil in einem philosophischen Sinn. Er befasst sich mit fernöstlicher Philosophie, dem I Ging und dem Taoismus, in dem das Leben als Weg zu einer ethischen Selbstvervollkommnung namengebend ist: »Das Tao«, sagt Hannes, »is ja der Sinn, ne. Kann man sagen, oder der Weg.« Er selbst gebraucht die Orakeltechniken des sogenannten I Ging, um sich über seinen weiteren Weg klar zu werden – und das ist für ihn vor allem eine ethische Frage: Welchen Weg soll ich nehmen und wie muss ich mich verändern?

An einer sehr nachdenklichen Stelle eines der Interviews verknüpft Hannes einen realen Vorgang des »einen Weg zurücklegen«, nämlich mit dem Fahrrad, mit der Metapher des Lebensweges. Er schildert dem Interviewer den Effekt, den das Training mit einem vom Persönlichen Budget angeschafften Fahrrad auf ihn hat:

»Jetzt mach ich z. B. Fahrradfahrtraining jetzt. Mit Tachometer und allem Drum und Dran und Durchschnittsgeschwindigkeit und Höchst-

geschwindigkeit und so. Dass ich meine Beine beweg. Und dieses Beinebewegen hilft mir wieder auf psychischer Ebene weiterzukommen. Mein individueller Weg jetzt von hier, von Geburt bis zum Tod. Das muss man sich mal vorstellen, das is ja ein Weg, ne. Das is ein – Erfahrung rasseln da auf dich ein, ein ganzes Leben lang, ne. Nix läuft so, wie du es denkst, ne, 's is alles ganz anders. Den Sinn zu verstehen, wieso ist das ganz anders, ne. Der Sinn is, du lernst was draus, aus dem Leben. Keine Angst vor dem Tod, ne – im Tod hast dann dein' Frieden, und dann bist doch auch noch dabei, da in der Erde zu wirken, ne.«

Hannes führt hier selbst zwei Ebenen ein, die auch für die wissenschaftliche Analyse von Biografien von erheblicher Bedeutung sind, wie ich gleich zeigen möchte. Das eine ist der faktische Weg »von Geburt bis zum Tod«, wie Hannes sagt. Dieser Weg ist ein individueller Weg und er ist sehr oft anders, als man ihn erwartet, nicht restlos geplant bzw. planbar. Auf diesem Weg macht man, sagt Hannes, Erfahrungen und auf diesen Weg hat man zugleich zu jedem Zeitpunkt eine bestimmte Sichtweise, eine Perspektive. Man hat Erwartungen über den zukünftigen und faktischen Wegverlauf, die eventuell enttäuscht werden (»nix läuft so, wie du es denkst«), und man bemüht sich, den zurückgelegten Weg und die dabei gemachten Erfahrungen zu verstehen.

Der Vergleich des menschlichen Lebensverlaufs mit einem Weg ist naheliegend. Denn genau genommen handelt es sich – bei hinreichend abstrakter Betrachtung – beim menschlichen Leben in der Tat um eine unablässige Bewegung durch Raum und Zeit, selbst dann, wenn man sich in seinem Leben nicht von der Stelle bewegen würde. Denkt man sich zu den drei räumlichen Dimensionen nämlich noch eine weitere Dimension für die Zeit (eine sogenannte Minkowskische Welt), könnte man jedes menschliche Leben als eine gerichtete Weglinie in eine imaginäre Karte eintragen (vgl. dazu MEAD 1969).

Die in Religionen und unzähligen Sinnsprüchen verwendete Metapher des Lebenswegs verräumlicht allerdings das Leben mehr, als in diesem formalen mathematischen Bezugssystem nahegelegt wird. Sie wird im Wesentlichen in zwei Varianten verwendet. Einerseits ist damit, meist in ethisch-religiösem Kontext, ein voreingerichteter, vorbildlicher Weg gemeint, den das Individuum einem anderen Weg vorziehen soll und den es einschlagen soll, um zu einem bestimmten Ziel zu gelangen, z. B. dem ewigen Leben, dem Paradies, der Erlösung, dem Nirva-

na, den angestrebten Fertigkeiten etwa beim Meditieren oder bei den fernöstlichen Kampfkünsten. Letzteres ist von großer Bedeutung für Hannes Kühn, wie wir noch sehen werden. Diese Variante bildet einen festen Bestandsschatz von Religionen, die von der Vorstellung einer Teleologie des Lebens getragen sind. Das trifft insbesondere für die drei großen monotheistischen Religionen zu, aber auch für Hinduismus und Buddhismus, die ja alle das Institut der Pilgerschaft kennen und in denen es um den »rechten Weg« geht. Damit ist nichts anderes gemeint als die Frage, was ein »gutes« (und damit theologisch gesehen ein »gottgefälliges«) Leben sei. Die Metapher ist in Gestalt der vielfach parodierten Fragen »Woher komme ich? Wohin gehe ich? Und was mache ich in der Zwischenzeit?« geradezu Inbegriff jeder Sinnsuche und ethischen Selbstbesinnung. Hier geht es also um eine Norm.

Zum anderen ist damit ein faktisch eingeschlagener Weg gemeint, die Bewegung durch Raum und Zeit, die ich faktisch vollführe oder vollführt habe (egal, ob auf voreingerichteten Wegen oder nicht). Diese letztere Vorstellung ist besonders beliebt bei sozialen Veranstaltungen, bei denen der Rückblick und die Bilanzierung eines Lebens eine Rolle spielt, wie z. B. Hochzeits- oder Beerdigungsreden, runde (in der Regel höhere) Geburtstage, aber auch Ehrungen der Verdienste einer Person – ante oder post mortem.

Die Bezugnahme auf die Wegmetaphorik soll hier der Verdeutlichung einiger methodischer Probleme unserer Analyse des Lebens von Hannes Kühn dienen. Für die Zwecke der Biografieforschung sollte man zunächst die Semantik des Weges von jeder übergeordneten Teleologie loslösen. Der Weg ist in unserem Zusammenhang einfach das Ergebnis einer bestimmten Bewegung durch Raum und Zeit, unabhängig von der Frage, wie intentional, wie voreingerichtet, wie komfortabel dieser Weg war – Weg als das Resultat einer Be-Weg-ung. Die Metapher des Lebenswegs kann nun in unserem Zusammenhang dazu beitragen, sich die Triftigkeit des Begriffs der biografischen Perspektive zu veranschaulichen. Dieser Begriff wird noch eine sehr wichtige Rolle spielen, wenn wir Hannes' Lebensentwurf mit dem seines Bruders vergleichen. Zugleich ist damit nochmals auf die methodischen Grenzen biografischer Interviews, aber auch biografischer Arbeit verwiesen. Schlechthin jede biografische Perspektive ist (wie jede Perspektive) nämlich begrenzt, sie ist aber deswegen nicht »konstruiert«, sondern

geradezu Ausdruck einer bestimmten (objektiven) räumlich-zeitlichen Situation, die immer auch die gegenwärtige Gesamtsicht auf das eigene Leben bestimmt und die wiederum – nicht beliebig, aber in Abhängigkeit vom bereits gegangenen Lebensweg – wechseln kann.

Jeder, der schon einmal eine längere Wanderung, am besten in einer gebirgigen Gegend gemacht hat, weiß um solche Perspektivenwechsel. Man steht vielleicht zunächst im Tal und hat keinerlei Überblick über die Landschaft, durch die man hindurchwandert. Man klettert auf eine kleine Anhöhe, um sich zu orientieren, und überblickt einen Teil des Wegs, den man zurückgelegt hat oder den man gleich einschlagen wird. Man steigt über mehrere Stunden mehrere Hundert Meter hoch und gewinnt plötzlich eine Gesamtübersicht über die Landschaft sowie über die zurückgelegte und zurückzulegende Strecke. Man geht am Berghang entlang, wechselt die Seiten, sieht plötzlich eine völlig neue unbekannte Hochebene und verliert den bereits zurückgelegten Weg aus den Augen. Bei jedem Weitergehen erfolgt ein Perspektivenwechsel, der einem sowohl den zurückgelegten wie den vor einem liegenden Weg in einem neuen Licht bzw. Blickwinkel zeigt. Diese Perspektiven sind nicht subjektiv, sondern sie geben in der Welt bestehende Relationen zwischen mir selbst (meiner räumlichen Position, aber auch meinem physischen Befinden, meiner Wahrnehmungsfähigkeit) und meinem Standort um mich herum wieder. Meine Wahrnehmungen dieses Raums reflektieren diese Verhältnisse, aber auch den bereits zurückgelegten Weg. Vielleicht bin ich müde vom langen Gehen und ein weiterer Anstieg erscheint mir unüberwindbar. Oder ich bin »fit« und angeregt weiterzugehen. Ich kann zurücksehen und habe je nachdem einen besseren oder schlechteren Überblick, vielleicht stehen Berge dazwischen oder ich stehe in einem Talkessel und sehe gar nichts oder ich befinde mich in einer Menschenmenge und habe kein Auge für die großen Zusammenhänge. In jedem Fall ist die Art und Weise, wie sich mein Lebensweg mir darbietet – sowohl der zurückgelegte als auch der ins Auge gefasste Fortgang –, natürlich abhängig von meiner gegenwärtigen Position und meinem gegenwärtigen Zustand; in einem ganz einfachen räumlich-optischen Sinn. Was ich sehen kann, ist abhängig von dem Ort, wo ich stehe. Hinzu kommt aber auch eine innere Befindlichkeit, mein Optimismus, mein Motiv weiterzugehen, meine Stimmung, ist immer auch eine Funktion des zurückgelegten

Wegs, des Standorts, aber eben auch meines körperlichen Zustandes, der je nachdem: erschöpft, angeregt, durch Verletzungen oder Krankheiten geschwächt ist. Meine Einstellungen zu meinem zurückgelegten Weg und zu meinem weiterhin einzuschlagenden Weg sind davon tangiert. Dennoch ist die Perspektive, die ich einnehme – nach hinten und nach vorn –, nicht einfach eine Wirkung des Wegs als solchem. Ich kann die Blickrichtung ändern, ich kann versuchen, im Rahmen des Möglichen im Nahbereich die Perspektive zu ändern, ich kann unterschiedliche Einstellungen in einem gewissen Bereich entwickeln. Meine Laune kann abhängig sein von meinen Begleitern, die mich aufmuntern oder niederdrücken, es können sich ungeahnte Transportmittel anbieten – zum Teil ist auch das also eine Ressourcenfrage. Ich kann mich allerdings auch über meine wirkliche Lage täuschen, mich in Entfernungen oder Steigungen verschätzen, ich kann nicht sehen wollen, dass bestimmte Dinge gefährlich waren oder dass ich mich verirrt habe.

Denken wir uns den Raum, durch den diese Bewegung ihren Weg nimmt, recht konkret: mit Landschaften und Orten, mit anderen Menschen, mit Bergen, Wäldern und Sümpfen, Städten, Straßen, Pfaden, mit Anstiegen und Abstiegen oder mit weiten Ebenen. Denken wir uns das Individuum in diesen Weg hinein, unterstellen wir eine recht lange sozusagen nomadische Wanderungszeit. Denken wir uns selbst als Wissenschaftler ruhig auch in diese Landschaft hinein: Wir begegnen dem Individuum an einer bestimmten Stelle mit dem Ansinnen, mit ihm gemeinsam seinen zurückgelegten Weg zu rekonstruieren und zu charakterisieren und es über seinen mutmaßlichen weiteren Weg zu befragen und – wie im Fall von Hannes und seiner Familie – vielleicht sogar diejenigen zu befragen, die einen Teil seines Wegs mit ihm zurück gelegt haben.

Die betroffene Person, die »Weggenossen« und wir selbst haben also an keiner Stelle einen neutralen Überblick und Einblick über den zurückgelegten Weg. Alle Beteiligten nehmen durch ihren gegenwärtigen Standort eine bestimmte Position ein, die ihre Sichtweise maßgeblich prägt. Das gilt auch dann, wenn man auf einem hohen Berg steht und die Ebene übersieht, durch die das betreffende Individuum gewandert ist. Dieses Drüberstehen geht nämlich immer auf Kosten der Details, die Perspektive eines früheren Unterwegs bleibt gleichsam unwieder-

holbar. Wenn jemand sich in einem dunklen Wald befindet, wird er den Weg ungefähr aus der Erinnerung beschreiben und möglicherweise nicht mehr angeben können, aus welcher Richtung er jetzt genau gekommen ist. Mit anderen Worten: Zu jedem Zeitpunkt des Wegs, an dem wir auf das Individuum treffen, wird es eine etwas andere Perspektive auf diesen Weg haben, einfach weil es topografisch anders positioniert ist. Das ist sehr wichtig zu sehen, denn es bedeutet – auf das Problem der Biografieforschung (und auch der Biografiearbeit!) bezogen: Wir können immer nur diese jeweilige gegenwärtige Perspektive rekonstruieren, die wiederum an eine bestimmte zeitlich-räumliche Position gebunden ist.

Möglicherweise verfügen wir als Wissenschaftler und Professionelle über Karten dieses Gebiets oder weitere Dokumente des Wegs dieses Individuums, über die es selbst nicht verfügt. Wir können die Perspektiven der verschiedenen Weggenossen miteinander abgleichen und können insofern den zurückgelegten Weg möglicherweise anders rekonstruieren und einordnen als es selbst. Dennoch ist auch diese wissenschaftliche Rekonstruktion eine Perspektive, die an den Standort einer Gegenwart gebunden ist – die des Interviewten ebenso wie des Biografieanalytikers.

Hinzu kommt im Hinblick auf die Frage der Prognose des weiteren Wegs sozusagen ein Konstitutionsfaktor: In welcher Verfassung ist das Individuum? Wie müde ist es? Über welche Kondition oder körperliche Fertigkeiten, über welche Motivation verfügt es, gibt es Mitreisende bzw. Weggenossen, die ihm zur Seite stehen?

Alle diese räumlichen, zeitlichen, körperlichen und psychosozialen Positions- und Befindlichkeitsfaktoren gehen in das ein, was wir die soziobiografische Perspektive nennen wollen. Damit meine ich die Gesamtheit der Faktoren, die mich gegenüber meinem Lebensweg, sowohl dem zurückgelegten als auch dem zukünftigen, positionieren. In diese Perspektive gehen ganz verschiedene Aspekte mit ein. Die soziografische Perspektive

- ist eine Funktion der geografischen und topografischen Struktur des Gebiets, das da durchwandert wurde und wird, und der Position, an der ich mich augenblicklich befinde; diese beeinflusst meine Orientierung, meinen Überblick. Es macht einen Unterschied, ob ich auf dem Plateau einer Hochebene stehe und auf

ein weites Unterland blicke oder ob ich in einem feuchten Wald einer Talaue stehe.

- hängt ab von der Art und Länge des bereits zurückgelegten Wegs. Er kann mich durch lange Aufstiege erschöpft oder trainiert haben, ich kann es gewohnt sein, auf steinigem Gelände zu gehen oder eben nicht, ich kann durch die schiere Dauer der Wanderung gelangweilt sein oder eben angeregt, ich kann durch die Ziellosigkeit der Wanderung verwirrt sein.
- wird geprägt von der Ausstattung mit verschiedenen Ressourcen: Ich habe, wenn ich über entsprechende Hilfsmittel wie Kompass, Karten, GPS-Systeme usw. verfüge, andere Möglichkeiten der Ortsbestimmung, der Beschreibung des zurückgelegten Wegs und der Planung des weiteren Wegs, als wenn ich alles dies nicht habe. Auch ökonomische Ressourcen spielen eine Rolle: Wenn ich Geld habe, kann ich mir vielleicht Transportmittel oder eine komfortable Unterbringung leisten oder mir die Reise sonst wie erleichtern. Schließlich zählen auch die sozialen Ressourcen: Verfüge ich über Mitreisende, die mich unterhalten, mich motivieren, mich unterstützen, oder umgekehrt solche, die ich unterstützen, mitziehen muss, die mich stören?

In der Herausarbeitung der einzelnen Aspekte und ihrer Zusammenhänge besteht die biografische Analyse.

Wie dies im Einzelnen geschehen kann und welche Zusammenhänge dabei in den Blick kommen, verdankt sich nicht zuletzt der Auseinandersetzung mit Hannes Kühn und seinen Gedanken zum eigenen Leben. An seinem Fall und dem seines Bruders wurde mir persönlich deutlich, wie eng verknüpft der eigene Lebenslauf, Ressourcen (wie soziale Beziehungen und Bildung), Lebenseinstellung und Lebensführung sind. Die Gesamtheit dieser Faktoren geht in das ein, was ich hier »soziobiografische Perspektive« nenne. Ich hoffe, dass das im konkreten Fall deutlich wird, möchte aber schon einmal im Vorgriff auf das implizite Schema hinweisen, das die folgenden Analysen bestimmt, ja, das zugleich so etwas wie ein Ergebnis dieser Analyse darstellt. Ich sage »implizit«, weil es an jeder Stelle des folgenden Textes immer wieder darum geht, Teilzusammenhänge dieses Schemas auszuführen, ohne dass ich darauf eigens hinweisen werde und auch ohne dass das Schema sich direkt in der Kapitelgliederung ausdrücken würde.

In einer Rekonstruktion des *Lebenslaufs* versuche ich sozusagen eine Typik des zurückgelegten Wegs von der Position der Gegenwart aus zu bestimmen: Ist der Weg »zackig«, »geradlinig«, von »Aufstiegen« oder »Abstiegen« geprägt? In einer Rekonstruktion der *Lebensressourcen* versuche ich, die von einem Individuum erworbenen und gegebenenfalls erwerbbaaren, aber auch die möglicherweise fehlenden Mittel und Kompetenzen, diesen Weg zurückzulegen, in den Blick zu bekommen. Gemeint ist damit alles, was einen relativ dauerhaften Einfluss auf seine Lebensmöglichkeiten nimmt, indem es ihm bestimmte Chancen eröffnet und andere wiederum verschließt. Dazu gehören äußere Dinge wie Geld und Besitz, aber eben auch soziale Beziehungen, Bildung, Kenntnisse und Fertigkeiten. Dazu können ein bestimmter Charakter und eine bestimmte Kommunikationsweise gehören, mit denen er sich Möglichkeiten erschließt. Ein Großteil dieser Ressourcen sind im Gedächtnis organisiert und eben nicht zuletzt in jenem Teil des Gedächtnisses, den ich oben als Habitus bezeichnet habe. In einer Analyse der *Lebenseinstellung* versuche ich Einblicke in die grundsätzliche Stellungnahme des Individuums gegenüber seinem Lebensweg – wie es ihn beschreibt, bewertet, ausdeutet – zu gewinnen. Ein Beispiel dafür kam bereits zu Beginn des Kapitels über den Lebensweg in Hannes' Ausführungen zum Ausdruck. Unter dem Gesichtspunkt der *Lebensführung* schließlich befasse ich mich mit der Frage, wie und ob das Individuum die »Lebenswanderung« methodisch gestaltet, plant oder nicht und auf welche Weise es das tut. Dabei können sowohl die Gestaltung des Alltags – das Leben Tag für Tag – als auch langfristige Lebensentwürfe in den Blick kommen.

Die Gesamtheit dieser Aspekte bildet wie gesagt das, was ich die soziobiografische Positionierung bzw. die damit verbundene soziobiografische Perspektive nenne und in dem folgenden Schema zusammenfassen will (siehe Abbildung 2 auf der nächsten Seite).

Die Pfeile sollen (ähnlich wie im Schema der ICF) anzeigen, dass alle genannten Punkte untereinander aufs Engste und in je verschiedener Weise wechselseitig zusammenhängen können und dass es wichtig ist, sich für jeden möglichen dieser Zusammenhänge zu fragen, ob er im konkreten Fall besteht.

So liegt auf der Hand, dass mein faktischer Lebenslauf meine Einstellung zum Leben und meine Ressourcen wesentlich prägt. Andererseits

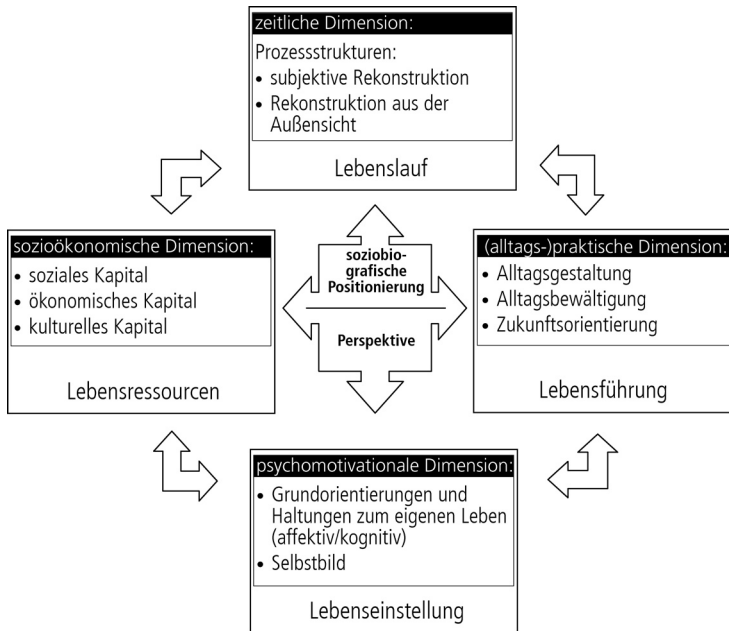


Abbildung 2: Modell soziobiografischer Positionierung und Perspektivik

gilt auch: Sehr oft ist es eine Frage der Ressourcen, welche faktischen Lebensereignisse eintreten und damit welche Wendung der Lebenslauf nimmt. Beispielsweise stehen dem Bruder von Hannes sehr viele Aktivitäten, die diesem helfen, mit seiner Situation zurechtzukommen, gar nicht als Möglichkeiten offen: Die Beschäftigung mit fernöstlicher Philosophie und Karate beispielsweise »passt« nicht zu ihm, ihm fehlen dazu Bildungsressourcen und der passende »Habitus«.

So liegt auf der Hand, dass die eigene Lebenseinstellung abhängig sein kann von Ressourcen: In einem Zustand komfortabler ökonomischer Absicherung kann ich anders in die Welt sehen, als wenn ich mir Sorgen darüber machen muss, was ich morgen essen kann. Bezogen auf Hannes wird natürlich die Frage, welche Rolle die Ressource Persönliches Budget in seinem Fall spielt, besonders interessant sein. Umgekehrt kann eine bestimmte Lebenseinstellung entscheidend dafür sein, sich

Ressourcen zu erwerben: Beispielsweise kann der Wunsch und die Überzeugung, sich nach oben arbeiten zu können, ein besseres Leben zu haben, dazu führen, sich Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen oder das Persönliche Budget in spezifischer Weise zu nutzen – auch dafür, wir werden es sehen, ist Hannes ein gutes Beispiel. Er nutzt aufgrund einer anderen Lebenseinstellung (aber auch aufgrund anderer Ressourcen) das Persönliche Budget auf völlig andere Weise als sein Bruder.

*

Mit den Überlegungen dieses Kapitels habe ich zugleich angedeutet, welche Rolle eine solche biografisch orientierte Vorgehensweise eigentlich bei der Frage nach der Ursache von Schizophrenie spielen kann. Die Antwort lautet: keine oder jedenfalls keine sehr wesentliche und keine mit hoher Beweiskraft. Die biografische Analyse ist retrospektiv, sie ist, wie wir sehen werden, sehr gut geeignet, Wechselwirkungen, mögliche Zusammenhänge in beide Richtungen zu bestimmen, sozusagen das Dickicht möglicher Kausalzusammenhänge zu zeigen. Aber sie kann aus einfachen Gründen keine sichere Grundlage für eine Kausalanalyse in strengem Sinne sein: zum einen weil sie auf Zeugenaussagen und Indizienbeweise angewiesen ist, zum anderen einfach deswegen, weil sie äußerst selten mit letzter Sicherheit ein »Zuerst kam das und dann kam das«, die banale Voraussetzung für jede Kausalanalyse, isolieren kann. Da es sich um eine rekonstruktive Methode handelt, hat sie es immer schon mit dem entwickelten Zusammenhang zu tun, in dem ein Faktor den anderen trägt. Mit »entwickelt« meine ich, dass wir es immer schon mit einem Dickicht von eingetretenen Wechselwirkungen auf verschiedenen Ebenen zu tun haben, das in seiner zeitlichen Ordnung weder für den wissenschaftlichen Beobachter noch für die Betroffenen selbst entwirrbar ist. Die dabei wirksamen Faktoren spielen meist nicht auf der Ebene der großen Ereignisse, sondern vielmehr auf feinen, oft latenten Ebenen des Alltagslebens. Es ist mit retrospektiven Mitteln unmöglich zu klären, ob eine bestimmte Interaktionsstruktur in einer Familie eine Reaktion darstellt auf eine psychische Erkrankung oder umgekehrt: die

psychische Erkrankung eine Reaktion auf eine Interaktionsstruktur in einer Familie. Das heißt aber nicht per se, dass es eine solche Kausalwirkung in der Vergangenheit nicht gab. Sie ist nur mit retrospektiven und qualitativen Mitteln nicht mehr erschließbar. Aus diesem Grund wird aber in dieser Studie an keiner Stelle ein Satz zu lesen sein wie: X ist die Ursache von y. Vielmehr folgen wir aus guten Gründen der Logik oder besser gesagt den Logiken der Doppelpfeile.

Dennoch: Eine biografische Analyse ist deswegen nicht unerheblich für Fragen nach Ursachen. Sie ist nämlich hervorragend dazu geeignet, Einblicke in den ganzen Reichtum möglicher Zusammenhänge zu geben und sie ist so gesehen der Königsweg standardisierten Forschungsdesigns (wie sie für Kausalanalysen wichtig sind), innovative Impulse, ja, die entscheidenden Ideen zu liefern. Dafür ist beispielsweise auch die oben vorgestellte finnische Adoptionsstudie ein gutes Beispiel. Darüber hinaus ist für das Verstehen von Lebenswegen, auch im Hinblick auf die Frage professioneller Unterstützung und Intervention, der biografische Zugang ein Muss. Denn im eigenen Alltag und in der professionellen Praxis hat man es gleichfalls nie mit der reduzierten Welt der Kausalanalyse zu tun, sondern mit einer Welt der bereits entwickelten, ausgereiften, dichten Zusammenhänge.

Vorgehen und Methoden

Folgt man den Überlegungen aus dem vorherigen Kapitel, muss eine reflektierte biografische Analyse in jedem Fall die folgenden Ebenen beleuchten und aufeinander beziehen:

Die Gegenwart: Sie muss auf der Basis zugänglicher Daten möglichst genau die gegenwärtige lebensweltliche und soziale Positionierung des bzw. der Individuen bestimmen und reflektieren, mit denen sie sich befasst. Denn diese gegenwärtige Position bestimmt – zusammen mit den von dort aus erreichbaren Zeugnissen Dritter – das, was biografisch überhaupt in den Blick kommt und wie es in den Blick kommt. Ich werde dies im folgenden Teil über eine kurze Bestands-

aufnahme der Lebenssituation von Hannes Kühn und seiner Familie zum Zeitpunkt der Datenerhebung sowie eine ausführliche Analyse seiner Interaktionen und Beziehungsstrukturen mit Vater und Mutter in einer Interviewsituation versuchen.

Die Vergangenheit: Sie muss – mit allen erreichbaren Informationen und Perspektiven – eine Rekonstruktion des Lebenslaufs vollziehen. Dabei ist es wichtig, alle in der Erhebungssituation verfügbaren Quellen zu nutzen und zu befragen. Zugleich ist es wichtig, gegebenenfalls zweifelhafte oder fragliche Informationen auf ihre innere Konsistenz zu prüfen oder, wenn möglich, durch Zeugnisse Dritter quasi »gegenzurecherchieren«, wie es im Journalismus heißt. Ich werde dies in Form einer ausführlichen biografischen Anamnese von Hannes Kühn und – soweit möglich – seiner Familie versuchen.

Die Zukunft: Sie muss auf dieser Basis eine Rekonstruktion der biografischen Perspektive des Individuums selbst versuchen, auch und vor allem im Hinblick auf die Zukunftsdimension. Das möchte ich über eine Herausarbeitung und Analyse der Deutungsmuster von Hannes Kühn versuchen, die sein vergangenes und zukünftiges Leben sowie seine jetzige Situation betreffen. Dabei wird es dann auch insbesondere um die Rolle gehen, die das Persönliche Budget dabei einnimmt.

Im Großen und Ganzen folge ich so auch nochmals rückblickend dem Weg (!), den ich selbst als Forscher zurückgelegt habe, seit ich die Familie kennenlernte. Dokumentiert wurde dieser Weg durch die Aufzeichnung und Transkription von insgesamt neun narrativen Interviews (Dauer jeweils 1–2 Stunden), die ich in wechselnden Zusammensetzungen mit Hannes Kühn, seinen Eltern und seinem Bruder geführt habe. Hinzu kommen Aufzeichnungen der Mutter über die Verwendung des Persönlichen Budgets sowie Gedächtnisprotokolle von Telefongesprächen und nicht aufgezeichneten Begegnungen. Die Transkriptionen folgen einfachen Regeln: Transkribiert wurde ursprünglich wie gehört, für die Veröffentlichung wurde das Transkript behutsam standarddeutschen Konventionen angepasst. Kurze Pausen werden mit (.), mittlere mit (..) und lange mit (...) vermerkt. Überlappungen werden jeweils mit /Ü/...//, gegebenenfalls nummeriert, gekennzeichnet. Parasprachliche Besonderheiten werden in eckigen Klammern bzw. durch Kursivdruck (besonders lautes Sprechen) vermerkt.

Zur Analyse der damaligen Gegenwart greife ich neben eher anspruchslosen Beschreibungen der Familiensituation, wie sie sich ganz am Anfang dieses Buches fanden, zunächst auf eine für manche Leserinnen und Leser vielleicht ungewöhnliche Methode zurück: nämlich eine ausgedehnte sogenannte Sequenzanalyse von Teilen des Erstgesprächs mit Hannes und seinen Eltern. Dabei geht man – rekonstruktiv – Schritt für Schritt vor und versucht, im ersten Zugriff jedes Detail zu beachten. Es geht darum, wiederkehrende Muster der Interaktionen herauszuarbeiten. Es handelt sich dabei um eine in der qualitativen Sozialforschung mittlerweile fest etablierte Vorgehensweise, die sich mehr oder weniger an die sogenannte Objektive Hermeneutik anlehnt. In weiteren Schritten wird dann versucht, diese Muster an anderen Interviewdaten zu belegen bzw. inhaltlich zu differenzieren.

Die biografische Analyse bestreite ich in Anlehnung an ein Verfahren, das mein Kollege Martin SCHMEISER (2003) entwickelt hat, nämlich die Erstellung sogenannter biografischer Anamnesen.

Dabei wird zunächst das gesamte Material einschließlich gegebenenfalls zusätzlich zur Verfügung stehender Dokumente, Akten und Informationen einer genauen Sichtung auf darin erschließbare zeitliche Zusammenhänge hin unterzogen, es gehen dabei auch für das Verständnis wichtige Lebensdaten seiner Familie ein.

Unterschieden wird zwischen:

- direkt oder indirekt datierbaren lebensgeschichtlichen Ereignissen;
- nicht (genau) datierbaren, aber in ihrer sequenziellen Folge identifizierbaren lebensgeschichtlichen Ereignissen (Was kam zuerst? Was kam dann?);
- weder datierbaren noch in einer sequenziellen Logik verortbaren Ereignissen bzw. Geschehnissen.

Das ist eine sehr aufwendige Prozedur, weil in Interviews selbst dann, wenn sie chronologisch angelegt sind, in der Regel eben nicht in der chronologischen Sequenz erzählt wird, sondern mit Vor- und Rückverweisungen zu rechnen ist. Vieles wird nicht genau datiert, sondern muss über unbestimmte Zeitangaben, Angaben von Dauern, Altersangaben u. Ä. erst erschlossen werden. Sehr oft ergeben sich dabei erhebliche Widersprüche. Es müssen dann wiederholt die Da-

ten durchgesehen werden und gegebenenfalls mit weiteren externen Daten (Angaben von Angehörigen, professionellen Bezugspersonen, Dokumenten, historischen Ereignissen, auf die Bezug genommen wird, u. Ä.) verglichen/abgeglichen werden (Datentriangulation). Zum Teil bleibt es dennoch bei Unklarheiten, Widersprüchen, die dann als solche zur Darstellung kommen und gegebenenfalls interpretiert werden müssen. Das Ergebnis dieser ersten chronologischen Aufbereitung des Materials habe ich in zwei aufeinander aufbauenden Formen der Objektivierung organisiert.

Zur Übersichtsgewinnung werden alle chronologisierbaren Daten in Kurzform tabellarisch aufgelistet. Dabei werden auch in der Datierung unklare oder nur annähernd datierbare Phasen/Ereignisse aufgeführt. Darauf aufbauend wird dann in einem zweiten Schritt eine ausführliche biografische Anamnese verfasst, die ebenfalls der Chronologie folgt, in die aber die zugrunde liegenden Quellen in die chronologische Darstellung nach den Regeln der perspektivischen Vollständigkeit, der Orientierung an der Sprache des Falls, der Erzählweise im kontinuierlichen Präsens u. a. eingehen. In diesem Verfahren werden insgesamt methodische Prinzipien und stilistische Formen der klassischen psychiatrischen Kasuistik aufgegriffen. Die Anamnese bzw. deren Darstellung sollte so materialgesättigt wie möglich sein und – nach Maßgabe der Möglichkeiten des Materials – eine möglichst große Vielfalt an Perspektiven anstreben.

Auf der Basis dieser beiden Formen der chronologischen Aufbereitung der Daten (Agenda und Anamnese) und einer damit verbundenen Analyse der sozialen, ökonomischen und kulturellen Ressourcen erfolgt dann eine biografische Analyse. Sie besteht in dem Versuch, einen Teil der Zusammenhänge, die in dem Schema zur soziobiografischen Perspektive dargestellt sind, herauszuarbeiten. Insbesondere werden »Prozessstrukturen des Lebenslaufs« (SCHÜTZE 1999) ermittelt, sich wiederholende Ereignis- bzw. Strukturmuster und -dynamiken herausgearbeitet. Diese zeitlichen Strukturen des Lebenslaufs werden dann mit den anderen Aspekten, insbesondere der Ressourcendimension, verknüpft.

Bis zu diesem Punkt liegt der Schwerpunkt auf der Analyse dessen, was ich im vorherigen Kapitel die soziobiografische Positionierung genannt habe, d. h.: An welchem biografischen Standort steht Han-

nes Kühn und wie ist er da hingekommen? Zwar lässt sich das nicht trennen von der Frage, welche Perspektive er selbst und seine Familienangehörigen einnehmen, denn die ganze Rekonstruktion beruhte ja auf nichts anderem als auf den Perspektiven von Hannes, seinem Bruder und seinen Eltern. Aber erst zuletzt erfolgt eine ausführliche Analyse seiner eigenen Deutungen seiner biografischen Situation. Dabei werden auch seine Erzählungen über die Stimmen eine wichtige Rolle spielen. Diese entfaltete Analyse der biografischen Perspektive von Hannes selbst beinhaltet dann insbesondere auch die Frage, wie er seinen zukünftigen Lebensweg sieht und welche Rolle das Persönliche Budget dabei spielt.

Abschließend werden dann nochmals die einleitenden Überlegungen zur Frage »behindert sein oder behindert werden?« aufgegriffen und es wird aufgezeigt, welche Rolle das Persönliche Budget in diesem Spannungsverhältnis spielen kann.

Hannes Kühn: Biografische Positionen

Sprechen und Stimmen

Ich interpretiere zunächst das erste Gespräch, das ich mit der Familie aufgezeichnet habe. Dabei gehe ich zuerst ausführlich jede Äußerung Zeile für Zeile durch. Gerade an scheinbar unwichtigen Details lassen sich Beziehungsroutinen und langjährig eingeübte kommunikative Muster – hier zwischen Hannes und seinen Eltern – aufzeigen. Ich folge dabei, wie gesagt, einigen methodischen Prinzipien der Methode der sogenannten Objektiven Hermeneutik (WERNET 2006). Am Anfang werden dabei möglichst verschiedene Bedeutungsmöglichkeiten als Hypothesen entwickelt. Diese Hypothesen werden dann durch die Einbeziehung der folgenden Äußerungen entweder erhärtet oder nach und nach ausgeschlossen. Auf diese Weise werde ich zunächst den Gesprächsanfang vorstellen, dann eine inhaltlich entscheidende Sequenz aus der Mitte des Interviews herausgreifen. Nach der Bildung von Strukturhypothesen gebe ich in der Folge einen großflächigeren Überblick über das Gespräch.

Kontakt

Zur Aufnahme des Kontaktes habe ich nicht die Telefonnummer von Hannes erhalten, sondern die der Eltern. Das ist ein erster Hinweis auf die Bedeutung der Eltern für das Leben der Söhne. Dort rufe ich an und habe zunächst den Vater am Telefon. Dieser sagt, nachdem ich ihm mein Anliegen erklärt habe, sinngemäß: »Das macht meine Frau«, und holt sie ans Telefon. Mit ihr vereinbare ich, dass *wir* uns in der Wohnung von Hannes treffen. Ich überlasse meinerseits die Ausgestaltung der Situation den Beteiligten.

Als ich mich dort zum vereinbarten Termin einfinde, werde ich von der Mutter (ich nenne sie Klara) ins Wohnzimmer geführt, dort sitzen bereits ihr Mann (ich nenne ihn Walter) und Hannes. Damit ist bereits eine wichtige Vorgabe für das erste Gespräch zum Ausdruck gebracht:

Wir bedeutet zunächst einmal: die Eltern und ihr Sohn. Für Hannes Kühn bzw. seinen Bruder und deren Angelegenheiten sind die Eltern offensichtlich irgendwie »(mit) zuständig«.

Das Wohnzimmer ist mit einer etwas altmodisch-rustikalen Schrankwand aus dunklem Holz ausgestattet sowie einer ebenfalls in dunklen Tönen gehaltenen Polstergarnitur (Couch, Sessel). Alles wirkt sehr ordentlich und sauber, fast etwas unpersönlich. Mein erster Gedanke ist, ob es sich vielleicht um ausgemusterte Möbel der Eltern oder Großeltern handelt. An den Wänden finden sich, in auffälligem Kontrast zu der konventionellen Einrichtung, unzählige chinesische Schriftzeichen, darunter jeweils ein Muster von je sechs mal durchbrochenen, mal ganzen Strichen bzw. Stäbchen. Dabei handelt es sich – wie ich später erfahre – um sogenannte I-Ging-Zeichen. Alle Zeichen wurden offensichtlich mit schwarzer Farbe (Tusche?) auf starke Pappe aufgemalt und sorgfältig ausgeschnitten, sodass sie geradezu plastisch wirken. Auch die von den Strichen der Zeichen umschlossenen Zwischenräume wurden mit größter Genauigkeit herausgeschnitten, es sind keine Schneidespuren oder Ungenauigkeiten zu erkennen. Außerdem finden sich darunter in deutscher Handschrift geschriebene Bemerkungen.

Frappierend ist auf den ersten Blick der Gegensatz zwischen der konventionellen Wohnungseinrichtung und der Originalität und dem persönlichen Charakter der Wandgestaltung. Allerdings haben die schwarzen Zeichen in ihrer Fremdartigkeit, in ihrer Absetzung von der biedereren Möblierung und der Abwesenheit jedes bildhaften, anschaulichen Elements auch etwas Unheimliches, Beschwörendes.

Erste Frage

Ich werde auf dem Sofa an dem unteren Eck des Couchtisches platziert, über Eck sitzend mit Hannes, der auf einem Sessel Platz genommen hat. Die Eltern sitzen etwas weiter weg am gegenüberliegenden Ende des Couchtisches. Ich beginne mit der folgenden Frage:

Interviewer: Wie kam das in Ihrem Fall mit dem Persönlichen Budget zustande? Wie war da die Vorgeschichte?

Rein sprachlich ist damit offen, wer direkt angesprochen ist: »in Ihrem Fall« kann sich auf eine Person oder mehrere beziehen. Allerdings legen die Sitzordnung und mein an Hannes Kühn gewandter Blick es nahe, dass er, der ja auch der Empfänger des zur Rede stehenden »persönlichen« Budgets ist, gefragt ist. Dennoch sind verschiedene Varianten des Fortgangs theoretisch denkbar:

- Es ist bis dahin für mich offen, inwieweit Hannes – krankheitsbedingt – überhaupt gesprächsfähig ist. Die Anwesenheit der Eltern könnte bedeuten, dass sie, weil er das nicht ist, in Stellvertretung oder in Teil-Stellvertretung für ihn sprechen müssen. Dann würden Vater oder Mutter das Wort ergreifen.
- Der Umstand, dass Walter Kühn bereits am Telefon die Auskunft gab, dass die »Frau« mehr dazu sagen könne, und der Umstand, dass sie es ist, die mir in Hannes' Wohnung die Tür öffnet, könnten ein Hinweis dafür sein, dass die Mutter sich zur Sprecherin machen wird.
- Es handelt sich um ein Persönliches Budget, dessen Empfänger nicht die Familie, sondern Hannes als Person ist (mit dem Ziel einer Stärkung von »Selbstbestimmung« und »Teilhabe«!). Insofern läge es nahe, Hannes auch dann sprechen zu lassen, wenn seine kommunikativen Fähigkeiten beeinträchtigt wären. In der Anwesenheit der Eltern könnte dann die Funktion eines Rückhaltes, wenn nötig einer Unterstützung, gesehen werden. Diese könnte auch bedeuten, dass die Eltern sich bereithalten, um korrigierend einzugreifen, wenn Hannes etwas für sich selbst Nachteiliges sagt.

»Wer spricht?«

Es passiert Folgendes:

Klara (Mutter): Also soll /Ü/ich das sagen//

Walter (Vater): /Ü/Ich glaub, da kann//

Hannes: /Ü/Ah ja// Wir haben halt einige Wünsche gehabt, wo wir äh machen wollten.

Interviewer: Mhm.

Hannes: Aber finanziell eben die Rente nicht gereicht hätt, so. Und da hat's auf der einen Seite mal geheißten, ja okay, hier, jemand, wo mir hilft sauber machen und so, wär wichtig.

Interviewer: Mhm.

Hannes: Und dann Hobby, Sport und Gitarreüben und Spielen, no. (.)
Dass ich also in der Woche wirklich was hab, wo ich was zu tun hab.
Damit ich weniger wegen meiner Stimmen und so, jetzt, ins Grübeln komm und so, gell.

Die mit /Ü/ bezeichnete Überlappung nimmt den Zeitraum etwa einer Sekunde ein und man hat Mühe, die jeweiligen Formulierungen überhaupt zu verstehen. Sie ist – bezogen auf die oben formulierten denkbaren Möglichkeiten, an die Frage des Interviewers anzuknüpfen – dennoch bedeutsam.

Die Mutter schließt als Erste auf. Sie beginnt mit dem Wort »also« – damit wird die Aufmerksamkeit zentriert und zugleich eine bündige inhaltliche Aussage angekündigt (wie etwa »Also, das war so ...«, »Also, dann fangen wir mal an, die Aufgaben zu verteilen.«). Zugleich nimmt sie damit aber – wenngleich nur für den Bruchteil einer Sekunde – ein Rederecht in Anspruch. Sie unterbricht sich aber sofort durch die – möglicherweise durch den Blick des Interviewers auf Hannes provozierte – Frage, ob sie das sagen soll. Sie sagt nicht »Darf ich das sagen?«, sondern »Soll ich das sagen?«. Das bringt eine Verpflichtung zum Ausdruck und macht zugleich einen Einwand riskanter. Im gleichen Atemzug fängt der Vater an zu sprechen. Das könnte darin motiviert sein, dass er sich als Familienoberhaupt bemüßigt fühlt, das erste Wort zu ergreifen – allerdings scheint er dieses Rederecht sogleich wieder delegieren zu wollen, entweder an Hannes oder an seine Frau. In der Logik meines kurzen Telefongesprächs mit ihm läge es nahe, dass er sagen will: »Ich glaube, da kann meine Frau am besten was dazu sagen.« Wie immer, der Vater nimmt – in Gegensatz zu seiner Frau – Bezug auf ein Können (»Ich glaub, da kann ...«). Hannes kommt um etwa eine Sekunde zu spät, er setzt ein mit der Äußerung »Ah ja«, als ob er registriert habe, dass er der Angesprochene ist, und übernimmt dann die Antwort.

Die mikroskopisch unauffällige Unsicherheit in der Frage »Wer spricht?« könnte verschiedene Erklärungen haben:

- Der Umstand, dass Mutter (und möglicherweise Vater) für Hannes sprechen wollen, ist einfach einer noch unklaren Situationsdefinition geschuldet.
- Der Umstand, dass die Mutter sich verpflichtet fühlt, ist darauf zurückzuführen, dass sie stellvertretend für ihn reden will, weil sie ihn wegen seiner Behinderung dafür nicht in der Lage hält oder/und ihn möglicherweise schützen will. Sie nimmt eine Art Vormundfunktion ein, fasst das auch als ihre Verpflichtung auf und wäre in dieser Logik möglicherweise auch für das Persönliche Budget zuständig.
- Hannes hat eine schwache Position in der Beziehung zu seinen Eltern, weit über das von der Behinderung sachlich begründbare Maß hinaus: Er wird bevormundet. Sollte das zutreffen, müsste man aber den Umstand, dass er sich in die Kommunikation einklinkt, zwingend so verstehen, dass er sich mit dieser Bevormundung nicht ohne Weiteres abfindet.

An seiner Formulierung »Wir haben halt einige Wünsche gehabt« fällt gleichermaßen die Verbindung des Persönlichen Budgets mit »Wünschen« auf, wie der Umstand, dass zugleich unklar bleibt, wer diese Wünsche hatte.

Hannes scheint das Persönliche Budget als eine Möglichkeit der Wunscherfüllung zu betrachten (»Wir haben halt einige Wünsche gehabt, wo wir äh machen wollten«). Nun handelt es sich ja eigentlich um eine Sozialleistung, die behinderungsbedingte Teilhabe einschränkungen kompensieren soll. Auf der anderen Seite könnte man das Persönliche Budget als ein Möglichkeit ansehen, dem sogenannten Wunsch- und Wahlrecht (§ 9 SGB IX) behinderter Menschen Raum zu verschaffen. Dabei geht es aber ausschließlich um Wünsche über die Art und Weise der Ausführung von Sozialleistungen, nachdem ein Rechtsanspruch darauf festgestellt wurde. Hannes' Formulierungen legen dagegen nahe, dass es um dringliche Lebenswünsche geht, die nun durch das Persönliche Budget erfüllt werden können.

Subjekt dieser Wünsche ist in Hannes' Äußerung ein »wir«. Damit könnten er selbst und die Eltern gemeint sein – im Sinne der seitens der Eltern schon von Anfang an geltend gemachten Mitzuständigkeit für die Angelegenheiten des Persönlichen Budgets. Das Budget ist

eine Art Familienprojekt. Trotzdem bleibt dieser Punkt eigentümlich undeutlich: Gleich im Folgesatz verwendet Hannes die Formulierung »Da hat es geheißten«. Diese Wendung wird in süddeutschen Dialekten verwendet, wenn man sich auf eine Äußerung bezieht, deren genaue Quelle unklar oder irrelevant ist. Zugleich wird aber deren Inhalt eine gewisse Allgemeingültigkeit zugeschrieben, z. B. weil dahinter eine Autorität steht, eine öffentlich geteilte Meinung oder auch nur ein umlaufendes Gerücht. Wahrscheinlich ist natürlich, dass dahinter die Eltern stecken, möglicherweise will Hannes das deswegen nicht direkt sagen, weil es ihm in der Interviewsituation vor einem Außenstehenden peinlich ist, zuzugeben, dass Mutter bzw. Eltern eine derartige Gestaltungshoheit über sein Leben haben.

Wenn Hannes hinzufügt: »Dass ich also in der Woche wirklich was hab, wo ich was zu tun hab«, nimmt er sich selbst gegenüber zudem eine Art therapeutische Perspektive ein. Das ist aber an sich nichts Ungewöhnliches in Interviews mit psychisch kranken Menschen. Da sich Hannes damit als jemand zeigt, der in der Lage ist, zu sich selbst in Distanz zu treten und zu reflektieren, vermittelt er damit auch eine Form der Souveränität und Fähigkeit zur Selbstkontrolle seiner unterstellten Krankheit. Bei aller logischen Inkonsistenz handelt es sich insgesamt um eine ausgewogen dosierte und kompetente Form der Selbstdarstellung in einer noch offenen Situation der Begegnung mit einem Fremden, dessen Status nicht ganz klar ist. Hannes vermeidet die in der Frage durch das Wort »Vorgeschichte« anklingende medizinische Dimension durch den Hinweis auf die Wünsche. Er versucht nicht, eine Krankheitsgeschichte auszubreiten.

Zugleich bringt er durch die Formulierung »Damit ich weniger wegen meiner Stimmen und so, jetzt, ins Grübeln komm« seine *Krankheit* ins Spiel. Für die Verbindung des Possessivpronomens mit dem Substantiv »Stimmen« (im Plural!) gibt es keine andere Deutungsmöglichkeit. Ich kann sagen: »Meine Stimme ist sehr vielfältig in ihren Klangmöglichkeiten« und dann metaphorisch von »meinen Stimmen« sprechen. Aber es bleibt dann doch »eine« Stimme, wenngleich mit vielen Möglichkeiten. Ich kann allenfalls die erste Person Plural verwenden (z. B.: »Wir lassen unsere Stimmen ertönen«, »Unsere Stimmen sind wohl-tönend«) – dann sind aber andere Personen im Spiel. Sobald ich – in nicht poetischer Sprache – von »meinen Stimmen« spreche, stellen sich

die Fragen: »Wer spricht da? Wessen Stimme ist es dann, die spricht?«, und vor allem: »Was bedeutet ›meine‹?« Wenn das Possessivpronomen heißt, dass er der Inhaber dieser Stimmen ist, dann wären die Stimmen nichts Fremdes, ihm Auferlegtes (wie er es selbst später darstellt), sondern etwas, das er – auch im eigenen Verständnis – selbst macht. (Man vergleiche demgegenüber die Formulierung »*die* Stimmen« – das hätte viel eher einen von außen kommenden, unheimlichen Charakter, wie etwa Geisterstimmen). »Meine« könnte auch analog zu der Formulierung »meine Krankheit(en)« verwendet werden. Damit wäre angezeigt, es handelt sich um sein – Hannes' – Problem, um etwas, das ihn direkter angeht als andere, weil es sich in seinem Körper abspielt. Die Stimmen wären etwas, was zu ihm gehört, so wie eine Krankheit zu einem gehört. »Meine« kann auch im Sinne einer (sozialen) Verbundenheit, Zusammengehörigkeit, Beziehung verwendet werden, etwa so wie man sagt: meine Verwandten, meine Eltern, meine Freunde, meine Lehrer. Auch dann stellt sich die Frage nach dem Status dieser Stimmen desto dringlicher. Jedenfalls legen diese semantischen Unklarheiten zumindest aus der Außenperspektive des nicht psychisch Erkrankten zwingend den Verdacht auf eine psychische Erkrankung nahe. Hannes bringt sie in seiner ersten Äußerung durch diese Formulierung in verdichteter Weise ins Spiel, aber eben nur in Form einer kurzen Andeutung. Insgesamt gesehen wird aber in Hannes' erster Äußerung der Krankheitsstatus ebenso verschleiert (»Wünsche«), wie auch wieder zum Ausdruck gebracht (»meine Stimmen«).

Der Interviewer stellt trotz der objektiven Unklarheit interessanterweise keine Nachfrage, was es denn mit den Stimmen auf sich habe. Das würde er, wenn er völlig unbefangen wäre, aber sicher tun (man stelle sich dieselbe Äußerung in einem Zugespräch zwischen Unbekannten vor!). Die einzige Erklärung hierfür ist, dass er die Sache zunächst auf sich beruhen lassen kann oder will. Faktisch ist er über das Problem des Stimmenhörens vorinformiert.

Das im Raum stehende Problem »Wessen Stimmen sind das eigentlich? Wer spricht?« ist in bemerkenswerter Weise analog zu dem Problem, über das die Familie mit der ersten Frage des Interviewers stolperte. Auch hier ist die Frage »Wer spricht?« im Sinne von: »Wer von uns *soll* sprechen?«, alles andere als geklärt. Auch hier sprechen mehrere, wo *ein* Sprecher gefragt ist, dieses Problem setzt sich fort in der

Verwendung des Plurals (»wir«) und in der Formulierung »Da hat's geheiß«. Immer bleibt unklar: Wer steckt dahinter? Einer oder mehrere? Wer ist Subjekt? Wir werden im Auge behalten müssen, ob sich diese Sinnkorrespondenz zwischen der Frage nach den Stimmen und der Interaktionsstruktur der Familie im Folgenden fortsetzt und eine Strukturbedeutung erhält.

Bevor-Mundung – Strukturverfestigung

Durch den Hinweis auf Wünsche ist die Vorgeschichte des Budgets nur zum Teil aufgeklärt. Denn aus bloßen Wünschen folgt natürlich noch nicht, dass man auf die Idee kommt, ein Persönliches Budget zu beantragen. Auf diesen Umstand reagiert die folgende Nachfrage des Interviewers.

Interviewer: Und wie sind Sie auf die Idee gekommen mit dem Persönlichen Budget?

In der Logik der vorangegangenen Sequenz müsste nun Hannes mit einer Antwort beginnen, denn er hatte sich ja – verstärkt durch das mehrmalige bestätigende »Mhm« des Interviewers – als Hauptsprecher profiliert und damit müsste eigentlich die Frage geklärt sein, wer der Hauptadressat im Interview ist. Im Folgenden wiederholt sich nun aber das Eingangsmuster der Konkurrenz um das Rederecht:

Klara (Mutter): /Ü1/M, ja// /Ü2/Nee, nee, [lacht] das war ein bisschen anders//

Hannes: /Ü1/Wir haben// da, glaub ich, über den Herrn Huber ham /Ü2/wir da oder// über irgendjemand

Klara: Soll ich's sagen?

Hannes: Ja. Sag's doch mal, ich weiß nicht, über wen jetzt die /Ü3/Information// über die Tagesklinik

Klara: /Ü3/Über die Tage// sklinik

Klara, die Mutter, und Hannes beginnen wiederum zugleich, sie unterbricht diesmal aber seine Äußerung und kommentiert sie verbal (»Nee, nee, das war ein bisschen anders«) und durch ein Auflachen.

Klara tritt damit in eine offene Konkurrenz zu Hannes. Mehr noch: Sie diskreditiert ihn vor einem Außenstehenden durch die absichtliche Unterbrechung, die offene Negation seiner Aussage und das Lachen. Sie stellt seine Rolle als legitimer und kompetenter Sprecher infrage. Aus ihrer Sicht lässt sich das möglicherweise dadurch rechtfertigen, dass er offenbar etwas Falsches sagt. Allerdings wären auch dann verschiedene weniger diskreditierende Varianten vorstellbar:

- Sie könnte die Information in eine Frage kleiden, etwa: »Hannes, ich überleg grade – haben wir nicht schon in der Tagesklinik von diesem Budget gehört?«
- Sie könnte die Korrektur ihrerseits als eine (alternative) subjektive Perspektive ins Spiel bringen und damit Hannes grundsätzlich zugestehen, seine eigene Meinung zu haben. Damit bliebe seine Subjektposition, das grundsätzliche Recht mitzureden, unberührt: »Soweit ich mich erinnere, war es so ..., aber ich kann mich natürlich auch täuschen.«
- Sie könnte auf eine explizite Korrektur verzichten und es auf sich beruhen lassen.
- Sie könnte die richtige Information sozusagen zusätzlich ins Spiel bringen: »Da gab's dann auch noch die Tagesklinik – da war, glaub ich, auch schon mal die Rede davon.«²

Bereits an dieser Stelle kann man sich schwer dem Verdacht entziehen, dass wir es mit einer Bevormundungsstruktur zu tun haben. Für die anfangs noch denkbare Lesart, die Konfusion der Beteiligten über die Übernahme der Sprecherrolle sei der Unsicherheit über die Situationsdefinition des Interviews geschuldet, spricht bereits jetzt nicht mehr viel. Auch die Lesart einer Stützung oder eines notwendigen Schutzes wegen der Behinderung ist nicht sehr wahrscheinlich. Hannes zeigt durch seine erste Äußerung, dass er nicht nur gewillt, sondern auch in der Lage ist, auf Fragen des Interviewers zu antworten. Interventi-

2 In Wirklichkeit ist sehr wahrscheinlich, dass Hannes sicher nicht vollständig im Unrecht war. Denn der angesprochene Herr Huber war einer der Mitinitiatoren des Projekts zum Persönlichen Budget und stand in stetem Kontakt mit Hannes. Denkbar ist, dass er Hannes in der Tat (noch bevor die Eltern davon wussten) angesprochen hatte. In jedem Fall dürfte die Tagesklinik über ihn, Huber, von dem Projekt erfahren haben. Auch von daher ist also das schrofne »Nee, nee« nicht zu motivieren.

onen der Familie, denen ein Fürsorgemotiv zugrunde läge, müssten, selbst wenn er aus ihrer Sicht reinsten Unsinn von sich geben würde, diesem Umstand Rechnung tragen. Korrekturen müssten ihm diese Sprecherrolle so weit wie möglich belassen, sonst handelt es sich eben nicht um Fürsorge, sondern um eine Bevormundungsstruktur. Jeder kann sich täuschen und kann demzufolge durch andere Sprecher korrigiert werden, ohne dass man ihm die Ausübung dieser Sprecherrolle im Grundsatz bestreiten muss.

Mit »Bevormundungsstruktur« meine ich eine bestimmte Form von Machtausübung. Man kann sich das an der Begriffsgeschichte des Wortes Vormundschaft verdeutlichen. Vormundschaft gibt es in Deutschland als gesetzliche Kategorie nur noch für Minderjährige. »Ein Minderjähriger erhält einen Vormund, wenn er nicht unter elterlicher Sorge steht oder wenn die Eltern weder in den die Person noch in den das Vermögen betreffenden Angelegenheiten zur Vertretung des Minderjährigen berechtigt sind«, heißt es in § 1773 des Bürgerlichen Gesetzbuchs (BGB); seit 1992 ist die Möglichkeit einer Vormundschaft für Erwachsene abgeschafft und durch das Institut der rechtlichen Betreuung abgelöst worden. Ein erwachsener Mensch kann demzufolge nicht mehr entmündigt werden (vgl. §§ 1896–1908 des Bürgerlichen Gesetzbuchs). Sprachlich kommt Vormund von »mund«, ein alt- bzw. mittelhochdeutsches Wort für »Schutz«, das nichts mit Mund zu tun hat, sondern laut Kluge etymologisch mit lateinisch »manus«, also Hand. Daraus ergibt sich die übertragene Bedeutung »nach dem alten Bild des ›sich in der Hand von jemandem befinden‹ = ›in seiner Macht, unter seinem Schutz sein‹« (KLUGE 1995, S. 574). Der Wortstamm findet sich im Gegenwartsdeutsch in den Wörtern: Mündel, mündig/unmündig (»Mündig ist jemand, der sich selbst schützen und damit auch gesetzlich vertreten darf.«) Macht und Schutz hängen aber historisch und sachlogisch zusammen: Wer jemanden (be-)schützt, hat auch Macht über ihn; wer beschützt werden muss, ist in dieser Hinsicht ohnmächtig.

Das Wort »Bevormundung« stellt eine Intensivierung eines Vormundschaftsverhältnisses dar. Mit der Vorsilbe »be-« wird eine Transaktivierung zum Ausdruck gebracht, etwas wird zum Objekt, zum Gegenstand von etwas, der Subjektstatus wird ihm genommen (vgl. leuchten – etwas *beleuchten*; sprechen – etwas/jemanden *besprechen*;

jemanden *beäugen*; jemanden *begrüßen*; jemanden *bespötteln*; jemanden *belachen*).

Dieses Ineinander von Schutz und Beherrschung drückt sich noch in dem Umstand aus, dass Klara wie auch schon in ihrer ersten Äußerung ihre Übernahme des Rederechts in das Gewand einer zu übernehmenden Pflicht kleidet: »Soll ich's sagen?«, fragt sie Hannes abermals, als ob es um eine (fast leidige) Pflicht ginge, die sie zu übernehmen habe. Den Umstand, dass sie überhaupt fragt, könnte man so verstehen, dass sie ihm eine Entscheidung zugesteht. Dieses Zugeständnis ist aber vor dem Hintergrund der vorausgegangenen Sequenz wenig glaubhaft – denn dass sie auf seine Zustimmung nicht allzu viel zu geben scheint, hat sie bereits durch die vorausgehende Unterbrechung, Korrektur und vor allem durch das Lachen und die abfällige Bewertung der Äußerungen Hannes' deutlich gezeigt. Insofern ratifiziert Hannes' Äußerung »Sag's doch mal« lediglich, was faktisch schon eingetreten ist, nämlich die Übernahme der Sprecherrolle durch Klara.

Es schließt sich folgende Sequenz an:

Klara: Über die Tagesklinik ham wir's beim Hannes gemacht. (.) Weil der Hannes war also fast zwei Jahre im Krankenhaus, Arche [Psychiatrisches Zentrum], Krankenhaus, und und wie hat sich das genannt, was er da gehabt hat am Gehirn, damit endlich die Stimmen weggehen. Und /Ü/dann (.)//

Walter (Vater): /Ü/Ist alles versucht worden//

Klara: Er wollte dann in ein Heim, er wollt gar nicht mehr raus. Und dann war das viel Arbeit äh zu sagen: Komm, wir helfen dir, wir nehmen jede Hilfe an, geh in deine Wohnung, gib deine Freiheit nicht auf, geh wieder zurück.

Interviewer: Mhm.

Klara: Und äh dann kam er von der wieder, also von von Anderstadt wieder in die Arche und von der Arche dann in die Tagesklinik, weil seine Stimmen ihn furchtbar quälen.

Interviewer: Mhm.

Klara: Und äh dann ham wir darum gebeten, ob nicht irgendjemand, wenn er jetzt von der Tagesklinik rauskommt (.) nicht alleine zu Hause is, dass ihm jemand dann auch hilft, nach ihm schaut, und das ging dann über die Krankenkasse. Und da haben wir in der Tagesklinik dann äh darum gebeten, dass er das Persönliche Budget bekommt.

Hannes ist nun endgültig als Sprecher, als Subjekt aus der Kommunikation ausgeschlossen. Das zeigt sich in der Umstandslosigkeit, in der Klara ihm gegenüber in die dritte Person wechselt (»Über die Tagesklinik ham wir's beim Hannes gemacht.«). Er wird nicht nur zum bloßen Thema der Kommunikation, sondern es erscheinen auch noch auf der Ebene der berichteten Inhalte ausschließlich die Eltern als Akteure. Sie betreiben gleichsam auch die Selbstbestimmung von Hannes, von ihnen geht der Appell aus, er möge seine Freiheit nicht aufgeben.

Im Unterschied zur Einstiegssequenz ist das »wir« jetzt klarer definiert, gemeint sind die beiden Eltern. Als Subjekt der Erzählung tritt dominant die Mutter auf, der Vater ist zwar einbezogen, sekundiert aber nur noch die Erzählung der Frau. Hannes' Krankheit wird nun ebenfalls explizit. Klara geht darin weit über Hannes' zurückhaltende Darstellung hinaus. Sie weist zunächst auf eine Behandlung in einem Krankenhaus »am Gehirn« (Elektrokonvulsionstherapie?) hin – in diesem Zusammenhang redet sie von »den Stimmen«, wenig später erwähnt sie furchtbare Qualen. Damit bringt sie ungefragt das Motiv des subjektiven Leidens von Hannes ins Spiel.

Alle diese Aspekte – die Rolle der Eltern als Akteure, die durchgängige Objektivierung von Hannes durch die Verwendung der dritten Person, die nicht rückgekoppelte Bezugnahme auf subjektive (und intime) Details seiner Krankheitserfahrung, die stellvertretende Ausdeutung von Motiven und Bewertungen – werden im Folgenden noch verstärkt:

Klara: Es waren äh (.) lange Kämpfe, dass der Hannes wieder selbstständig alleine wohnen wollte. Und mit dieser Hilfe jetzt, äh, schaffen wir das ... jetzt Woche für Woche besser.

Interviewer: Mhm.

Klara: Mit sehr viel äh (.) Arbeit, [lacht] sehr viel.

Interviewer: Mhm.

Klara: Seine Stimmen, die bringen ihn ja um, die sagen ja, sind dauernd da und sagen: Bring dich um, werf dich vor 'n Zug und so weiter. Und durch das, dass er jetzt seine Wünsche erfüllen konnte, dass er (.) /Ü/ Gitarre spielen// lernen durfte und dass er jetzt au'n Sport reingeht, kann man sich

Walter: /Ü/Kommt er auf andere Gedanken//

Klara: jetzt besser ablenken. Also ich find es super, dass es des gibt.

Hannes' selbstständiges Wohnen, seine Selbstständigkeit generell erscheinen hier allein als ein Werk der Eltern. Den Umstand, dass er dieses will, sein Wollen, stellt die Mutter als das Resultat eines »langen Kampfes«, als etwas von ihr Bewirktes dar. Sie erzählt weitere Details über die Stimmen und entwertet nochmals seine Formulierungen, indem sie sie nahezu wortgleich, nun aber als ihre Deutungen ins Spiel bringt (Wünsche, Motiv der Ablenkung). Diese Enteignung geht so weit, dass Klara über die Stimmen so redet, als wären sie Realität (»die bringen ihn ja um«), insofern wiederum Hannes' Perspektive einnimmt. Die betriebenen Hobbys sind eine Form der Ablenkung, sie erscheinen wie etwas, das man einem Kind oder Jugendlichen gewährt (er »durfte« Gitarre spielen), eine Regression auf den Status eines Jugendlichen, der bei seiner Familie wohnt und dem Wünsche erfüllt werden, damit er nicht auf schlechte Gedanken kommt.

Eskalation und Schweigen

Diese Ent-Mündigung Hannes' zeigt sich darin, dass die Eltern die Erzählung und Beantwortung der Fragen übernehmen. Er sitzt nur noch dabei, ohne am Gespräch teilzunehmen. Darauf reagiert nun die nächste Interviewfrage, ich rolle die Frage »Wer spricht?« (im Sinne von »Wer sollte sprechen?«) von Neuem auf, indem ich versuche, ihn durch eine betont an ihn gerichtete Frage wieder ins Spiel zu bringen:

Interviewer: Seit wann wohnen Sie hier in der Wohnung, Herr Kühn?

Hannes: Knapp jetzt schon 15 Jahre her.

Interviewer: 15 Jahre.

Klara: Nein, nein. Gut zehn Jahre.

Es wiederholt sich die bereits geschilderte Verlaufsstruktur in leichter Abwandlung, Klara kann ihm nicht gut zuvorkommen, da er namentlich adressiert wird. Sie korrigiert ihn aber wiederum. Hannes geht dennoch auf meinen Versuch, ihn wieder ins Gespräch zu ziehen, ein.

Er will anfangen zu erzählen, wird aber jetzt von meiner zu früh gestellten und inhaltlich ungeschickten Frage daran gehindert:

Interviewer: Also Sie wohnen schon länger hier in der Gegend.

Hannes: Ich war halt auch viel in Arche [Psychiatrisches Zentrum] und so

Interviewer: Klar

Hannes: Da war ich (.) wegen dem ...

Interviewer: Und wann waren Sie zuletzt in der Arche?

Seine Antwort auf diese zuletzt gestellte Frage ruft nun wiederum die Eltern auf den Plan, die den neuerlichen Ansatz, Hannes ins Spiel zu bringen, endgültig verhindern:

Hannes: Das is jetzt schon (.)/Ü/drei oder vier Jahre// her

Klara: /Ü/is schon ga...//

Walter: Nee

Klara: Nee, nee, nee, nee. [Walter und Klara lachen auf] Weil –, das ist gut, dass wir da sind. Das ist jetzt erst/Ü/kurz bevor das//

Walter: Ein Jahr vielleicht, /Ü/anderthalb Jahre//

Das Eingreifen der Mutter (und auch des Vaters) in das Gespräch fällt nun noch eine Stufe schroffer aus: ein fünffaches »Nee«, die größere Lautstärke des nun beiderseitigen Auflachens und die gemeinsame Korrektur der Angabe von Hannes. Vor allem bestätigt sich die These einer Bevormundungsstruktur. Sie wird von den Eltern selbst explizit gemacht: »Das ist gut, dass wir da sind«. Damit ist Hannes als glaubhafter Gesprächspartner ausdrücklich diskreditiert. Das Gespräch setzt sich nun über längere Zeit ohne Beiträge von Hannes fort. Faktisch bestreiten nur noch die Eltern das Gespräch. Die Frage »Wer spricht?« scheint endgültig entschieden. Im Wesentlichen sprechen die Eltern, durchbrochen von meinen fruchtlosen Versuchen, Hannes wieder in das Gespräch einzubeziehen.

Zeichen – Hannes wehrt sich

Das ändert sich im weiteren Ablauf des Interviews erst nach etwa zwölf Minuten Gesprächsdauer in einer ihrerseits zehn Minuten dauernden Passage des Interviews, dessen Gesamtdauer fünfundsechzig Minuten beträgt. Sie wird durch folgende Frage meinerseits eingeleitet:

Interviewer: Aber Herr Kühn, Sie interessieren sich irgendwie für fernöstliche Sachen, gell. Die Zeichen alle.

Der Interviewer nimmt damit Bezug auf eine Fülle chinesischer Schriftzeichen, die in schwarzer Farbe, auf Pappe aufgezogen und säuberlich ausgeschnitten die gesamte freie Fläche der Wohnzimmerwände dekorieren. Hannes antwortet nur mit dem Hinweis: »I Ging«. Dabei handelt es sich um ein berühmtes Werk der klassischen chinesischen Philosophie. Ursprünglich war das I Ging eine Sammlung von Zeichen für Orakelzwecke. Dabei werden durch wiederholtes Ziehen von Schafgarbenstängel bzw. Werfen von Münzen (die jeweils einen Wert für »ja« oder »nein« bzw. »Yin« und »Yang« ergeben) insgesamt $8 \times 8 = 64$ mögliche Kombinationen von Ja- und Nein- (bzw. Yin- und Yang-)Werten erzeugt, denen 64 Zeichen entsprechen. Diese Zeichen stehen für bestimmte Zustände bzw. Typen von Ereignissen im Leben und damit verknüpfte Lebenshaltungen. Ihre Bedeutungen wurden im Lauf der Zeit philosophisch angereichert und niedergeschrieben, sodass aus dem anfänglichen Orakelbuch das Weisheitsbuch des I Ging wurde. Der Interviewer ist im Groben orientiert über diese Zusammenhänge, er weiß jedenfalls, dass es sich dabei um ein Buch handelt, das mit chinesischer Philosophie zu tun hat.

Hannes: Ja, ja. I Ging.

Interviewer: I Ging. Also lesen Sie auch viel über solche Sachen.

Hannes: Ja, Philosophie.

Klara: Das ist sein Schutz für die Stimmen, gell. /Ü/Wie er sich damit wehren kann//

Hannes: /Ü/Da hab ich mich ein bisschen//

Interviewer: Wie?

Hannes: Das hab ich gemacht, damit ich ein bisschen Schutz hab immer im Haus.

Die Äußerung der Mutter folgt abermals der gewohnten und mittlerweile gefestigten Interaktionslogik. Sie ignoriert den Hinweis von Hannes und beantwortet ihrerseits die erste Frage des Interviewers. Sie formuliert – wiederum in der dritten Person, nicht Hannes, sondern dem Interviewer zugewandt – zunächst, es handle sich um einen »Schutz für die Stimmen«, um dann zu ergänzen, »wie er sich damit wehren kann«.³

Im selben Atemzug unterbricht Hannes zum ersten Mal in diesem Erstinterview seine Mutter. Er nimmt dabei die von ihr ins Spiel gebrachte Rede vom Schutz auf. Die Frage, die sich stellt, ist, wie dieser Schutz aussehen könnte. Man ist zunächst versucht, magische Praktiken der Abwehr von bösen Mächten (Hexen, Geister) durch Zeichen an Haus und Tür zu assoziieren (wie beispielsweise Hufeisen, der Dreikönigssegel CMB o. Ä.). Allerdings gilt dabei meist der Innenbereich des Hauses als sicher, die Gefahren kommen von außen, deswegen werden diese Zeichen in der Regel an der Haustür oder an Fenstern nach *außen* hin sichtbar angebracht. Hannes' Zeichen befinden sich aber im Inneren des Hauses und er weist darauf auch noch ausdrücklich hin. Das könnte heißen, dass die Gefahren, gegen die diese Zeichen einen Schutz darstellen, sozusagen innerhäusliche Gefahren darstellen.

Eine weitere bemerkenswerte Implikation dieses Wortwechsels war bereits in den vorangegangenen Bezugnahmen auf die Stimmen angekommen. Auch Klara spricht über die Stimmen so, als ob sie wirklich wären. Sie beide sprechen nun so, als wären diese Stimmen real, etwa so, wie man etwa sagen würde: »Diese Alarmanlage dient dem Schutz gegen Einbrecher«. Mit Erving Goffman könnte man zumindest die Formulierung der Mutter die »Modulation« nennen. Darunter versteht er »das System von Konventionen, wodurch eine bestimmte Tätigkeit (...) in etwas transformiert wird, das dieser Tätigkeit nachgebildet ist, von den Beteiligten aber als etwas ganz anderes angesehen wird« (GOFFMAN 1980, S. 55). Dass allen Beteiligten das gleichermaßen klar ist, ist wichtig und gehört zur Definition von modulierten Handlungen: Beispielsweise weiß bei einer Feuerwehrrübung jeder der Betei-

3 Das ist eigentlich inkonsistent – logisch wäre es zu sagen: Es ist ein Schutz *gegen* die Stimmen.

ligten, dass es nicht wirklich brennt. Wer dieses Bewusstsein nicht hat, täuscht sich über den wahren Charakter oder wird unter Umständen ganz bewusst von den anderen getäuscht (sie veranstalten einen für sie erkennbar modulierten Handlungsablauf, tun so, als ob es brennen würde). In der vorliegenden Situation ist die Frage des geteilten Wissens um den modulierten Charakter der Bezugnahme auf die Stimmen auf andere Weise ungewiss. Dem Interviewer, Klara und Walter ist klar, dass es die Stimmen nicht wirklich gibt, insofern braucht man sich eigentlich auch nicht wirklich gegen sie zu schützen. Dennoch tut Klara so, als ob das so wäre – mit der Unterstellung, dass Hannes diese Stimmen für real hält und dass es keinen Sinn hat, ihn darauf hinzuweisen: »Hannes, diese Stimmen gibt es ja in Wirklichkeit gar nicht.« Allerdings weiß auch Hannes vermutlich, dass die Stimmen für Außenstehende nicht existent sind (er spricht ja von »*seinen*« Stimmen. Auch er akzeptiert insofern eine freilich anders gelagerte Modulation, auch er verzichtet darauf zu sagen: »Ich weiß ja, ihr haltet diese Stimmen in Wahrheit nicht für real, ihr tut nur so.« Allerdings stellt sich dann die Frage, welche Realität diese Stimmen für ihn dann haben. Sie sind real und unreal zugleich. Man könnte sich die Frage stellen, ob solche Stimmen nicht genau wegen dieses unklaren Realitätsstatus (zumindest – wie bei Hannes – beim ersten Auftreten) meistens angstbesetzt und Gegenstand tiefgreifender Verstörung, ja Panik sind. Sie sind vermutlich auch für den Betroffenen irgendwie unreal oder in anderem Sinne real als die »normal« reale Welt. Dennoch drängen sie sich, wie etwas Reales, unabweisbar der Erfahrung auf – werden aber anders als reale Mitmenschen erlebt. Es handelt sich also um eine sehr komplexe Modulation – für alle Beteiligten.

Der Interviewer ergreift im weiteren Verlauf des Gesprächs die Gelegenheit und lobt die gelungene Strichführung: »Ich finde, das sieht super aus ... ich finde, die sehen richtig aus, wie wenn sie ein Chinese geschrieben hätte.« An dieser Stelle schaltet sich Walter ein (gleichsam als Experte für Handwerkliches) und greift dieses Lob auf (»diffizil gemacht«, »steckt viel Arbeit dahinter«). Damit entsteht zum ersten Mal ein positiver Kommentar gegenüber Hannes auch seitens eines Familienmitglieds. Der Vater erweckt den Eindruck, als habe er – ange-regt durch das Urteil eines Außenstehenden – die Zeichen zum ersten Mal bemerkt und fragt fast ungläubig nach: »Das hast du alles hier

gemacht?« Mit unüberhörbarem Stolz antwortet Hannes darauf: »Da hab ich schon ein Jahr gebraucht so, bis ich alles gehabt hab«.

Im Gefolge dieses Einschubs nun, in dem es nicht mehr um die Frage geht: »Wer spricht?«, sondern um die Frage: »Wer hat das geschrieben?« (nämlich er, Hannes!), wird zum ersten Mal in dem Interview ein längerer Dialog zwischen dem Interviewer und Hannes möglich. Es ist so, als ob die Thematisierung der Zeichen, die ja ein Schutz gegen die (inneren) Stimmen sein sollen, nunmehr weitere Interventionen der *Eltern* ins Gespräch verhindert. Insofern erhalten die Zeichen an der Wand im Rahmen der Interaktion auch eine Art Schutzeffekt gegen die Stimmen der Eltern. Interessanterweise sind ja, wie bereits gesagt, die Zeichen die einzigen persönlichen Elemente in der Wohnung.⁴

Vom faktischen Verlauf der Interaktion her hat jedenfalls die Bezugnahme auf die Schriftzeichen den Effekt einer Selbstbehauptung Hannes' gegenüber den (Stimmen der) Eltern. Auch wenn man sich nicht der eben vorgeschlagenen Deutung anschließen will: Tatsache ist, dass sich Hannes damit objektiv einen Freiraum schafft, in dem Vater und Mutter »nicht mitreden können« – genau daraus entsteht die Chance, ins Gespräch mit dem Interviewer zu kommen. Dieser zeigt im Folgenden, dass er nicht ganz unvertraut ist mit »fernöstlichen Sachen«, es fallen Stichworte wie Tao Te King, Laotse.

Hannes nützt nun in der Folge die Abwesenheit der Stimmen der Eltern dazu, dem durch den bisherigen Gesprächsverlauf erzeugten Eindruck der kommunikativen Inkompetenz entgegenzuwirken und

4 Für diese These spricht vor allem der weitere Fortgang des Gespräches: Durch die Thematisierung der Stimmen gelingt es zum ersten und auch ansonsten einzigen Mal in allen Gesprächen, die ich mit Hannes in der Anwesenheit der Eltern geführt habe, deren Stimmen für längere Zeit auszuschalten und ihm das Rederecht zu erhalten. Ein weiteres Indiz für diese Deutung wäre auch der Umstand, dass viele der Aktivitäten, die er später betreiben wird, um den Stimmen zu entkommen, außerhäuslich sind: so, wenn er den Stimmen z. B. mit dem Fahrrad buchstäblich davonfährt, wenn er Karate im Verein trainiert. In diesem Zusammenhang fällt auf, dass alle diese Aktivitäten sich Medien bedienen, in denen Stimmen und Sprechen keine Rolle spielen: motorisch-sportliche (Karate, Radfahren), bildliche (Malen) und eben die Beschäftigung mit den I-Ging-Zeichen, also Schrift (dazu mehr unten!). Hannes äußert überdies in verschiedenen Interviewpassagen, dass ihm Gespräche mit den Mitarbeitern des sozialpsychiatrischen Dienstes nichts bringen würden. Also auch hier: eine Abwertung des Sprechens und damit der Verständigung über Stimmen.

verwendet an dieser Stelle auffallend dezidiert die Ichform und eben nicht mehr die Zurechnungen vermeidenden Pronomina »man«, »wir«, »es«:

Hannes: Ja, das sind Orakelergebnisse von mir. Da kann ich bestimmte Fragen kann ich immer noch was lernen, no. Etwas weiter lernen. Krieg ich 'ne Antwort so. A bisschen Perspektive Zu- Zukunft blicken, Gegenwart und so.

Interviewer: Ja.

Hannes: Wie sich das dann ändert (.) und was ich selber dazu beitragen muss, dass sich Situationen oder eben ich mich selber noch, (.) dass meine, dass ich weniger Fehler hab noch (..)

Interviewer: Das hilft einem dann praktisch auch, ja über solche Sachen nachzudenken und

Hannes: Ja, genau (.)

Interviewer: und auch die Ruhe da zu finden.

Hannes bringt sich nun sogar ausdrücklich als ein biografisches Subjekt ins Spiel: Diese Zeichen helfen ihm, sich mit Zukunfts- und Gegenwartsperspektiven seines Lebens zu befassen, und führen dazu, dass er an sich selbst arbeitet, sich ändert. Hannes platziert sich damit – im Gegensatz zu dem vorangegangenen Gespräch – wieder in einer klassischen Subjektposition: als Subjekt einer moralisch akzentuierten Selbst-Bildung mit dem Ziel, ein besserer Mensch zu werden. Damit wird aber die im vorhergegangenen Gespräch von den Eltern ausgegangene Unmündigkeitsunterstellung aufs Deutlichste konterkariert.

In direktem Anschluss an diese Äußerungen kommt es nun zu folgenden Ausführungen:

Hannes: Also ich seh ja auch: gegen den Kampf, was ich da mit mach, dass das schon sein Sinn hat, no (..) Hat das, die Stimmen, wo ich hör, das sind wirklich nur feindliche und die wollen andere Leute umbringen, und (...) ah – ich guck halt, dass (..) dass das Ganze im Rahmen bleibt, was die da ausrichten können, no.

Interviewer: Mhm.

Hannes: Ja.

Damit bricht abermals – im Verweis auf die Stimmen – eine außeralltägliche Sphäre mit unklarem Realitätsstatus in die Kommunikation ein. Auffällig ist, dass Hannes hier nicht mehr die Formulierung »meine Stimmen« verwendet, sondern »die Stimmen« sagt. Sie werden an

dieser Stelle also tendenziell zu einer fremdartigen, nicht der Sphäre des Ich zugehörigen Macht. Hannes lässt dabei keinen Zweifel an ihrer Realität und verleiht ihnen eine bedrängende Realität durch den Hinweis auf die Bedrohung, die von ihnen ausgeht (»Die wollen andere Leute umbringen«). Hannes scheint sich dabei im Schlusssatz als jemanden zu verstehen, der sie daran hindert. Er hält die Sache »im Rahmen«.

Die folgende etwas hilflos klingende Frage des Interviewers zeigt die dadurch in die Kommunikation eingebrachte Erschütterung des Status der Alltagsrealität auf. Er ignoriert die eben gemachte Äußerung Hannes' und stellt noch im Hinblick auf die Wirkung der I-Ging-Zeichen die Frage:

Interviewer: Das heißt, Sie ham dann weniger Angst, oder gehen die dann weg?

Der Interviewer flüchtet sich in eine laienhafte klinische Perspektive, er übersetzt das »im Rahmen bleiben« psychologisierend mit »weniger Angst haben« und fragt unbestimmt naiv: »Gehen die dann weg?« Das könnte meinen: Die Stimmen gehen weg, so wie reale Personen irgendwo hingehen (das wäre die sozusagen modulierte Ebene des »Redens über die Wahnhalte, als wären sie real«). Die vage Formulierung hält sich aber auch eine mit der Alltagsrealität verträgliche Konnotation offen, etwa im Sinne von »Gehen die Schmerzen dann weg?«. Ich erspare es mir damit, direkt und eindeutig im Bezugssystem von Hannes eine Frage zu stellen wie etwa: »Wie genau hindern Sie denn die Stimmen daran, andere umzubringen?« Hannes beachtet diesen mehrdeutig-unsicheren Einwurf denn auch nicht und fährt wie folgt fort:

Hannes: Ah, die meinen halt immer bloß, ja bloß sie würden angreifen und ich wär immer der, der ins Eck gedrückt wäre oder so. Und dabei is das alles relativ, no.

Damit werden die Stimmen eindeutig als reale, geradezu handgreifliche äußere Instanz beschrieben. Bemerkenswerterweise formuliert Hannes damit eine Beschreibung seiner Person, die seine bisherige Interaktionsposition in dem aktuellen Gespräch sehr genau wiedergibt. Denn bis hierher war er in der Tat derjenige, der »in die Ecke gedrückt« war – freilich nicht von den Stimmen, sondern von seinen Eltern. Dies ändert sich, wie man sieht, in der aktuellen Phase des Gesprächs.

Schizophrenie

Die eben gemachte Aussage, das alles sei relativ, wird im Folgenden erklärt. Mit der Äußerung »Denk eher, die werden bekämpft vom Schöpfer« scheint Hannes sagen zu wollen, die Stimmen würden wiederum vom Schöpfer in die Ecke gedrängt werden. Er fährt nämlich bruchlos fort wie folgt:

Hannes: Denk eher, die werden bekämpft vom Schöpfer, no. Weil sie kein Anrecht auf 'n langes Leben haben, wenn sie andere nur umbringen wollen, no. (.) So (.) Die sind also keine Stimmen mehr, dass ich meine Mutter oder mein' Vater hör oder irgendwelche Verwandte, ge.

Interviewer: Mhm.

Hannes: Also wirkliche Schizophrenie, sondern sind echt Bösewichter,

Interviewer: Mhm.

Hannes: die 'ne große Klappe haben, weil sie mehr sind und so, no. Und meinen, sie könnten mein Leben zerstören, no. (.) Aber da ich ziemlich selbstlos bin und so, no, des auch gelernt hab, macht's mir eigentlich weniger aus, no. Also ich, ich sag, ich kann niemand enttäuschen, meine Eltern oder so. Wenn ich mich umbring, dann sind meine Eltern enttäuscht von mir. (.) Und (.) die die mit Mädchenstimmen, wo da auch noch dabei sind, also die wirklich gute Stimmen sind, ge, die halten dann zu mir, na. Die wollen die Arschlöcher auch weg, ne. Aber wir wissen genau, wir, wir können's nicht gleich tun wie die und sagen: »Wir bringen euch einfach um«, sondern ich kann bloß sagen, ich muss warten, bis sie, bis sie halt sterben, und da die früher sterben, aufgrund ihrer negativen Einstellung, no, hab ich dann später ein gutes Leben.

Interviewer: Verstehe, Sie überleben die.

Hannes' Vermutung, dass der Schöpfer, gemeinhin eine Umschreibung für Gott, die Stimmen ebenfalls bekämpfe, verleiht der Sache eine metaphysische Bedeutsamkeit. Die Äußerung verstärkt sowohl das Gewicht des Kampfes von Hannes als auch den Eindruck der großen Macht der Stimmen. Sie werden zwar vom Schöpfer in die Ecke gedrängt, andererseits muss er immerhin gegen sie kämpfen. Hannes verortet das, was ihm geschieht, in einem für Außenstehende

fantastisch anmutenden Kampf zwischen Gut und Böse. Die Stimmen werden in einer zugespitzten Weise als gefährlich und böse geschildert (sie wollen andere Leute umbringen, sein Leben zerstören). Zugleich werden sie fast wieder in eine geradezu läppische Dimension gerückt, die an die Welt von Kindergarten- und Schulhofkonflikten erinnert (»große Klappe«, »weil sie mehr sind«).

Hannes ruft damit ein gängiges soziales Stereotyp des Wahnsinns auf. Es besteht darin, dass man die eigene Existenz in einem Geschehen verortet, in dem es um das Schicksal der ganzen Welt geht. Es ist generell auffällig, wie sehr diese Stereotype des Wahnsinns nicht nur klassischen Heldenepen oder Märchen, sondern auch gängigen Erzählschemata der modernen Massenkultur entsprechen. Ich denke dabei an Superheldenfiguren wie Superman, Batman, Spider-Man, an viele Science-Fiction-Comics für Erwachsene, aber auch bestimmte daran anknüpfende Filmgenres. Die Analogien dieser Gattungen zu bestimmten Merkmalen psychotischer Welterfahrung sind frappierend. Auch hier wird der Protagonist der Handlung meist in ein Geschehen verwickelt, in dem die Existenz der gesamten Welt auf dem Spiel steht – es geht um ein apokalyptisches Geschehen. Auch hier werden Gut und Böse auf schematische Weise gegenübergestellt – aber auch das Moment des »Läppischen« gehört bei den Bösen mit dazu. Man denke z. B. an die Figur des »Joker« in »Batman«, die zutiefst böse und gemein, zugleich aber auch etwas grotesk, albern, komisch geschildert wird. Gerade in den Superheldengenres spielt das Thema technisch erzeugter und zugleich übersinnlicher, irgendwie unheimlicher Manipulation von Vorgängen in Körper und Psyche anderer Menschen, ihre Beeinflussung durch Strahlen, Energie, Telepathie eine große Rolle, unter den Titeln »Beeinflussungswahn«, »Gefühl des Gemachten« ein klassisches Leitsymptom schizophrener Erkrankung.⁵ Eine weitere ästhetische Analogie ist die abgerissene, montierte Ästhetik des Comic- bzw. Filmplots – es entsteht keine narrative Kontinuität, die Folge der einzelnen Strips ist schlaglichtartig, montiert, assoziativ und wirkt deshalb gerade auf Leute, die das Genre nicht gewohnt sind, wirr und unzusammenhängend. Auch dabei handelt es sich um ein diagnostisches Leitkriterium der Schizophrenie (»Gedankenabreißen«, »Ideenflucht«).

5 Auch das findet sich bei Hannes wie wir noch sehen werden.

Höchst bemerkenswert an Hannes' Äußerung ist nun aber die Formulierung, der erwähnte Kampf habe nichts mehr mit der Familie bzw. mit den Stimmen von Familienangehörigen zu tun (»Die sind also keine Stimmen mehr, dass ich meine Mutter oder mein' Vater hör, oder irgendwelche Verwandte, [...] also wirkliche Schizophrenie, sondern sind echt Bösewichter«).

Mit dieser Äußerung und mit dem, was ihr folgt, müssen wir uns ausführlicher befassen. Sie stellt eine Art Angelpunkt des gesamten Gesprächs dar, enthält in einer faszinierenden Verdichtung eine komplexe Stellungnahme von Hannes zu der eben aufgeworfenen Frage nach dem Realitätsstatus der Stimmen, zugleich aber auch zur Frage des Zusammenhangs der inneren Stimmen mit den Stimmen der Eltern und damit eine neue Antwort von Hannes zu der Frage »Wer spricht?«.

Zunächst bringt Hannes eine im Raume schwebende Vermutung einer Sinnkorrespondenz zwischen seiner Interaktion mit den Eltern und der Frage nach den Stimmen selbst scheinbar unvermittelt und explizit zur Sprache, und zwar zu einem Zeitpunkt, an dem er zum ersten Mal im Interview den Kampf um das Rederecht (»Wer soll sprechen?«) für sich entschieden hat. Er bringt sie zur Sprache, als ob unmittelbar vorher jemand gefragt hätte: »Ihre Stimmen erinnern mich irgendwie an Ihre Eltern. Hat das etwas miteinander zu tun?«

Hannes verneint diesen Zusammenhang und macht zugleich auf ihn aufmerksam, denn in Wirklichkeit hatte ja niemand diese Frage gestellt. Es seien, sagt er, nicht mehr die Stimmen von Mutter, Vater oder irgendwelchen Verwandten, mit denen er es zu tun habe, sondern es handle sich um echte Bösewichter. Die Sinnstruktur dieser Äußerung ist eigentümlich mehrschichtig. Dass er nicht *mehr* die Stimmen der Eltern höre, legt nahe, er wolle damit sagen, dass sie es früher aber waren. Hannes setzt die Betonung laut Mitschnitt so: »echt Bösewichter«. Die Eltern, deren Stimmen er offenbar früher gehört haben will, wären damit eindeutig keine Bösewichter,⁶ wohl aber stellt er durch das »nicht mehr« das Hören der Stimmen von Vater, Mutter und Verwandten in einen zeitlichen und genetischen Zusammenhang

6 Anders wäre es, wenn er betont hätte »echte Bösewichter« – dann wären sie immerhin »unechte«, »als ob«-Bösewichter.

mit den Stimmen. Damit betont Hannes explizit, dass die Stimmen der Eltern und die Stimmen nicht das Gleiche sind, dass aber ein Zusammenhang besteht.

Interessant ist nun der Komplex der Schizophrenie, der zum ersten Mal zur Sprache kommt. Hannes bringt hier eine eigentümliche Verwendung des Worts Schizophrenie ins Spiel. Er sagt, er höre nicht die Stimmen von Eltern und Verwandten, leide also an Schizophrenie, sondern es handle sich um echte Bösewichter. Damit sagt Hannes aber, er habe keine wirkliche Schizophrenie, denn diese setzt er ja gleich damit, die Stimmen von Eltern und Verwandten zu hören. Er höre ja wirklich Bösewichter, also habe er keine Schizophrenie, sei insofern nicht krank.

Nun muss auch für Hannes klar sein, dass zumindest für seine Eltern die Diagnose Schizophrenie außer Frage steht. Sie machen wenig später – in seiner Gegenwart – darauf aufmerksam.⁷ Ohne die Diagnose »Schizophrenie« bekäme Hannes kein Persönliches Budget, es entfele damit überhaupt der Gesprächsanlass. In den Folgen dieser Krankheit liegt seine Behinderung und auch der Grund für die Bevormundung, die die Eltern ausüben. Eben deshalb erzeugt aber diese Äußerung von Hannes in ihrer Eingebettetheit in die Gesprächssequenz eine komplexe und in sich vertrackte Sinnstruktur.

Den Eltern (und dem Interviewer) sagt Hannes: Ich habe keine Schizophrenie. Damit stellt er aber auch infrage, wie ihn die Eltern bisher im Gespräch behandelt haben. In Wirklichkeit ist er nicht krank, d. h., er kann für sich selbst sprechen (was er eben im Moment auch beweist). Er korrigiert damit die von den Eltern praktisch gegebene Antwort auf die Fragen »Wer spricht? Wer soll sprechen? Wer kann

7 Zum Beispiel sagt Klara später: »Er hat auch LSD genommen. Und das hat wahrscheinlich ausgelöst die Schizophrenie.« Der Vater bestätigt: »Die Schizophrenie – wahrscheinlich ist das parallel miteinander gelaufen.« In einem späteren Interview sagt Klara über Hannes' Bruder: »Er hört keine Stimmen, aber beim Bill riechen Sie auch die Krankheit in der Wohnung. Ich kann noch so viel waschen, die die ähm diese Krankheit hat einen bestimmten Geruch, das ham mir schon öfters auch, wenn andre äh Patienten kommen, gerochen. Die duschen jeder, sie sind sehr sauber und verbrauchen sehr viel Wäsche. Aber wenn ich frische Wäsche gewaschen hab und das is zwei Tage im Schrank drin, dann is der Ge..., das hat auch mal jemand gesagt und von der von der Gruppe. Dann riecht das nach Schizophrenie. (...) Das is der Geruch der Krankheit.«

sprechen?«. Er kann selbst für sich sprechen. Ein anderer Hannes tritt in diesem Moment ins Feld der Interaktion, einer, der sich nicht in die Ecke drängen lässt.

Auf der anderen Seite weiß auch Hannes, dass die Eltern davon ausgehen, dass er eine Schizophrenie habe. Vor diesem Hintergrund ergibt sich eine zusätzliche Implikation der eben gemachten Äußerung. Hannes setzt in ihr ja Schizophrenie damit gleich, dass man die Stimmen seiner Eltern und Verwandten hört. Damit sagt er aber sinngemäß: »Wenn ihr annehmt, dass ich Schizophrenie habe, dann müsst ihr auch annehmen, dass diese Stimmen, die ich höre, eure Stimmen sind.« Er erzeugt damit eine verzwickte Situation für die Eltern. Wenn sie davon ausgehen, dass er Schizophrenie habe, müssten sie, wenn sie ihm folgen, sagen, dass die Stimmen etwas mit ihnen zu tun haben. Wenn sie davon ausgehen, dass er nicht die Stimmen der Eltern hört, müssten sie ihm zugestehen, dass er gar nicht an Schizophrenie erkrankt sei, sondern die Stimmen real seien. Die dritte Möglichkeit bestünde darin, die Implikation seiner Äußerung zu bestreiten, also zu sagen: »Das ist Unsinn, Schizophrenie hat gar nichts mit den Stimmen von Eltern und Angehörigen zu tun.« Das erinnert durchaus an die Struktur des von Bateson beschriebenen »double bind«, gerade auch, wenn man sich die Fortführung des Gesprächs ansieht. Die Eltern wählen nicht die zuletzt angeführte Variante einer Metakommunikation, sondern lassen die paradoxen Implikationen von Hannes' Äußerung im Raum stehen. Allerdings ist bemerkenswert, dass dieses »double bind« hier von Hannes ausgeht und eben nicht von den Eltern. Insgesamt liegt die Wirkung der Äußerung von Hannes darin, auf einen möglichen Zusammenhang zwischen den Stimmen und den Stimmen der Eltern dadurch aufmerksam zu machen, dass er ihn explizit ausschließt. Die Äußerung hat so gesehen eine Struktur, die Sigmund Freud »Verneinung« nennt. Wer sagt: »Nicht, dass ich das und das behaupten wollte, aber ...« – der redet von etwas, das sich aufdrängt, aber genau deswegen negiert wird.

Das Adjektiv »selbstlos«, mit dem sich Hannes im Folgenden beschreibt, verdient ebenfalls eine genauere Betrachtung, auch deswegen, weil es sich hier um ein für Hannes wichtiges Motiv handelt, das im weiteren Gesprächsverlauf, aber auch in den Folgeinterviews wieder aufgegriffen und ausgeführt wird. »Selbstlos« kann heißen: ohne Selbst,

ohne Identität, kann also jemanden meinen, dem die Qualität des Subjekthaften abgeht, oder auch enger: jemanden, dem dieser Selbstbezug in Hinsicht auf die Wahrnehmung eigener Interessen abgeht, der darauf verzichtet, sein Eigeninteresse wahrzunehmen. In beiden Bedeutungen klingt eine Sinnstruktur an, die in der ersten Gesprächsphase kennzeichnend war für Hannes' Selbstpositionierung in der Interaktion mit den Eltern. Er überließ ihnen nicht nur implizit, sondern explizit die Korrektur seiner Äußerungen (»Ja, sag's doch mal«), er lässt die Diskreditierung seiner Person zu, er wehrt sich jedenfalls nicht direkt, verzichtet zeitweise auf die Subjektposition eines Gesprächsteilnehmers. Von Selbstlosigkeit zeugt auch Hannes' Begründung, sich nicht selbst töten zu wollen, wie es die Stimmen eigentlich verlangen. Er begründet das nicht mit einem Eigeninteresse an seinem Leben, sondern damit, niemand enttäuschen zu wollen, z. B. seine Eltern.

Diese Formulierung ist eigentümlich, man würde in diesem Zusammenhang eher eine Formulierung erwarten wie: Er wolle oder könne den Eltern kein Leid bereiten. Die Eltern enttäuschen hieße, eine Erwartung nicht erfüllen, z. B. etwas aus seinem Leben zu machen. Das Weiter-Leben wird so gesehen analog zur Befolgung einer Verhaltenserwartung der Eltern. Das legt wiederum nahe, davon auszugehen, dass Eltern und Stimmen nichts miteinander zu tun haben – denn gerade die Bindung an die Eltern nennt er damit als wichtige Bedingung seines Standhaltens gegenüber den Stimmen. Aber schon im nächsten Satz klingt ein Motiv an, das eine Analogie zu den Eltern wiederum nahelegt.

Die Stimmen, die andere nur umbringen wollen, haben, so Hannes' Argumentation, kein Anrecht auf ein langes Leben. Die Stimmen würden wegen ihrer negativen Einstellung früher sterben. Wer böse ist, so die Unterstellung, stirbt früher. Daraus leitet Hannes für sich eine Chance ab, den Kampf zu gewinnen: Er rechnet damit, länger zu leben als sie, er wartet einfach ihren Tod ab, hat die Hoffnung, so bringt es der Interviewer auf den Punkt, sie zu überleben. Dieses Argument gibt den Stimmen nun plötzlich wieder etwas eigentümlich Menschlich-Reales zurück, die metaphysische Aura einer anonymen feindlichen Macht weicht einer Art moralischen Hinfälligkeit, sie nehmen den Charakter von Sterblichen an. Man ist versucht, an Eltern zu denken, insofern das Überleben das entscheidende Element bei der Ablösung

einer Generation durch eine andere ist. Vera King sieht diese Ablösung der Elterngeneration durch die nachkommende Generation aufs Engste verknüpft mit der (emotionalen) Ablösung von den Eltern: Die neue Generation übernimmt langfristig die Position, den Besitz und damit die Macht der Eltern, damit verbunden ist auch Ablösung im Sinne einer Lösung einer emotionalen Bindung und Verstrickung (KING 2002, S. 50). In der Regel überlebt man die eigenen Eltern, sie sind es, die vor einem selbst sterben. Ein »gutes Leben« (wie Hannes sagt) hat man, wenn man z. B. etwas erbt.

Beide Fragen werden noch im selben Gespräch von den Eltern ins Spiel gebracht: Was ist, »wenn wir nicht mehr da sind, wenn er erbt?«, fragen Klara und Walter den Interviewer wenig später. Die Sorge gilt der Frage, ob dann Hannes das Persönliche Budget wieder zurückzahlen muss: »Angenommen«, formuliert Klara, »wir sterben in fünf Jahren oder so, holen die das ganze Persönliche Budget wieder zurück? Muss er das von seinem Erbe bezahlen?«

Verfinsterung des Lichts – Hannes und König Wen

Zurück zum aktuellen Gesprächsstand. Hannes fährt bruchlos in seiner Rede fort:

Hannes: Ja, das ist halt meine Philosophie, wo ich draus gezogen hab. Aus den Büchern und so. Weil, da is ja wirklich ein Tyrann dabei, der mich versucht da immer zu tyrannisieren, einzusperren, na, und (.) ich hab das schon durch's I Ging und so, Verfinsterung des Lichts und so, wie's damals Situation war vom König Wen, der ist auch freigekommen, na. Gleiche Situation bei mir, na. Dann weiß ich halt, das wird nich immer so sein, das geht mal vorbei.

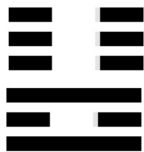
Mit diesen Formulierungen setzt Hannes die eben angestellten ethischen Überlegungen, es den bösen Stimmen nicht gleichzutun, sondern die Situation mit Geduld zu bewältigen, fort. Er vergleicht sich und seine Situation mit einer der mythischen Figuren, von denen im I Ging die Rede ist.

König Wen, mit dem sich Hannes an dieser und einer Reihe anderer Stellen in den Interviews identifiziert, ist eine sagenhafte Figur, die in diesem Buch in zweierlei Hinsicht eine Rolle spielt. Zum einen gilt König Wen, eine sagenhafte chinesische Herrscherfigur um 1000 v. Chr., als der Erste, der dazu beigetragen hatte, aus dem ursprünglichen »Wahrsagebuch« I Ging ein »Weisheitsbuch« – so der deutsche Übersetzer des I Ging – zu machen, er versah »die bisher stummen Zeichen und Linien, aus denen jeweils von Fall zu Fall die Zukunft divinitorisch erraten werden musste, mit klaren Ratschlägen für richtiges Handeln. Dadurch wurde der Mensch zum Mitgestalter des Schicksals; denn seine Handlungen griffen als entscheidende Faktoren ins Weltgeschehen ein« (WILHELM 1924, S. 13).

Zum anderen ist die Figur des König Wen eng verknüpft mit einem der 64 Zeichen des I Ging, und zwar mit dem 36., das Hannes für seine Situation als maßgeblich ansieht. Es steht für die »Verfinsterung des Lichts«.

明夷

36. Ming I – Die Verfinsterung des Lichts



oben Kun, das Empfangende, die Erde

unten Li, das Haftende, das Feuer

Abbildung 3: Die I-Ging-Zeichen für die »Verfinsterung des Lichts«

(<http://www.schuledesrades.org/public/iging/buch?Q=5/0/1/0/0/1/36>)

WILHELM (ebd., S. 579) beschreibt die Verfinsterung des Lichts so:

»Fördernd ist es, in der Not beharrlich zu sein. Das Licht ist in die Erde hinein gesunken. Verfinsterung des Lichts. Innen schön und klar, außen weich und hingebend und so der großen Not ausgesetzt – so war der König Wen. »Fördernd ist es in der Not beharrlich zu sein«. Das

bedeutet, dass man sein Licht verhüllt. In der nächsten Verwandtschaft von Schwierigkeiten umgeben, aber dennoch seinen Willen auf das Rechte gerichtet haltend (...), Das Licht ist in die Erde hinein gesunken: das Bild der Verfinsterung des Lichts. So lebt der Edle mit der großen Menge: Er verhüllt seinen Schein und bleibt doch hell.«

Der Text spielt auf den Umstand an, dass König Wen von einem »finsternen Herrscher«, einem »Tyranen lange gefangen gehalten wurde und in Lebensgefahr schwebte« (ebd., S. 578). In dieser Zeit habe König Wen auch die Kommentare zum I Ging verfasst. Als weiteres Beispiel für eine ähnliche Situation eines »Edlen« wird der Prinz Gi genannt, auch er lebte am Hofe des finsternen Tyranen, über ihn heißt es in den Erläuterungen:

»Der Prinz Gi war ein Verwandter dieses Tyrannen, darum konnte er sich nicht vom Hofe zurückziehen. Er verbarg deshalb seine gute Gesinnung und stellte sich wahnsinnig. So wurde er denn als Sklave gehalten, ohne dass er durch äußere Unbilden in seiner Gesinnung sich hätte irre machen lassen.« (ebd., S. 165)

Nur durch äußerliche Verstellung habe er sein Leben retten können. Die Überschrift »Verfinsterung des Lichts« ist eine Beschreibung einer Lebenssituation, für die die Erfahrungen König Wens und des Prinzen Gi das Paradigma abgeben: »Der König Wen hat das erlebt, der Prinz Gi hat das erlebt.« (ebd., S. 577). Hier wird eine dem Grundsatz des christlichen Evangeliums, man solle sein Licht nicht unter einen Scheffel stellen, entgegengesetzte ethische Klugheitsmaxime entworfen.⁸ In Zeiten, in denen man bedroht wird, soll man nämlich, um zu überleben, genau das tun, wovon das Evangelium abrät. Das Licht, so die Vorstellung des I Ging, wird dann verdeckt, leuchtet aber verborgen, unterirdisch weiter: »Sein Schein ist nur verhüllt, aber nicht erloschen.« (ebd., S. 580) Das Licht steht für die Attribute der Schönheit und Klarheit, während äußerlich Weichheit, Hingebung, Selbst-Aussetzung vorherrschen.

8 In Matthäus 5, 14–16, heißt es: »Ihr seid das Licht der Welt. Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter; so leuchtet es allen, die im Hause sind. So lasst euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.« Mit Scheffel ist in diesem Fall eine Art Eimer oder Bottich gemeint.

Mit dem Verweis auf dieses I-Ging-Zeichen gibt Hannes nochmals eine deutliche Erläuterung zu dem vorher von ihm verwendeten Ausdruck der »Selbstlosigkeit«. Sie ist allerdings nur für jemanden verständlich, der das I Ging sehr gut kennt. Hannes hebt damit auf eine für ihn maßgebliche ethische Haltung der Beharrlichkeit ab, dieses Stichwort fällt denn auch sehr oft in den Folgeinterviews. Vorbilder hierfür sind wiederum die Figuren des König Wen und des Prinzen Gi. Sie haben mithilfe dieser Haltung überlebt und kamen aus einer Situation der Gefangenschaft frei. Darin sieht er offenbar die Analogie zu seiner eigenen Situation.

Mit dieser Identifikation hat Hannes im laufenden Gespräch zugleich so etwas wie eine Bewegung der »Selbstrehabilitierung«, um nicht zu sagen der Rehabilitation, vollzogen. Er präsentiert sich – durch das Medium der Erläuterung der I-Ging-Zeichen – vor dem Interviewer wieder als Subjekt. Er ist es, der nun die Eltern »an den Rand drückt«, er bringt ihre fortwährend intervenierenden Stimmen zum Schweigen und kann sich immerhin für zehn Minuten ungestört mit dem Interviewer unterhalten. Auf der Inhaltsebene stellt er sich nicht als einen Kranken dar, sondern als jemanden, der einen heroischen Kampf führt und – wie König Wen oder auch Prinz Gi »umgeben von Verwandten« – dafür eigentlich bewundert werden müsste. Tendenziell idealisiert er sich und verleiht der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die er im Überleben der Stimmen sieht, Ausdruck. Diese wichtige Rolle der Zeichen des I Ging, die ihm letztlich auch dazu verhelfen, sich im Gespräch durchzusetzen, haben zugleich eine hohe Bedeutung für sein gesamtes Leben, wie er im Anschluss nochmals deutlich macht:

Hannes: Das ändert sich wieder, aber ich muss auch was dazu beitragen, dass es sich ändert, na.

Interviewer: Und all diese Sachen helfen hier, die helfen Ihnen da, stärker zu sein?

Hannes: Ja genau.

Interviewer: Gegen diese Stimmen.

Hannes: Da, da hab ich mein Zeichen, kann ich angucken, ja, ja und kenn manche Zeichen und weiß, das is das und so, na. Und aus, das sind ja alle Situation, Situationen bezeichnet in dem Buch, na, wo's auf der Welt gibt [...] altes Orakelbuch aus China.

Interviewer: Ah ja.

Hannes: Taoistisch.

Interviewer: Gut, ich kenn halt das Tao Te King vom Laotse.

Hannes: Ja, der hat das auch gemacht, das I Ging, auch Laotse.

Die Stimme der Mutter – Hannes, der Schmerzensmann

In diese »Fachsimplerei« zwischen Interviewer und Hannes greift nun Klara Kühn wieder ein. Sie lenkt zurück zu einer weniger heroischen und skeptischen Auffassung der Krankheit. Ich zitiere den Fortgang nicht in voller Länge, sondern leicht gekürzt.

Klara: Aber, musst auch sagen, (.) dass nicht alles so positiv äh äh /Ü/siehst, er ruft an, wenn er am// Ende is oder

Hannes: /Ü/Ja klar, also 's is// is schon schlimm, na wie Folter also, was die da machen. Dieser Kopfdruck is schlimm.

Interviewer: Die drücken im Kopf?

Hannes: Die drücken scharfe Eisenteile ähm an den Schädel und äh (.) übertragen des halt, na.

Interviewer: Mhm.

Hannes: Den Schmerz übertragen die, na. Um so ihren eigenen Dachschaden loszuwerden.

Interviewer: Und dann?

Hannes: Also um sich so, so wehren die sich, mit dieser Kopffolter, na, gell. (.) Um eben einen auch gezielt zum Wahnsinn zu treiben, na. Also echt gezielt, [lautere Stimme] gell. Mit Hintergedanken, mich ausflippen lassen, zum Wahnsinn treiben, Arche, und dann auf die Schiene, na. [...] Also das is die harte Realität, der ich praktisch ausgesetzt bin. Wenn ich da keine Hilfe hätte mit dem Persönlichen Budget, und sag, ich mach Karate und stärk mein Selbstbewusstsein damit, na. [...] Also wenn, wenn des Budget mal aufhören würde, gell, dann wär ich echt traurig, wenn ich das nicht mehr machen könnte, dann mit mit Gitarre und so, na.

Klara: Er ist vor gut zwei Jahren, da war's besonders schlimm, da kam er nur zu uns und weinte nur noch und war am Ende und wollt sich umbringen. Und das waren dann zwei Jahre Krankenhaus und und Arche und Tagesklinik, Krankenhaus, Anderstadt, unter unter Vollnarkose bekam er die Stromstöße. Das hat aber alles nichts genutzt, er wollte einfach /Ü/die Stimmen// loswerden, weil er sonst nicht mehr leben kann.

Walter: /Ü/Weil er//

Klara: Und das waren jetzt Kämpfe, dass er jetzt trotz allem merken muss, die Stimmen gehen nicht weg.

Interviewer: Mhm.

Walter: ... fertig werden ...

Klara: Er muss damit leben.

Von der Logik der Situation her könnte die Intervention Klaras verschiedene Funktionen haben. Zum einen könnte es sich um einen Versuch handeln, das Gespräch wieder in die Realität zurückzuholen. Zugleich konterkariert sie die von Hannes ins Spiel gebrachte optimistische Haltung und die damit zusammenhängende Selbsttheroisierung, indem sie darauf hinweist, dass es ihm oft schlecht gehe und er dann bei der Familie anrufe, er also sehr wohl abhängig sei. »Siehst, er ruft an, wenn er am Ende ist« – d. h. eigentlich: Er braucht uns, er kann sich nicht selbst helfen, er ist eben gerade nicht so handlungsfähig, wie er es darstellt. Dahinter könnte sich auch eine Tendenz von Klara Kühn zeigen, ihrem Sohn die eben zum Ausdruck gebrachten Autonomiepotenziale abzusprechen.

Im Hinblick auf den Fortgang liegt die Lesart nahe, dass die Intervention Klaras (zusätzlich?) eine strategische Absicht verfolgen könnte – nämlich gegenüber mir eine zu optimistische Darstellung zu vermeiden, um einen weiteren Bezug des Persönlichen Budgets vermeintlich nicht zu gefährden. Ich hatte zwar ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die Interviews keinerlei Konsequenz für die Frage von dessen Weiterbewilligung hätten. Aber es ist dennoch denkbar, dass Klara und Hannes sogar vereinbart haben, mir eine möglichst drastische Schilderung seiner Situation zu vermitteln. Anzumerken ist hier im Vorgriff, dass sich auch in späteren Interviews immer wieder die Behauptung Klaras findet, Hannes würde gegenüber Außenstehenden seinen Zustand zu positiv beschreiben, er behaupte, ihm gehe es gut, aber in Wirklichkeit gehe es ihm gar nicht gut.

Hannes greift in der Tat zunächst den Einwand Klaras durchaus bestätigend auf und fügt eine neue Dimension seiner Krankheitserfahrung hinzu – Schmerzen, die als von außen produziert erscheinen und über mysteriöse Eisenteile »übertragen« werden. Deren ontologischer Status ist schon deswegen sehr unklar, weil man sich nicht vorstellen kann, wie »Stimmen« mit Eisenteilen »hantieren« sollen. Man könnte sich an dieser Stelle fragen, ob die Intervention Klaras nicht eine implizite Aufforderung enthält, sich als krank darzustellen, der er nun folgt, indem er eine besonders grelle und in sich widersprüchliche Symptomatik zum Besten gibt. Zudem handelt es sich dabei um ein klassisches Leitsymptom schizophrener Wahnvorstellungen: das Gefühl des von außen Gemachten eigener Gedanken bzw. Körperempfindungen.

Dass es hier auch um einen strategischen Einsatz psychotischer Symptome bzw. der Erzählungen darüber gehen könnte, dafür spricht der Umstand, dass in der Folge Hannes direkt die dramatische Schilderung seiner Leiden mit der Frage der Weiterbewilligung des Persönlichen Budgets verknüpft. Damit bringt er freilich wieder eine optimistischere Perspektive ins Spiel. Das Persönliche Budget erscheint als ein Weg der Stärkung seines Selbstbewusstseins, seiner Rehabilitation. Das wird von der Mutter umgehend nochmals konterkariert, indem sie ein besonders dramatisches Beispiel schildert, bei dem es Hannes ganz schlecht gegangen sei und er zu den Eltern gekommen sei. Daraus leitet sie nochmals eine abschließende ungünstige Prognose ab (»das hat aber alles nichts genutzt«).

Sie tut das auf eine so überspitzte Weise, dass sich offenbar Interviewer und der Vater bemüßigt fühlen, wieder zu einer optimistischeren Sichtweise zurückzulenken:

Interviewer: Aber so, find ich, (.) das macht Sie zunächst mal stärker und das is wichtig.

Walter: Ja, aber es könnt schon 'n Weg geben, wo er vielleicht ja, (.) dass es vielleicht besser wird. Ja, vermutlich schon, also

Klara: /Ü/ [unverständlich]//

Hannes: /Ü/Immer, immer so wechsel// weise, ge. Einmal geht's besser und dann geht's wieder richtig schlecht so, no.

Walter formuliert mit seinem »Es könnte Wege geben« durchaus einen Dissens zu Klara, während Hannes eine Art Kompromissformel zwischen den Eltern anbietet: »Einmal geht's besser, einmal geht's

schlechter«. Im Folgenden legt aber auch er wieder den Akzent auf das Motiv der Bewältigung: »den Schmerz wegstecken«, »sich abhärten«, »sich gewöhnen«, »kämpfen«.

Hannes: Den muss man halt wegstecken, den Schmerz. Den muss man wegstecken, den Schmerz, ge. Was die dann noch dazu sagen und so, »Wir bringen dich um und wir machen dich fertig und (.) wir setzen dich ans Ende, oder du machst bald Selbstmord« und so, na. (.) Da kann ich bloß sagen, da bin ich froh, dass ich ein bisschen selbstlos bin, na.

Interviewer: Und selber stärker werden.

Hannes: Und selber auch sag ich, okay, wenn ihr mich foltert, okay, das härtet mich dann halt ab.

Interviewer: Ja.

Hannes: Das bin ich dann gewohnt, und wenn ich's gewohnt bin, dann macht das mir auch nimmer so viel aus.

Auch hier ist die Entsprechung zwischen den von Hannes berichteten Äußerungen der Stimmen und der eben erfolgten Intervention der Mutter bemerkenswert. Sie hatte ja soeben genau bezweifelt, dass Hannes in der Lage sei, die Situation zu bewältigen, sie gebrauchte die Formulierung »am Ende sein«. Hannes greift das auf und überliefert als Äußerung der Stimmen »wir setzen dich ans Ende«, verweist auf Selbstmord. Sowohl die Stimmen wie auch die Mutter bezweifeln offensichtlich, dass Hannes in der Lage ist, aus eigener Kraft durchzuhalten. Es ist bemerkenswert, dass Hannes diesbezüglich in ein latentes »Männerbündnis« mit Interviewer und Vater gegen den in der Situation von der Mutter vertretenen Pessimismus eintritt. Dabei wird auf als typisch männlich geltende Tugenden wie Schmerzenwegstecken, Sichabhärten, etwas Aushalten, Kämpfen verwiesen.

Die Gesprächsepisode findet ihren vorläufigen Abschluss, indem Hannes die angesprochene Thematik wieder auf eine metaphysisch-religiöse Ebene bringt:

Hannes: Warum lässt der Schöpfer das zu, dass sich Leute gegenseitig umbringen, dass sich Selbstmordattentäter da in die Luft spreng'n und es Kriege gibt und so? Der Schöpfer kann da halt nichts machen, weil der Mensch 'n freien Willen hat.

Interviewer: Mhm. Das sind uralte Fragen, die

Hannes: Ja.

Interviewer: Wo man keine Antwort hat.

Hannes: Ja und ich muss halt, bin schon hart am Kämpfen noch. Muss ich schon sagen, na.

Hannes' Frage entspricht der in der Philosophie und Theologie immer neu gestellten berühmten Frage nach der Theodizee, also nach der Gerechtigkeit (und Rechtfertigung) Gottes angesichts der in der Welt vorfindlichen Übel und der Allgegenwart des Bösen. Der Interviewer unterstützt ihn bei dieser Wendung ins Allgemein-Philosophische und provoziert mit der Auskunft, das seien »uralte Fragen, auf die man keine Antwort habe«, eine Schließung der Thematik. Im Anschluss erfolgt durch den Interviewer eine Überleitung zu dem Thema, wie Hannes seinen Tagesablauf gestaltet. Darauf wird noch einzugehen sein.

Die Gesprächsdynamik ist ab diesem Zeitpunkt wieder durch das Muster der ersten Gesprächsphase bestimmt: Die Eltern schalten sich sukzessive ein und beginnen Hannes zunehmend wieder aus dem Gespräch zu drängen. Insbesondere am Ende des Gesprächs eskaliert dies geradezu. Die Eltern reden sich in eine Art Empörung über den sozialpsychiatrischen Dienst hinein, der vor einiger Zeit noch in die Unterstützung von Hannes eingeschaltet war. Hannes, vom Gespräch ausgeschlossen, wirkt zunehmend erschöpfter. Auch bei einer biografischen Rückblende kommt er nur sehr kurz zum Zuge und bleibt recht einsilbig. Das Interview wird dann vom Interviewer mit Rücksicht auf Hannes beendet.

Strukturverdichtung – Kippbilder

An dieser Stelle möchte ich versuchen ein erstes Fazit zu ziehen. Verdeutlichen wir uns zunächst nochmals den Gesprächsablauf. Das gesamte Erstinterview folgt einer Art a-b-a-Dreiteilung. Der erste Teil ist bestimmt von einer zunehmenden Ausschließung von Hannes aus dem Gespräch. Hannes wird von den Eltern in eine Position der Selbstlosigkeit gestellt, als nicht handlungs- bzw. kommunikationsfähig, als Un-Subjekt ohne Rederecht behandelt. Der zweite, mittlere Teil, der mit der Thematisierung der Zeichen durch den Interviewer beginnt,

führt dagegen zu einem Ausschluss der Eltern aus dem Gespräch. Hier bestimmt Hannes das Geschehen, so als ob die Thematisierung der Zeichen, die ja dem Schutz gegen die Stimmen dienen, auch die Stimmen der Eltern zum Schweigen bringen würde. Die Stimmenerzählung enthält dabei auch eine wie immer latente Thematisierung der Interaktionsposition von Hannes im vorausgehenden Gesprächsablauf. In diesem Teil gelingt es Hannes, sich als handlungsfähiges, kompetentes, ethisch reflektiertes Subjekt einer Lebensplanung und aktiven Auseinandersetzung mit den Stimmen darzustellen.

Indem die Mutter erneut das Motiv von Hannes' Hilflosigkeit ins Gespräch einführt, vollzieht sich die Überleitung zum dritten Teil. Hannes gelingt es zunächst, diese Intervention nochmals aufzufangen, indem er sich in einer Art Kompromissformel als »Schmerzensmann« darstellt, der sich aber durchaus diesen Schmerzen gewachsen zeigt. Hier kommt es zu einer kleinen Coda des Mittelteils, in der Hannes, unterstützt vom Vater und vom Interviewer, nochmals eine positive Perspektive festhält – die Perspektive einer Überwindung des derzeitigen Zustands.

Damit ist der Mittelteil abgeschlossen und es beginnt abermals eine Sequenz, die der Logik des bereits analysierten ersten Teils des Gesprächs folgt – dem schrittweisen Wiederausschluss von Hannes aus dem Gespräch.

*

Das Beeindruckende der vorangegangenen Szene liegt – neben der Komplexität ihrer Sinnverweisungen, die wir nicht annähernd ausschöpfen konnten – vor allem in der Doppelbödigkeit des Geschehens. Auf einer Ebene vollzieht sich Hannes' Ausschluss aus einer Alltagsinteraktion, der verbunden ist mit einer sehr weitgehenden Entmündigung. Die Leitfrage dieser Szenerie »Wer spricht? Wer sollte sprechen?« stellt zugleich eine Art Brücke her zu der Kernsymptomatik von Hannes' Krankheit (»meine Stimmen«). Die einfach durch den faktischen Verlauf des ersten Gesprächsteils gegebene Antwort war: Es sind die Eltern, die sprechen, sie sprechen auch für Hannes. Im zweiten Teil gibt Hannes aber eine ganz andere Antwort: Er kann für

sich selbst sprechen. Den Umschlagpunkt bildet die Thematisierung der Zeichen, die Hannes gleichermaßen vor den Stimmen der Eltern wie auch vor den inneren Stimmen zu schützen scheinen.

Die Unterhaltung zwischen Interviewer und Hannes über die Zeichen und ihre Bedeutung führt zu einer Art Bannung beider Stimmen-Dimensionen, die ihn beeinträchtigen und behindern. Ihm steht es nunmehr frei, die Beeinträchtigungen, die ihm da angetan werden, vor dem Interviewer zu inszenieren. Auch diese Inszenierung ist mehrdeutig. Sie greift Sinnelemente der Positionierung in der Interaktion mit den Eltern auf. Sie spielt auf Ablösungsfragen im Gefolge der Generationen an. Sie macht auf denkbare Zusammenhänge zwischen (Stimmen der) Eltern und Verwandten und der Welt der bedrohlichen inneren Stimmen aufmerksam, um diesen Zusammenhang dann doch wieder zu verneinen.

Dies alles geschieht im Kontext einer in sich auffällig mehrdeutigen Sinnstruktur (»nicht mehr Stimmen von Vater oder Mutter, also richtige Schizophrenie, sondern sind echt Bösewichter«). Diese ist letztlich weder nach der einen noch nach der anderen Seite auflösbar. Der Status der Stimmen bleibt rätselhaft. Die mal eher trivialen, dann wieder übermächtigen Züge der Stimmen, ihre Einrückung in metaphysische Dimensionen, der Wechsel zwischen Sinnkonsistenz zur Interaktion und dem Einbrechen von Assoziationen, die einer völlig anderen Sinnlogik folgen – das alles lässt sich weder auf einfache Weise in die Sinnbezüge der Alltagsrealität auflösen noch kann man darüber hinwegsehen, dass die fantastische und beunruhigende Welt der Stimmen Sinnbezüge der normalen Welt in sich aufnimmt und dazu Stellung bezieht.

Die Passagen im Mittelteil der Sequenz gleichen so von ihren Sinneffekten her einem Kippbild. Mal sieht man eine Stellungnahme zur laufenden Interaktion, mal erkennt man eine beunruhigende andere Welt, so wie in dem unten stehenden Bild mal eine Teufelsfratze und dann wieder eine harmlose Alltagskonversation erkennbar ist. Es gelingt jedoch kaum, beides gleichzeitig in einem einzigen Kontinuum zu sehen. Nicht alle Details stimmen im jeweiligen Bezugssystem vollkommen zusammen, es kommt im einen wie im anderen Bezugssystem zu Widersprüchlichkeiten, Irritationen, Unstimmigkeiten, nicht passenden Details, die dann immer wieder dazu führen, dass die Wahrnehmung

(bzw. das Sinnverstehen) in das jeweils andere Bezugssystem hinüberkippt – man nimmt praktisch ständig »Anstoß«, es handelt sich um eine Art Vexierbild.



Abbildung 4: Beispiel für ein Kipp- oder Vexierbild
(<http://www.hvolz.de/kipp.htm>)

Auf ähnliche Weise wie in Abbildung 4 interagieren Alltagswelt und Welt der Stimmen in der Interaktion von Hannes mit seinen Eltern und dem Interviewer. So wie die optischen Elemente der Teufelsfratze die der Konversation verwenden, aber neu gruppieren, greift Hannes' Stimmenerzählung Elemente der realen Interaktion auf und mehr noch: Sie reagiert auf die Interaktion. Das zeigt sich gerade am Ende des Gesprächsteils über die Zeichen, in dem die Mutter in die Stimmenerzählung interveniert, um Hannes darauf hinzuweisen, dass er die Sache zu positiv darstellt. Hannes geht darauf ein Stück weit ein, indem er sich als Schmerzensmann inszeniert, er beharrt aber – dann unterstützt vom Vater und dem Interviewer – auf der optimistischeren Variante und verknüpft sie geschickt und deutlich in strategischer Absicht an den Interviewer gerichtet mit einer rehabilitativen Lebensplanung. Insgesamt bleibt das Bild aber so uneinheitlich und changierend wie die einzelnen Versionen des Vexierbilds. Weder das eine noch das andere

Bild noch der klare Zusammenhang ist wirklich in sich prägnant, sonst würde man nicht immer von einer zur anderen Version springen. Das liegt daran, dass weder im einen noch im anderen System ein Prinzip konsequenter Sinnkonsistenz gewahrt wird, sondern immer widersprüchliche oder unpassende Details bleiben, die wieder zum jeweils anderen Bezugssystem überleiten oder den Bezug als solchen gleichsam verschmutzen. Im wörtlichen Sinn folgt auch die Interaktion dem Muster des »Vexierbilds«. Das lateinische Wort »vexare« bedeutet auf Deutsch »stark bewegen, beunruhigen, quälen, ärgern«, alles Vokabeln, die Hannes benützt, um das zu beschreiben, was ihm seine Stimmen antun, und zugleich ist damit beschrieben, was Hannes' Äußerungen bei seinen Interaktionspartnern bewirken.

Das Faszinierende an der Szene ist die Zugehörigkeit vieler Äußerungen zu zwei Sinnwelten – der Welt der Stimmen von Hannes und der realen Welt des Interviewers und des Alltags der Familie. Dies gilt nicht nur für die Äußerungen von Hannes, sondern zum Teil auch für die der Eltern und des Interviewers, die immer wieder über die Stimmen so reden, als wären sie auch für sie real. Im Maße wie der Interviewer das Moment der Behauptung Hannes' gegenüber den Stimmen betont, mischt er sich auch in die interfamiliäre Auseinandersetzung ein, relativiert die pessimistische Sicht der Mutter und stärkt gewissermaßen die Position der anwesenden Männer.

Das Wahnsystem selbst greift generell grundsätzliche Themen der Abhängigkeit, der Lösung aus Abhängigkeit und der damit verbundenen Strategien auf: Es geht um Beherrschung, Ingefangennahme und um einen mysteriösen Versuch böser Stimmen, das Leben von Hannes zu zerstören. Dies geschieht durch verbale Attacken, durch physische Qualen, eine Art Folter. Die Macht dieser Stimmen scheint begrenzt, sie müssen offenbar auf das Mittel zurückgreifen, ihn, Hannes, in den Selbstmord zu treiben. Auch durch ihre Sterblichkeit bewahren sie etwas Menschliches. Dies gilt von vornherein für die von Hannes erwähnten weiblichen Stimmen, die »Mädels«, die sich offenbar mit Hannes verbündet haben. Es klingt das Motiv eines Überlebens der Generationen an. Wir werden später sehen, dass sich im weiteren Material eine Differenzierung der Welt der Stimmen vollzieht, die eine eigentümliche und spezifische Wendung einer bereits anklingenden Bindungs- und Lösungsproblematik mit zum Ausdruck bringt.

Ich möchte die so herausgearbeitete Interpretation als Hypothese über die Kommunikationsstruktur von Hannes und seinen Eltern zusammenfassen: Hannes und seine Eltern führen faktisch einen latenten, uneingestanden Kampf über die Frage »Wer soll sprechen?«. Es geht dabei um Hannes' Subjektstatus und damit um eine Autonomisierungsproblematik gegenüber den Eltern. Hannes behauptet die Autonomie seines biografischen Erzählens in einer paradoxen Figur der »selbstlosen Selbstbehauptung«. Er setzt dabei die Bezugnahme auf seine Stimmen, das Leitsymptom seiner Krankheit, als Dimension der Kommunikation ein. Die Wahnhalte greifen immer wieder Sinnstrukturen und Sinnmotive der Alltagsinteraktion auf. Die Letzteren werden im Bezugssystem des Wahns ebenso fortgeführt und für Kommentare, Deutungen und Stellungnahmen zur realen Welt benutzt wie zugleich durch diese Integration in die comicähnliche Welt des Wahns entfremdet und als Stellungnahmen inkonsequent und damit unkenntlich. Ich möchte auch an dieser Stelle Wert auf die Feststellung legen, dass ich mit dieser These in keinem Sinn eine Aussage über die Entstehungsursachen von Hannes' Krankheitssymptomen machen will. Die hier beschriebene Funktion und Funktionalisierung der Wahnhalte für die Alltagsinteraktion erklärt nicht ihr Zustandekommen, genauso wenig wie die offensichtliche Auseinandersetzung um die Frage der Autonomie und der Deutungshoheit zwischen Hannes und seinen Eltern die Krankheit als solche erklärt. Sie kann ebenso gut deren Folge oder eine Begleitthematik sein.

Strukturdifferenzierung: Zwang

Hannes leide – so sagt die Mutter – unter Zwangssymptomen, schon lange. Hannes selbst spricht von »Zwängen«. Eine Szene, in der ich selbst Zeuge des Intervenierens solcher Zwangssymptome in die alltägliche Interaktion wurde, findet sich zu Beginn des zweiten Interviews. Die Art und Weise, wie die Zwangssymptome in das Gespräch einfließen, erhärtet m.E. die eben dargestellte Strukturhypothese.

Kurz eine Bemerkung zum Kontext: Es war von meiner Seite aus auch im Hinblick auf die Erfahrungen des ersten Gespräches klar gestellt worden, dass das zweite Gespräch mit den Söhnen möglichst unter vier Augen stattfinden solle. Klara Kühn stand dem sehr skeptisch gegenüber und meinte am Telefon, dass die beiden Söhne das möglicherweise nicht wollen würden. Das stellte sich aber nach ihrem eigenen Bekunden als gegenstandslos heraus (»Ich hab's beiden gesagt und der Hannes, der hat das so hingenommen, wie ich's gesagt hab, dass Sie alleine auch mit ihm reden wollen«). Dennoch verabredete ich mich zunächst mit ihr in Hannes' Wohnung, kurz bevor dieser von seinem täglichen Gang in das Gemeindepsychiatrische Zentrum zurückkommen würde. Dort wollte sie mir die von ihr geführten Abrechnungen für das Persönliche Budget übergeben und dann – wenn Hannes zurückkommen würde – zu Bill, dem Bruder, gehen.

Hannes kommt etwa nach einer halben Stunde hinzu. Es ereignet sich folgende Szene:

Hannes: Hallo.

Interviewer: Hallo Herr Kühn.

Hannes: Hallo. [zu Klara:] Wo hast du die Gitarre hin?

Klara: Du, ich hab's ganz vorsichtig wie ein Baby genommen und hab's auf dein Bett gelegt.

Hannes: Ach so.

Klara: Gar nichts passiert.

Hannes: Okay, okay, alles klar.

Klara: Nicht dass sie –

Interviewer: Sitz ich jetzt falsch hier?

Klara: Nee, nee. Kann ja da her sitzen, ich geh dann nachher gleich, weißt du, und lass euch allein.

Hannes: Die Waschmaschine?

Klara: Ja, ich komm ja dann später wieder, is ja heut sowieso unser Arbeitstag.

Interviewer: Mhm.

Hannes: Was? Heute is der Freitag?

Klara: Ja Freitag, aber du hast heut Musik. Du hast heut Musik, das darfst du nicht vergessen, zur Frau Hoffmann.

Hannes: Ich hab heut Musik, ja.

Klara: Guck, ich hab 'n Apfelsaft mitgebracht, hol dir /Ü/auch 'n Glas//

Hannes: /Ü/Nee, brauch ich nich//

Hier fällt zunächst auf, dass Hannes' erste Sorge (noch vor der ausdrücklichen Adressierung des Gastes) dem gilt, was die Mutter in seiner Abwesenheit in seiner Wohnung gemacht hat. Er scheint sofort zu bemerken, dass sie die Gitarre an eine andere Stelle geräumt hat. Eine Art Zwanghaftigkeit, die darin zum Ausdruck kommt, scheint sich noch auf den Interviewer zu übertragen, bei dem die Sorge aufkommt, er könne an der falschen Stelle sitzen. Ich erinnere mich an Äußerungen der Mutter, dass Hannes in seiner Wohnung sehr genaue Sitzordnungen erzwingt. Hannes fährt in der Linie seiner Anfangsfrage fort und erkundigt sich nun nach der Waschmaschine. Klaras fast in Befehlsform abgefassten Vorschlag »[...] hol dir auch 'n Glas« lehnt er, sie unterbrechend, mit den Worten ab: »Nee, brauch ich nich.« Wie auch immer sein Auftreten motiviert ist, es hat den Effekt einer Vergewisserung, um nicht zu sagen: Kontrolle darüber, was die Mutter in seiner Abwesenheit gemacht hat. Das verdichtet sich wenig später in einer Szene, die sich an eine längere Erzählung seiner Mutter anschließt. Die Mutter macht zunächst überhaupt keine Anstalten, uns, wie eigentlich angekündigt, allein zu lassen. Sie entwickelt mir vielmehr ausführlich ihren weiteren Tagesplan:

Klara: Aber ich geh jetzt nachher, wenn ich jetzt euch hier verlasse, (zum?) Bill in die Wohnung, (da?) hab ich auch Wäsche aufgehängt, und wenn wir beim Bill fertig sind, können wir Kaffee trinken gehen, da, wo ich gesagt hab. Und geh am Abend wieder hierher, und weil der Hannes Musik hat.

Sie kündigt damit einen nochmaligen Besuch ihrerseits in Hannes' Wohnung an. Auch da würde es wieder so sein, dass er abwesend ist. Scheinbar unvermittelt schaltet Hannes sich an dieser Stelle abermals mit einer Kontrollfrage in das Gespräch ein:

Hannes: Hast du den Aschenbecher ausgewaschen?

Klara: Ja.

Hannes: Ist da nicht Dreck an die Wand gespritzt?

Auch diese Frage verlangt der Mutter Rechenschaft darüber ab, was sie während seiner Abwesenheit gemacht hat. Ihre Antwort klinkt sich in diese Kontroll-Logik ein, wenn sie fast rechtfertigend erwidert:

Klara: Nein, ich hab alles, alles ganz vorsichtig gemacht, ich bin nirgends angestoßen und hab alles

Hannes: Nee, ich mein bloß, dass da nicht Dreck rumgespritzt hat.

Klara: Nein ich spritz da kein Dreck rum. Ich hab das ganz /Ü/vorsichtig gemacht//

Hannes: /Ü/Aschenbecher, weil [unverständlich]//

Im Folgenden erläutern beide die Bedeutung dieser Sache und inszenieren damit abermals gemeinsam die Symptomatik:

Klara: Die Stimmen plagen ihn Tag und Nacht, wenn er, nur wenn er schläft, nicht. /Ü/Die sagen [unverständlich]// Schmutz verstreut und das is

Hannes: /Ü/Das mit den Stimmen is schon ein bisschen blöd, ne.// Das is halt immer blöd, ne, die Stimmen können sagen: Ja, die Mutter hat da jetzt da überall das rumgespritzt in der Küche und so.

Interviewer: Asche?

Hannes: Ja, ja das – [unverständlich]

Klara: Ja

Hannes: Darum frag ich immer nach, ob alles in Ordnung is. (...) Weil die kommen mit jedem Scheißdreck, um mich zu ärgern.

Die Stimmen kontrollieren Hannes und Hannes kontrolliert deshalb die Mutter. Gegenstand dieser Kontrolle ist dabei eben die Art von Tätigkeit, mit der die Mutter wiederum Hannes kontrolliert, nämlich die Haushaltsführung. Dabei handelt es sich einerseits um etwas, was sie ihm im Interesse seiner späteren Selbstständigkeit beibringen will, mit dem sie sich aber zugleich kontrollierend täglich in seine Privatsphäre einklinkt. Die Drastik der von der Mutter ausgeübten Kontrolle wird in einer Passage aus dem Erstinterview deutlich. Darin erläutert Klara Kühn, dass man vergeblich versucht habe, eine Haushaltshilfe anzustellen. Deswegen würde sie jetzt die Aufgabe übernehmen, den Söhnen beizubringen, wie man einen Haushalt führe: »Hab ich gesagt: (.) »So nicht mehr. Ihr müsst lernen.« Und durch das machen wir das jetzt so. Wir kriegen niemand, jetzt mach ich es selber. Hab gesagt, ich bin jetzt nicht mehr eure Mutter, ich bin eure Lehrerin. So wird das jetzt gemacht, so machen wir die Fenster, das wird so gekocht, das wird so gemacht, und die nehmen das echt an.«⁹

9 Sie fährt fort mit dem Ausspruch: »Die gucken mich jetzt nich mehr als Mama an.« An dieser Stelle wird sie von Walter mit dem Zwischenruf unterbrochen: »Ja schon auch!«

Man ist verführt zu sagen, die Mutter werde mit ihren eigenen Waffen geschlagen. Die Stimmen machen offensichtlich ihr gegenüber noch anspruchsvollere Reinlichkeitskriterien geltend, indem sie ihr vorwerfen, Schmutz übersehen zu haben. Dieser übersehene Schmutz ist ein Schmutz, der zustande kommt, weil sie etwas putzt – nämlich den Aschenbecher.

Insgesamt lässt sich auch hier wiederum etwas von der Struktur eines Kippbildes aufzeigen. Zum einen könnte man diese Szene so lesen, wie dies die Mutter offenbar tut: als befremdliche, aber hinzunehmende weitere Sonderbarkeit, die mit der »Pathologie« Hannes' bzw. mit der Tyrannei der Stimmen zusammenhängt, die sozusagen jedes Mittel nutzen, um Hannes zu quälen, im Übrigen aber wiederum mögliche Begründungen sind für die von der Mutter verfolgte Betreuungsstrategie.

Zum anderen aber kann man sie im Kontext der Auseinandersetzung von Hannes mit der durch die Mutter ausgeübten Kontrolle lesen. Denn unabhängig von der Frage, wie intentional das ist: Das Zwangssymptom beinhaltet objektiv eine Aufforderung an die Mutter, mit größter Vorsicht zu operieren, nichts zusätzlich schmutzig zu machen, sich an bestimmte Regeln zu halten. Sie wird dadurch in ihrem Verhalten kontrolliert und darauf hingewiesen, dass sie sich in einem Raum bewegt, in dem sie nicht machen kann, was sie will. Damit nützt Hannes sozusagen die Autorität der Stimmen, um seinerseits eine Kontrolle über die Mutter auszuüben.

Zugleich erhalten die Stimmen in fast karikaturistischer Weise Züge der Mutter. Wie sie haben diese offenbar sehr rigide Sauberkeitsvorstellungen und erscheinen als recht kleinlich, was in groteskem Widerspruch zu ihren an anderen Stellen geäußerten übermächtigen, mythischen und bedrohlichen Zügen steht. Auch die Formulierung »Die kommen mit jedem Scheißdreck, um mich zu ärgern« passt in ihrer Banalität eigentlich eher zu einer unwilligen Äußerung über das Verhalten einer »nervigen« Mutter als zu einem Kampf mit unheimlichen und bösen Mächten.

Die Sorge, dass die Mutter beim Abspülen des Aschenbechers Spritzer an die Wand macht, beinhaltet dann so etwas wie: »Du putzt hier, sorgst dafür, dass die Wohnung in Ordnung ist, aber auf eine gewisse Weise machst du damit die Wohnung auch wieder dreckig, verbreitest also

Unordnung«. Das wäre eine implizite Kritik und angeschnitten wäre damit die Frage, mit welchem Recht die Mutter eigentlich in der Privatsphäre der Wohnung ihres erwachsenen Sohnes Ordnung macht.

Strukturdifferenzierung: Mütterliche Tyrannei

Ein besonders offensichtliches Beispiel der »Tyrannei« der Mutter gegenüber ihrem immerhin 40-jährigen erwachsenen Sohn und zugleich das einzige Dokument der direkten Auflehnung dagegen findet sich am Anfang des dritten Gesprächs mit Hannes Kühn, das wieder einen ähnlichen Kontext hat wie das zweite Gespräch.

Klara Kühn erzählt in Anwesenheit von Hannes über Bills schlechten psychischen und gesundheitlichen Zustand im vergangenen Winter, der zu einem wochenlangen stationären Aufenthalt führte. Als eine Erklärung dieser Verschlechterung nennt sie den Umstand, dass dessen Freundin Sabrina in die Nähe von Bill zog und sie sich insofern sehr viel öfter sahen. (Deren Aggressivität und vermeintlich schlechten Einfluss auf Bill betont Klara in den Interviews wiederholt.)

Klara: Sabrina zog – ich weiß nicht, ob Sie Sabrina Wulf kennen –, die zog da her und hängt dauernd bei Bill und ging mit ihm zur Arbeit und hängte da rum.

An dieser Stelle unterbricht Hannes sie mit der Äußerung:

Hannes: Man muss auch sagen, die gesamte (Kampf-?)Situation – äh viele sind in die Arche gegangen, na. Nicht nur mein Bruder, nicht nur meinem Bruder ging's schlecht, sondern auch anderen Leuten.

Er relativiert damit die Deutung von Klara, ein Grund für Bills schlechten Zustand sei im negativen Einfluss seiner Freundin zu suchen, nimmt ihn bzw. seine Freundin also gleichsam in Schutz.

Nach einer längeren Passage, in der Hannes, Klara und ich selbst uns über die Frage unterhalten, welchen Einfluss der Winter und schlechtes Wetter auf psychisches Wohlergehen haben können, fährt Klara in ihrer Erzählung über Bill fort. Als sie von einer weiteren Verschlechterung im Rahmen des stationären Aufenthalts in der Psychiatrie erzählt und

von der Überlegung, ihn dort wieder »herauszunehmen«, schaltet sich Hannes, sie unterbrechend, mit folgendem Ratschlag abermals ein:

Hannes: Da hätte man gucken sollen, dass man zum Mayer geht, der Mayer hat doch immer gute Ideen für ihn gehabt. [Anm.: Mayer ist ein Psychiater, den auch Hannes regelmäßig konsultiert.]

An dieser Äußerung fällt – wie in der allerersten Äußerung von Hannes – die Vermeidung einer Zurechnung auf (man). Nicht zuletzt an der harschen Reaktion der Mutter wird deutlich, dass dennoch klar ist, dass er damit (auch) die Eltern meint: Klara reagiert in sehr lautem und scharfem Ton mit Widerspruch und verbittet sich zugleich die Einmischung: »Ja nein, der hat – *Hannes, lass mich mal jetzt fertig sagen* –, er ist ja beim Mayer!« Die kursiv gedruckte Stelle ist fast schreiend intoniert.

Wenig später spitzt sich die Situation zu. Beide sprechen über eine längere Passage hinweg fast gleichzeitig. Dabei sind Hannes Einwürfe nur in Wortfetzen verständlich.¹⁰ Die in der Fußnote wiedergegebenen Äußerungen schichten sich über Klaras Ausführungen, die ich im Folgenden im Zusammenhang wiedergebe. Klara verfällt, immer wenn Hannes sich einschaltet (durch // gekennzeichnet), in einen sehr scharfen, fast schreienden Tonfall (kursiv gedruckt), bis sie glaubt, das Wort wieder zu haben, um dann in ein abruptes Decrescendo zu gehen:

Klara: Jaa, aber alles// kannst du nicht mit Medizin// [sehr scharf, dann schwächer] *Hannes, sag – bist einmal ruhig*, dass ich geschwind sagen kann über den Bill, weißt du, und nachher// nachher kannst du erzählen [leichtes Lachen] (..) // Ja (...) Ja klar (...) Ja (.) ja auf jeden Fall gings ihm [scharf] *immer Tag für Tag, // lass mich einmal erzählen*, Schatz, Tag für Tag schlechter und dann waren wir beim Vortrag und dann ging der Arzt mit uns wieder mit zurück in die Station und dann hat er auch gesagt, (.) man wird ihn raus// nehmen und der [fast schreiend] *Arzt, der ihn dort – Haa-aanes!!! lass mich mal schnell* – sonst müssen wir's echt – aber ich möcht's nicht gern beim Bill, weil der Bill,

10 Etwa: »Es gibt mittlerweile so viel Medizinen, da kann man ja wählen (...) und suchen und machen da (...) is das alles, was (...) in Lichtenfels [Name einer psychiatrischen Klinik] machen sie auch bloß Medizin... äh ...umstellung und -einstellung – in Lichtenfels sagen sie auch lieber mehr als zu wenig, na, (...) aber da wird auch (?) hundertprozentig auf Medizin (?) beim (??) ist halt so [unverständlich] ... [murmelt vor sich hin] nene (..).«

weißt ja, im Moment äh nicht gut drauf is, gell,// geh – oder willst 'ne Zigarette rauchn?// Weil du, wenn du immer dazwischenredest – und dann der Arzt, der ihn da behandelt hat, der sagt eigentlich – em –, er lässt nicht an sich ran und macht nicht mit, der kommt jetzt runter in die Langzeitstation.

Bemerkenswert an dieser Szene ist zum einen der lange Atem, mit dem Hannes fast in einer Art Dauerkommentar als Stimme (!) aus dem Hintergrund diese fortwährende Intervention durchhält. Zum anderen bringt er sich als Experte für psychiatrisch-therapeutische Strategien ins Spiel und stellt damit mehr oder weniger direkt die Kompetenz derer infrage, die die Einweisung Bills in die Psychiatrie betrieben oder gebilligt haben (vermutbar auch die Eltern). Die Mutter wehrt sich anfänglich mit dem Versuch der Platzierung eines Arguments (»alles kannst du nicht mit Medizin«), dann mit der expliziten und autoritären Aufforderung, ruhig zu sein.

Der Tonfall kontrastiert dabei auffällig mit dem liebevollen Wortlaut von »Lass mich einmal erzählen, Schatz«. Dabei erstaunt die Anrede »Schatz«. Diese würde man üblicherweise erwarten bei einem Ehegatten, Partner oder allenfalls bei einem Kind. Bereits von einem älteren Jugendlichen würde diese Anrede vermutlich als höchst unangemessen empfunden werden: Man stelle sich einen 16-Jährigen vor, dessen Mutter ihn vor seinen Freunden auf diese Weise adressiert, vermutlich wäre er peinlich berührt. Für einen 40-jährigen Erwachsenen ruft diese Anrede aus dem Mund der Mutter alle Klischees einer unaufgelösten ödipalen Verstrickung auf. Das liegt daran, dass diese Semantik in besonderer Weise Ausschließlichkeit und einen symbolischen Besitzanspruch vermittelt: »Du bist [wie] mein Schatz.« Das heißt: Du bist für mich wie ein ganz kostbarer Besitz. Auch die anderen an Hannes gerichteten Formulierungen enthüllen kommunikative Strategien, wie man sie eher nervenden Kindern gegenüber einnimmt:

Vertrösten: »nachher kannst du erzählen«. Das grenzt Hannes als seriösen Diskutanten aus, ihm wird unterstellt, es käme ihm bloß darauf an, seinerseits im Mittelpunkt stehen zu wollen. Zudem: In Wirklichkeit erzählt Hannes nicht, sondern er argumentiert und kritisiert bestimmte Handlungsweisen.

Zurechtweisen bzw. Androhen von Konsequenzen: »Haa-aanes«. Die lautstarke und lang gezogene Nennung des Namens ohne weiteren

Anschluss ist gleichbedeutend mit einer Verwarnung. In dem nicht zu Ende gebrachten »sonst müssen wir's echt« wird zudem eine Konsequenz angedroht, nämlich das Gespräch woanders zu führen.

Des Raumes verweisen: Sie sagt »geh« und das soll vermutlich heißen »geh mal raus«. Sie unterbricht sich dann aber, wohl, weil sie das Unangemessene dieses Verweises bemerkt – immerhin befindet sie sich in seiner Wohnung. Stattdessen wählt sie eine andere, nicht minder infantilisierende Strategie, nämlich das

Ablenken in Form der Frage: »oder willst 'ne Zigarette rauchn?«. Damit werden – ein beliebter erzieherischer Trick – dem widerspenstigen Zögling Motive oder Wünsche unterschoben und es wird ihm deren Erfüllung angeboten, nur um ihn ruhigzustellen, etwa vergleichbar damit, lästige Kinder vor den Fernseher zu setzen.

Kurz später ergibt sich eine weitere auffällige Überlappung der Redezüge:

Klara: Auf jeden Fa /Ü//ll äh (..) [lauter] Hannes//

Hannes: /Ü1/Er müsst ja irgendwie ein Wa// nderverein oder irgend

Klara: /Ü1/Ja, aber jetzt warte mal, [lacht] lass – lass mich doch mal 'n paar Minuten geschwind sagen//

Hannes: /Ü2/was macha, ne, in den Verein hinein// (?) oder in den Sport, was Sportliches machen, ne

Klara: [etwas akzentuiert, aber nicht laut] /Ü2/Hannes! (.)// [flüstert:]

Hannes.

Hannes: Ja (.) ja.

Klara kann sich erst behaupten, als sie sich fast flehentlich und flüsternd an ihn wendet. Auch das ist eine geläufige Technik Kindern gegenüber Aufmerksamkeit zu gewinnen – wenn ein energisches Ansprechen nicht weiterführt, wechselt man abrupt in das Gegenteil, nämlich eine sehr leise und dafür eindringliche Adressierung. Nun gibt Hannes nach.

In der Schlussphase ihrer Wiedergabe der Entwicklung von Bill provoziert sie eine weitere, leider nicht völlig verständliche Unterbrechung durch Hannes:

Klara: Ich *meine*, auch mein Mann, dass es jetzt ein ein bisschen besser wird (...) – dann hab ich ihn schon zwei Tage hungern lassen und gesagt: »So, jetzt fahr her zu uns, kriegst dein Essen, kriegst wieder mit, dass du auch mal wieder rausgehst.« »Ach nein, ich hab mein Essen«, das ist die

Sabrina, die bringt ihm dann immer wieder irgendwas an und man kann ganz schlecht mit ihm arbeiten. Aber, ich werde nicht – (..) ja (...)

Interviewer: Aber mit der, mit der hat er Umgang, also mit der spricht er.

Klara: Ja, aber sie ist eher – eher zum Nachteil für ihn, aber gut. Also ich will nur sagen, so /Ü/sieht's im Moment aus, aber, aber [reagiert mit Tonanstieg auf Hannes] *es wird wieder besser!*

Hannes: /Ü/[unterbricht, unverständlich] Da misch ich mich// nich ein in (enge?) Beziehungen oder so, das (?)

Diese Unterbrechung folgt einer ähnlichen Sinnlogik wie am Anfang der Sequenz. In beiden Fällen ist die Rede von Sabrina, deren Einfluss auf Bill von Klara sehr negativ beurteilt wird. Diese wird als jemand dargestellt, der Klaras Bemühungen, mit Bill »zu arbeiten«, durchkreuzt. Diese Formulierung greift einen pädagogischen Jargon auf, zugleich soll die Aushungerungsstrategie Klaras unverhohlen Bill an die Familie binden. In der Verknüpfung mit der Kritik an der Partnerwahl des erwachsenen Sohnes erscheinen alle diese Elemente recht unangemessen, was wohl auch Hannes wahrzunehmen scheint. Er formuliert – wiederum als Stimme aus dem Hintergrund – einen akustisch nicht ganz verständlichen Kommentar, in dem die Worte »einmischen« und »Beziehungen« fallen. Damit wiederholt sich eine ähnliche Konstellation wie am Anfang des Gesprächsausschnitts. Hannes relativiert die Kritik der Mutter an der Partnerin des Bruders.

Interessanterweise erscheint damit sowohl auf der Inhaltsebene der Szene als auch auf der interaktiven Ebene, in ihrer Beziehungsdimension, eine familiäre Bindungsproblematik. Auf der Inhaltsebene erscheint diese Problematik, insofern die Frage der Akzeptanz einer Intimbeziehung des Sohnes durch die Mutter und die Frage der Autonomie der Lebenspraxis von Bill zur Rede stehen und sich hinter der sozusagen pädagogisch-therapeutisch begründeten Fürsorge unverkennbar auch ein Moment einer Beziehungskonkurrenz ausdrückt.

Auf der Beziehungsebene erscheint eine solche Konstellation, insofern in dem hier geführten Gespräch offen ein Autonomisierungskonflikt von Hannes und Klara ausgetragen wird. In diesem Gespräch wird der Sohn von der Mutter nicht nur wie ein Kind adressiert, sondern darüber hinaus auch mit Bindungszumutungen (»Schatz«) konfron-

tiert, deren Verstrickungscharakter offensichtlich ist, beispielsweise küsst sie ihn beim Abschied auf die Wange.

Die analysierte Stelle ist im Übrigen eine der wenigen im Gesamtmaterial, in denen Hannes direkt Kritik an seiner Mutter übt, einen direkten, nicht über Symptome vermittelten Widerstand gegen sie ausübt. Ansonsten überwiegt auf der Ebene des wörtlich Kommunizierten eher die Haltung, die sich in der Eingangsszene zeigte. Dass auch Hannes in Bindungen an die Mutter verstrickt sein könnte, darauf deutet der Umstand hin, dass auf der Ebene des expliziten Redens über die Mutter in deren Abwesenheit niemals Kritik auftaucht. Im Gegenteil: Sie wird idealisiert. Dies geht bis zum Eingeständnis großer Zuneigung, ja Liebe, wie Klara Kühn in einem Telefongespräch mir einmal geradezu alarmiert mitteilte: »Hannes habe ihr neulich am Telefon wörtlich gesagt: ›Mama, ich liebe dich.‹ Sie habe die ganze Nacht nicht schlafen können und sei sehr besorgt gewesen. Es habe sich aber herausgestellt, dass es kein neuer psychotischer Schub gewesen sei. Er habe das in der letzten Zeit noch dreimal erklärt. Sie hat sich das so zurechtgereimt: dass er ihr das einfach mal sagen wollte.« (Gedächtnisnotiz jmk).

Auch darüber hinaus finden sich in dem Material eine Fülle von Hinweisen, die Psychoanalytiker mit großer Sicherheit mit dem Etikett einer »ödipalen Problematik« belegen würden. Ich möchte eher die vorsichtigeren Kategorie einer »Autonomie-/Bindungsproblematik« innerhalb der Familie ins Spiel bringen. Ausdrücklich soll damit offenbleiben, ob eine unaufgelöste ödipale Problematik im Sinne der psychoanalytischen Entwicklungstheorie eine Rolle spielen könnte oder ob nicht umgekehrt die Krankheit bei allen Beteiligten eine Regression auf eine altersunangemessene familiäre Autonomie-/Bindungsproblematik erzeugt.

Es ist durchaus möglich, dass die langjährige Krankheit und die dadurch erzeugte objektive Abhängigkeit eine Interaktionsstruktur erzeugen können, die der von der Psychoanalyse als »Ödipuskomplex« bezeichneten sehr nahekommt, ohne dass man deswegen zwingend eine Geschichte infantiler Fixierung unterstellen müsste (vgl. auch FINZEN 2001, S. 140).

Es geht natürlich erst recht nicht darum, das Klischee der »schizophrenen Mutter« aufzugreifen. Wir müssen vielmehr die Möglichkeit

konsequent offenhalten, dass die als solche offensichtliche Verstrickung in der Gegenwart ein Produkt der Geschichte der Krankheit und nicht ihre Ursache sein könnte, freilich trotzdem mit dieser wiederum in ein komplexes Wechselwirkungsverhältnis eintritt. Von »schizophrenogener Mutter« könnte selbst dann nicht die Rede sein, wenn wir aufgrund von Daten, über die wir nicht verfügen, zweifelsfrei zu dem Schluss kämen, es würde seit der frühesten Kindheit von Bill und Hannes eine Dauerbelastung durch eine Bindungszumutung seitens der Mutter ausgeübt. Aus zwei Gründen: Wir wissen mit Sicherheit, dass solche Verstrickungen zwar in der Tat erhebliche Auswirkungen auf sozialisatorische Prozesse haben können, aber als solche in einem klinischen Sinn völlig unspezifisch sind. Zum anderen sind Überbindungen nicht lösbar von der gesamten Struktur des familialen Bindungs- und Beziehungssystems, insbesondere natürlich der Gattentyade; jede personale Zuordnung (X ist »Ursache« oder »schuld an«) ist selbst dann nicht sinnvoll.

Es ist zudem wichtig zu sehen, dass auch Klara selbst sich diese Fragen auf ihre Weise stellt. Die Situation, mit einer gravierenden Behinderung der Söhne oder Töchter zurechtzukommen, zwingt in gewissem Sinne Eltern mit einer erbarmungslosen Zwangsläufigkeit eine Rolle auf, die ihnen selbst als unangemessene Revitalisierung einer längst vergangen geglaubten Konstellation erscheinen muss. Eine Art biografische Schwerkraft, begünstigt durch die Handlungslogik der täglichen Sorge, tut ihr Übriges. Eltern stehen dann auch unter dem Druck der Wahrnehmungen und Einschätzungen der gesellschaftlichen Umwelt, die das nach meiner Erfahrung mit einer ambivalenten Mischung von Bewunderung und unverhohlenem Misstrauen beäugt. Diese Mischung findet sich in manchen Äußerungen von Klara selbst – sie hinterfragt ihre Motive und beeilt sich, mir, dem Außenstehenden, deren Lauterkeit zu versichern und ihr Verhalten zu erklären:

Klara: Wissen Sie, nicht dass Sie jetzt – eine Mutter, wo jetzt ihre Kinder abschiebt (..) das mach ich nicht nur für Fremde, oder dass die denken, was ist das für 'ne Frau, sondern das mach ich aus dem Herzen, weil ich meine Kinder gernhab. Und wenn da vielleicht der Eindruck entsteht, ich mach alles oder tu alles, dann stimmt das nicht, weil ich eigentlich so, für meine Enkelkinder bin ich immer die goldene Mitte. Ich lass alles, was jeder machen kann, alleine machen. Nur wenn ich jetzt wirklich

im Laufe der Jahre merk, da geht's den Bach runter, wenn man da nicht dabei ist, dann mach ich das.

Mit der Formulierung »im Laufe der Jahre« bringt Klara im Übrigen von sich aus den Gesichtspunkt ins Spiel, dass man sehen müsse, wie das alles gekommen sei, um zu einer realistischen und gerechten Einschätzung zu kommen. Auch Hannes selbst bezieht sich sehr oft auf die Geschichte dieser Jahre. Ich habe bislang darauf verzichtet, biografische Bezugnahmen von Hannes hinzuzuziehen, in denen er seine im Erstgespräch exponierte Stimmenerzählung anreichert, fortführt und verdichtet. Dies soll in einem weiteren Schritt geschehen.

*

Wir haben uns über eine Analyse der Interaktionen von Hannes mit den Eltern und den dabei ins Spiel gekommenen Deutungen seiner gegenwärtigen Lebenssituation einen ersten Einblick in seine aktuelle biografische Positionierung zum Zeitpunkt der Erhebung des Materials verschafft. Diese Positionierung lässt sich bis jetzt als ein Kampf von Hannes an zwei Fronten beschreiben – nämlich der Autonomisierung von der Familie, speziell seiner Mutter auf der einen Seite und der Bewältigung der schizophrenen Symptomatik (des Kampfes gegen die Stimmen) auf der anderen Seite. Beides wird offenbar von Hannes als eine Struktur der Verstrickung erfahren. Die Beziehung zu seiner Herkunftsfamilie ist deutlich von einer Interaktionsstruktur geprägt, die zum Teil durch ein hohes Maß an sozialer Kontrolle, eine Regression auf den Status eines Jugendlichen und emotionale Verstrickung gekennzeichnet ist. Hannes lässt die Welt der Familie und die Welt der Stimmen auf eigentümliche Weise ineinander changieren, ohne die Differenz zwischen diesen Welten ganz einzuebnen. Die Stimmen mischen sich ein und gewinnen eine Funktion in der Alltagskommunikation mit den Eltern. Gleichzeitig scheinen die Äußerungen und Handlungsweisen der Eltern partiell in die Welt der Stimmen hineinzuwirken, sie stellen sozusagen Material zur Verfügung. Beide Welten kommentieren und interpretieren sich bis zu einem gewissen Grad wechselseitig. Mit der Erfahrung der realen und der wahnhaften Beziehungsdynamik ist ein Selbstbild von Hannes verknüpft, das sich

wesentlich an eine vom I Ging geprägte Ethik selbstloser Selbstbehauptung und ein Ideal der Weisheit und körperlichen Stärke zugleich anlehnt. Mit Geduld und Durchhaltevermögen, gewaltlos und doch stark möchte er die schwierige Zeit überbrücken, um in Zukunft ein gutes Leben zu haben.

In einem weiteren Schritt möchte ich nun eine diachrone biografische Tiefendimension ins Spiel bringen und einen Schritt zurück machen. Es soll jetzt darum gehen, was von dieser Position in der Gegenwart ausgehend von seiner Vergangenheit sichtbar wird.

Biografie und Milieu

Im Folgenden möchte ich zunächst eine auf der Grundlage einer sogenannten biografischen Agenda (Schmeiser) erstellte leicht gekürzte biografische Anamnese von Hannes Kühn vorstellen. Zur Methodik habe ich bereits im zweiten Kapitel einiges gesagt. In diese Anamnese ist – soweit es mein Material ermöglicht – auch die Geschichte der anderen Familienmitglieder, insbesondere der Eltern und des Bruders von Hannes Kühn einbezogen. Die absoluten chronologischen Angaben sind aus Anonymisierungsgründen bewusst unscharf gehalten. Besteht eine Notwendigkeit zu einer genauen Chronologie, werden relationale Angaben gemacht wie etwa »zur gleichen Zeit wie«, »x Jahre danach«. Die Zitate werden wie bisher auch wörtlich übernommen, insgesamt greift die Darstellung soweit möglich die »Sprache des Falls« auf. Im weiteren Schritt der biografischen Analyse des durch die Anamnese chronologisch geordneten Materials untersuche ich dann in diesem Kapitel vor allem das Verhältnis von Lebenslauf und Lebensressourcen.

Biografische Anamnese

Der Großvater von Hannes arbeitet bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Meister (Werkzeugmacher) in einem in einer mittelgroßen westdeutschen Kreisstadt in ländlichem Umfeld angesiedelten Großunternehmen der Metallbranche, in »der Firma«.

Walter Kühn, Hannes' Vater, wird Ende der 30er-Jahre des 20. Jahrhunderts geboren. Bei Verlassen der Schule Anfang der 50er-Jahre ist nach seinen Angaben für ihn bereits klar, dass er ebenfalls in »die Firma« eintreten will. Neben seinem Vater »ist auch ein älterer Bruder bereits in der Firma drinnen«. Es ist, sagt Walter Kühn, zu »dieser Zeit ein Problem, überhaupt in so eine große Firma reinzukommen. Da hat die (Firma) vielleicht 20 Lehrlinge aufgenommen« bei etwa 120–140 Bewerbern. Zur Überbrückung der Zeit ist er bei einem Bauern für eine Zeit lang als Knecht tätig. »Dann hat's geheißt, ich kann als Laufbursche (...) anfangen.« Nach anderthalb Jahren als Laufbursche kommt er dann in die Lehre. Das ist, sagt der Vater, »natürlich ein großes Ereignis«. Anfang 20 beendet Walter die Lehre. In dieses Jahr fällt auch ein Unfall. Walter hilft an einem Samstag freiwillig im Betrieb mit, die Dekoration für ein Betriebsfest anzubringen. Dabei wird übersehen, dass eine Sicherung nicht ausgeschaltet ist – er »hängt mit einem Arm am Kabel«, er lässt einen Schrei los, von dem ein Kollege später sagt, dass er ihn nie wird vergessen können. Walter sagt im Rückblick, dass er infolge dieses Unfalls selbst (später?) in eine depressive Phase geraten sei, als weitere Folge sei ihm immer wieder der Arm ausgekugelt. Das sei letztlich ausschlaggebend geworden für seinen späteren Übergang ins Büro. Sein Meister habe ihn, nach Walters Vermutung, wohl auch wegen eines »schlechten Gewissens weghaben wollen« aus der Abteilung.

Klara Kühn, Hannes' Mutter, wird Anfang der 40er-Jahre geboren und wächst in Ostpreußen in einer Familie mit fünf Kindern auf. Klara erinnert sich an die Ostsee, an Strandszenen, an Sandburgenbauen. 1944/45 wird die Heimatstadt bombardiert; als sie aus dem Bunker kommen, brennt das Haus der Familie. Die Familie flüchtet über Land auf Traktoren nach Sachsen, von dort aus kommt sie in eine westdeutsche Großstadt. Dort besucht Klara die Schule und

absolviert eine kaufmännische Ausbildung. Sie hat zwei Schwestern und einen Bruder. Der Sohn der einen Schwester ist ihr Patenkind und hat vor einigen Jahren den Doktor gemacht. Der Bruder stirbt in den 90er-Jahren.

Walter und Klara lernen sich nach ihrer eigenen Erzählung Anfang der 60er-Jahre in der westdeutschen Großstadt, in die Klara und ihre Familie nach dem Krieg gekommen sind, kennen. Walter arbeitet dort vorübergehend im Rahmen eines zeitweisen Betriebsaustauschs von Facharbeitern. Er ist mit seinen Kumpels in einem Tanzcafé, Klara sucht dort einen Platz, und gerade als sie aufgeben will, kommt ein Kellner auf sie zu, der ihr an den Tischen der Männer (und zwar auf Initiative von Walter, dem sie aufgefallen war) einen Platz zuweist. So lernen sie sich kennen. Wenig später heiraten sie, Klara zieht mit ihm an seinen Wohnort und gibt ihre Berufstätigkeit auf. Es ist schon damals klar, dass Walter dort ein Haus bauen wird.

Der Hausbau und die beiden Söhne Bill und Hannes, in den 60er-Jahren im Abstand von einem Jahr geboren (Bill ist der ältere), bestimmen das Leben der neugegründeten Familie in den nächsten Jahren. Walter erbringt viele Arbeiten im Zusammenhang mit dem Hausbau selbst. Die ersten fünf Jahre, sagen Walter und Klara im Rückblick, sind eine ausgesprochene und entbehrungsreiche Stressphase, sowohl finanziell als auch von der Arbeitsbelastung her. Hinzu kommt, dass Walter für anderthalb Jahre seinen Techniker macht, eine berufsbegleitende Ausbildung, für die er abends viel zu Hause lernen muss. Dazu stellt er sich einen Schreibtisch ins Schlafzimmer, weil er nur da die nötige Ruhe findet vor den Kindern. Finanziell muss sich die junge Familie sehr einschränken. So berichtet Klara, dass sie aus 125 Gramm Hackfleisch eine Soße für die ganze Familie mache, in dem neuen Haus werden Untermieter aufgenommen, um die Schulden abzahlen zu können. Diese finanziellen Schwierigkeiten ziehen sich durch bis in die 80er-Jahre.

Sechs Jahre nach der Geburt von Bill wird noch eine Tochter geboren. Über sie wird in den Erzählungen über die Kindheit der beiden Brüder nichts Weiteres berichtet.

Die Söhne besuchen die Grundschule und in der Folge die nahe gelegene Realschule. Alle drei Kinder werden später in den Akkordeonunterricht geschickt und treten für eine Zeit in einen Akkordeonverein

in einer benachbarten Kleinstadt ein. Laut Bill macht Hannes aber lauter Fehler, er ist zu nervös. Hannes wird ansonsten aber als fleißig und begabt beschrieben, als Liebling der Lehrer und des Pfarrers. Er ist engagiert in der Kirchengemeinde, »Bei allem, was er tut, ist er mit Herz dabei«, sagt die Mutter. Er ist in ihrer Darstellung abgesehen von Deutsch und Englisch ein guter Schüler, sein Handicap besteht in einer Rechtschreibschwäche, die seine Deutsch- und später auch seine Englischnote beeinträchtigt. Er kann aber hervorragend Geschichten erzählen. Er ist im Aufsatz vom Inhalt her gut, er schreibt immer eine Eins plus. Bill ist insgesamt nicht gut in der Schule. Bill muss man, so sagt Klara, bei allem, was er tut, antreiben, ihn schieben, »immer hinter her sein«. Im Alter von acht Jahren hat er, berichtet Bill Kühn beiläufig, große Angst nach Hause zu kommen, wegen eines sehr schlechten Zeugnisses. Mit zwölf Jahren kauft er sich Hanteln und mit vierzehn beginnt er systematisch Krafttraining zu betreiben.

Die Temperamente in der Familie sind in der Darstellung der Mutter wie folgt verteilt: Die Mutter ist »ein bisschen unruhig«, sie muss auch schon mal eine Näharbeit wieder auftrennen. Alles, was dagegen der Vater macht, »macht er langsam, gemütlich und richtig«. Der Vater ist »ganz ruhig und bedächtig«. »Der Bill ist wie der Papa. Vielleicht noch 'n bisschen ruhiger.« Hannes dagegen ist nervös, »immer so ein bisschen wuseliger«, während die Tochter die goldene Mitte bilde.

Die Mutter sagt, dass sie schon in Bills Kindheit vermutet habe, »irgendwas stimmt doch mit meinem Sohn nicht«. Wenn sie in ein Wartezimmer hineingehe, dann traut er sich nicht zu grüßen und die Leute anzugucken. Er habe trotz dessen, dass zu Hause immer auch Freunde der Eltern zu Besuch gewesen seien, große Ängste gegenüber fremden Leuten. Ein Arzt sagt: »Seien Sie froh, dass Ihr Sohn 'n Ruhiger ist und dass er nicht frech ist und ist ganz normal.« Aber ganz normal war das nicht, weil er immer Angst hatte, immer Angst.« Ein anderer Arzt (Psychiater) habe dann auch einmal gesagt: »Der ist verhaltensgestört.«

Bill berichtet auf eine scherzhaftige Bemerkung des Interviewers hin, er habe sich als Kind schon mal ins Ausland »absetzen wollen«. Es hat Zeugnisse gegeben.

»Das war in der Grundschule. Da haben wir uns nimmer heimgetraut. (...) Dann haben wir aber vorher eine Leiche gefunden – das war ein dummer Zufall.«

Auf Nachfragen bestätigt Bill:

»Ja, eine Leiche, eine Wasserleiche haben wir gefunden. Sonst wären wir mit dem Boot losgefahren. Aber da ham wir so einen Schreck gekriegt, dass wir zur Polizei gegangen sind, und dann is das ins Wasser gefallen.

Aber da hätten wir uns (..) abgesetzt.«

Auch die Eltern berichten von diesem Ereignis. Sie ergänzen, dass Bill damals zum Großvater (dem Vater von Walter) gerannt sei, weil sie nicht erreichbar gewesen seien. Der Großvater habe ihnen dann in der Folge immer wieder Vorwürfe gemacht, dass sich Bill nicht heimgetraut habe.

Hannes berichtet im Zusammenhang mit dem von ihm ins Gespräch gebrachten Thema Onanie, dass die Eltern, wenn die Kinder Mittagsschlaf haben halten müssen, die Rollläden heruntergelassen haben, sie hätten »dann irgendwie herumgespielt im Dunkeln«. Damit assoziiert er Schläge vom Vater, seit dieser Zeit kann er keine Läden mehr herunterlassen. Außerdem hat er in den Keller müssen und sei geschlagen worden und »habe als Kind den Teufel die Trepp hochwandeln sehen«.

Mit Hannes' guten Schulleistungen verknüpfen sich entsprechende Erwartungen an den beruflichen Werdegang. Er sei handwerklich eigentlich gar nicht so begabt, sagt die Mutter. Dass er nur den Realschulabschluss erreicht, liegt in ihrer Wahrnehmung nur an seiner Rechtschreibschwäche. Er könnte mehr erreichen, er »habe das Zeug dazu«, sagt die Mutter im Kontext einer Erwähnung des Sohnes ihrer Schwester, der den Doktor gemacht habe. Hannes will in der Darstellung der Mutter nach der Lehre den Maschinenbautechniker machen.

Am Ende der Schulzeit kommt es zum ersten Kontakt der Brüder mit Drogen, ohne dass dies zunächst von den Eltern bemerkt wird. Denn Bill und Hannes kommen immer pünktlich nach Hause, halten sich an Absprachen, um zehn zurück zu sein. Erst nachträglich wird klar, dass die Brüder bereits in dieser Zeit dem schlechten Einfluss von zwei Schulfreunden, einem Zwillingsspaar, ausgesetzt sind:

»Das wussten wir auch erst später, dass die kriminell waren, Autos gestohlen haben, Drogen in die Schule gebracht haben und die halbe Klasse praktisch mit Drogen versorgt haben. Aber wir haben das lange Zeit nicht gemerkt, weil (..) uns're sind immer pünktlich nach

Hause gegangen oder ham se gesagt, ›Wir wollen in Discos‹, aber um zehn daheim waren sie immer. Da gab's keine Drogen und auch kein' Alkohol.«

Beide Brüder erreichen Anfang der 80er-Jahre ihren Realschulabschluss. Sie treten nacheinander in »die Firma« ein. Die Eltern finanzieren, obwohl sie auch in dieser Zeit nicht viel Geld haben, Bill den Führerschein, müssen allerdings dafür sorgen, dass er die Theoriestunden auch besucht. Später fährt er eine 1000er-Honda, deren Finanzierung unklar ist. Er hat Kontakt zu – in der Darstellung der Mutter – zwielichtigen Motorradfreunden.

In der Zeit der Lehre nehmen die Probleme mit Alkohol insbesondere bei Bill zu. Er sagt, dass das Problem mit der Trinkerei begann, als er 18 war (»Ab 18 ging das so los mit der Trinkerei (...) so sechs Jahr lang so bis 25«, sagt Bill selbst). Die Mutter berichtet, dass Bill am Ende des ersten Lehrjahres bei einem Ausflug der Lehrlinge in die Berge nur deshalb den ersten oder zweiten Preis bei einem Erzählwettbewerb bekommt, weil er sich mit Alkohol enthemmt.

»Erzählen, das hat der Bill nie gemacht, dann hat er vorher Alkohol getrunken und dann hat er gemerkt, wenn er Alkohol trinkt, dann kann er, was er sonst nicht kann, und so is der an den Alkohol (...)«.

Das Problem spitzt sich bei Bill derart zu, dass er nach dem ersten Lehrjahr aus der Firma fliegt. Er versucht bei einer zweiten Firma einen neuen Anlauf, auch diese zweite Lehre bricht er im weiteren Verlauf ab.

Auch bei Hannes nehmen im Verlauf der Lehre die Probleme mit Drogen zu – er raucht Haschisch, später (es ist nicht klar, wann) nimmt er auch LSD. Nach wie vor spielen bei der Beschaffung die Zwillinge und eine ominöse Drogenclique eine wichtige Rolle. Die Zwillinge kommen offenbar regelmäßig an das Werkstor der Firma. Der Vater passt bei einer solchen Gelegenheit Hannes ab, weil er den Zwillingen zuvorkommen will. Es kommt zu einer Verfolgungsjagd, in deren Verlauf der Vater (damals Anfang 40) Hannes über die Schienen des Güterbahnhofs und über den Zaun des Werksgeländes kletternd verfolgt. Hannes zieht die Lehre dennoch »mit Ach und Krach« (so der Vater) durch, er beendet sie – um ein halbes Jahr verspätet. Nach den Angaben des Vaters nur, weil der Ausbilder, ein Freund des Vaters, beide Augen zudrückt.

Insgesamt ist die Zeit bis in die 80er-Jahre für die Familie eine Zeit erheblicher Belastungen. Zum einen in ökonomischer Hinsicht: »Wir ham damals doch kein Geld gehabt«, sagt die Mutter. Hannes berichtet von gesundheitlichen Belastungen der Mutter und eine damit und mit den Drogen in Verbindung stehende, von ihm als problematisch gesehene Haltung des Vaters, die in seiner Wahrnehmung eher zur Eskalation der Situation beiträgt:

»Meine Mutter hat früher Schmerzen gehabt und so, und die Wirbel sind ihr dauernd rausgesprungen und wir haben da halt im – das gar nicht geachtet, ne. Und dann ist's halt so gekommen, dass unser Vater dann total streng war und da in Ruhe lassen und nix mehr sagen und gar nix mehr, gell. Und ja, mein Vater – jetzt denk ich, der hat alles richtig gemacht und okay, der wollte uns vor den Drogen behüten, aber hat deswegen, weil er gemeint hat, das funktioniert, hat's halt nicht funktioniert, ne.«

Die Familie ist von den Problemen der beiden Söhne absorbiert:

»Die Tochter wurde wurde also nur so nebenbei noch mitezogen und war eigentlich nie 'n richtiges Kind, weil die weil ihre Brüder, die (.) viereinhalb und fünf, fünfeneinhalb Jahr älter so ungefähr war, eigentlich viel von uns gefordert haben.«

Vermutlich mit knapp 20 Jahren tritt Hannes den Zivildienst als Hausmeister in einer etwa 50 Kilometer entfernten, ländlichen Kleinstadt an, in einem Mädcheninternat. Dort wird ihm nach etwa acht Monaten wegen fortgesetzten Drogenkonsums (Cannabis und wohl auch LSD) gekündigt. Er wechselt im folgenden Jahr in eine andere Kleinstadt, es ist unklar, ob er dort seinen Zivildienst beendet oder sich bereits einer ersten Drogenentzugsmaßnahme unterzieht. Jedenfalls verbringt er dort ein bis eineinhalb weitere Jahre, die geprägt sind von fruchtlosen Versuchen, im Arbeitsleben Fuß zu fassen. Vermutlich Ende der 80er-Jahre kehrt er zurück in die Heimatstadt.

In derselben Zeit verschärft sich Bills Alkoholabhängigkeit. Er bricht auch die zweite Lehre ab. Das Wohl der Tochter ist es, was in der Sicht der Mutter schließlich dazu führt, dass die Söhne vor die Wahl gestellt werden, mit den Drogen bzw. dem Alkohol aufzuhören oder die Familie zu verlassen:

»Bis wir dann im Endeffekt gesagt ham: aufhören oder raus (...). Raus aus unser, aus unserem Haus. Wir wollen nicht auch noch – wir haben

ja noch eine Tochter gehabt. Der Bill hat dann mal eine Scheibe eingeschlagen in seinem Suff. Und Birgit hat dann 's Blut aufgeputzt, weil er sich die Sehne verletzt hatte.«

Bill unterzieht sich – unter dem Druck der Eltern – einer Alkoholentziehungstherapie, die er allerdings nach einem halben Jahr abbricht.

»Wir haben gesagt: ›Lasst euch helfen, (.) Drogen und Alkohol gibt's bei uns nicht. Entweder ihr müsst euch entscheiden für's Leben oder für's Sterben.« Also wir wollen da nicht mitmachen, ›Hört auf, wir helfen euch«. Da hat der Bill dann auch äh äh Therapie gemacht (.) wegen Alkohol (.) und dann hat er's nach 'nem halben Jahr wieder abgebrochen.«

Es ereignet sich Folgendes:

Er »kam ziemlich besoffen zu uns nach Hause. Und läutete, ich glaub, des war schon 22 oder 23 Uhr. (.) Und dann hab ich aufgemacht und sag ich: (...) ›Was tust du hier?« Hat er gesagt: ›Ja, hmm hmm.« Als Mutter würde man ja immer helfen. Aber dann ging er ins Wohnzimmer und mein Mann wollte irgendwas zu ihm sagen. Hat er ganz aggressiv gesagt: ›Du da hinten bist ganz ruhig, sonst passiert was.« (...) Dann hab ich gesagt: ›Nimm deine Tasche und verschwinde. Wenn du dir helfen lässt, geh wieder zurück, gell.« Dann ging er leider nicht zurück, dann hat er drei Tage später im Suff, wie gesagt, mit einem Messer auf auf junge Leute eingestochen und kam dann ins Gefängnis.«

Bill selbst schildert dieses Ereignis wie folgt:

»Da bin ich mit meiner Freundin, mit meiner damaligen Freundin hin zum Baden und das war nachts [...]. Plötzlich hör ich 'n Gestöhne und dann is grad 'n anderer auf meine Freundin hinaufgehockt, ge. Und ich war auch nimmer ganz nüchtern. Und hab so ein schönes Rambo-messer gehabt, dabeigehabt, gell. Das aber nicht zu dem Zweck, wollte des eigentlich gar nicht kaufen. Bloß so zum Holzschnitzen und so. Und dann, ich war ziemlich besoffen und dann geh ich natürlich auf den los, gell. Und dann ah vielleicht 20 Minuten später sind sie mit der Polizei um mich herumgestanden. Und durch das is das zustande gekommen.«

In der Folge wird Bill – vermutlich wegen gefährlicher (und schwerer?) Körperverletzung – verurteilt. Insgesamt ist er sechs Jahre in Haft, vermutlich bis Anfang oder Mitte der 1990er-Jahre. Nach Angaben der Mutter will er ausdrücklich eine Einzelzelle »und hat überhaupt

kein' Kontakt gehabt. Jetzt war der jahrelang allein in 'ner Einzelzelle, ab und zu hat der dort den Pfarrer angerufen, hat der gesagt: »Man kommt an ihn nicht ran.« Bill selbst erzählt aus der Gefängniszeit von einem Versuch, mit Hefe und Tee Alkohol zu produzieren. Er sagt über die lange Haftzeit:

»Na die Zeit geht da drin auch rum, so is das nicht. Man hat sogar Fernsehen auf dem Ding. Es is nimmer so, dass man bloß Wasser und Brot kriegt. (...) Aber es is halt ärgerlich, weil mit Freundin is da drin nichts, ge. Da is man halt nur mit Männer zusammen, und na ja. Pas-siert is passiert.«

Auf seinen 23. Geburtstag, also um die Zeit der Verurteilung von Bill, datiert Hannes selbst den ersten Kontakt mit den Stimmen (vgl. aber unten die Darstellung der Mutter!):

»Das war genau an meinem Geburtstag, das ging so los, ich war in der Kneipe drin, da, wo ich eigentlich sonst immer bin, geh aufs Klo, hör auf einmal [laut und unbewegt, fast monoton:] »Hannes, du Wichser, Hannes, du Wichser« – das die ganze Zeit, ne.«

Hannes' Lebenssituation zwischen 1988 und 1992 ist geprägt von Drogenkonsum, Versuchen, in Jobs Fuß zu fassen, und Phasen der Obdachlosigkeit. Er »ist auf der Straße«, hält sich eine Zeit lang im westlichen Ausland in einer Großstadt mit einschlägiger Szene auf. Er taucht immer wieder bei den Eltern auf, die ihn versuchen zu bewegen, in eine Drogenentziehung zu gehen. Die Mutter nützt ihrerseits verschiedene Formen der Therapie, unter anderem der Verhaltenstherapie. Dort will man ihr mithilfe von Rollenspielen beibringen, nicht zu nachgiebig gegenüber den Söhnen zu sein, Hannes nicht reinzulassen. Das fällt ihr sehr schwer, dann aber schafft sie es, ihm den Eintritt in die elterliche Wohnung zu verweigern.

»Aber ich hab es geschafft, ich habe gesagt, wenn er an der Tür geläutet hat, der Hannes, war noch mit Drogen, (...) ham wir ihn auch rausgeworfen, ham wir gesagt: »Vier Wochen hast du Zeit, hör auf« (...), aber wir ham ihm ein Zimmer besorgt, dass er nicht auf der Straße war. Aber er war voll in seinen Drogen drin. Und durch das, haben wir gesagt: »Raus!« Und dort is ihm dann auch gekündigt worden. Und dann kam er ins Krankenhaus und und und. Auf jeden Fall waren es Kämpfe von vier Jahren. Wenn er dann zu mir an die Tür kam, geläutet hat, hab ich gesagt: »Hannes, möchtest du in die Arche, willst du dir helfen lassen,

dann komm rein.« Nein, das will er nich, dann is er wieder gegangen. Und immer (mit) der gleichen Wäsche und nichts zum Essen, ich hab ihm nichts gegeben. Und da hab ich dann natürlich stundenlang geweint, das is klar. (.) Dann kam er und sagte mal: »Jetzt will ich mir helfen lassen.« Dann hab ich gesagt: »Okay, dann bringen wir dich morgen in die Arche«, und in die Badewanne gesteckt, Essen gemacht, die Wäsche gleich weg. Alles neu hin und am nächsten Morgen hat er toll gefrühstückt, dann hat er gesagt: »Tschüss, ade«, und is wieder gegangen.«

Solche Vorgänge belasten die Mutter auf extreme Weise. Sie weint stundenlang.

Die Eltern besorgen Hannes ein Zimmer in einem Gasthof nahe der elterlichen Wohnung, damit er nicht auf der Straße ist. Hannes kommt in dieser Zeit tagelang nicht aus dem Zimmer, schließt sich ein. Die Mutter erzählt in diesem Zusammenhang die erste Szene, in der die Stimmen aus ihrer Sicht eine Rolle spielen, wie folgt:

»Und dann war Weihnachten und dann zur Weihnachtsfeier, da hab ich immer gedacht, die Buben brauchen doch Essen und Trinken, und hab jedem immer noch einen Karton gerichtet, dem Hannes und auch dem Bill, mit Kaffee und ein bisschen Schleckersachen und Kekse und was man so braucht, Getränke, verschiedene, Säfte usw. Und der Hannes war dann da oben in der Wohnung und ließ sich dann nicht mehr sehen. Und dann wollten wir mal hoch, dann hat er zugeschlossen und nicht aufgemacht: [mit tiefer, flüsternder Stimme] »Geht weg, geht weg, geht weg«, hat er dann geschrien und dann (...) haben wir 's Gesundheitsamt und dann ham die den Herrn Huber eingeschaltet. Und dann kam der Herr Huber hoch, dann hat er aufgemacht die Türe. Dann sind wir alle zum Hannes rein, in dem sein Zimmer, dann lag er ganz verängstigt im Bett hinten, so: »Geht weg, geht weg.« Dann hat er die Stimmen gehört, später hat er uns erzählt, er hat immer Stimmen gehört die Treppen hochkommen, die ihn jagen wollten, also Angstgefühle hat er schon irgendwie gehabt.«

Es kommt zu wiederholten Aufenthalten in der geschlossenen Psychiatrie im Wechsel mit der Nutzung ambulanter Wohnangebote, aus einem Wohnheim wird er wegen Cannabiskonsums wieder hinausgeworfen. Verschiedene Versuche der beruflichen Reintegration über Tagesstätten, Arbeitsverhältnisse in gemeindepsychiatrischen Einrichtungen bleiben wenig dauerhaft. Er arbeitet für einige Zeit in einem

Café, später im Bereich der Müllentsorgung, Autowaschen, zuletzt in einem Zweimannbetrieb, der dann aber schließen muss.

Die Mutter schildert diese Zeit als »Kämpfe von vier Jahren«. Familie und Ehe sind in dieser Zeit sehr belastet. Auf der anderen Seite legt Klara Wert darauf, zu zeigen, dass sie und auch die Ehe den Belastungen gewachsen ist, und erhält hierfür auch die Bewunderung anderer:

»Dann is neben uns 'ne Wirtschaft, da war immer so ein junger Mann, der (hat) immer mein Mann und mich so bewundert, dass wir 'n Ehepaar sind, die Hand in Hand laufen.«

Sie selbst (möglicherweise auch der Mann) nutzen ihrerseits Therapieangebote und Kuren.

»Ja also, pf, ich kann Ihnen sagen, wenn wir, wir waren dann noch zwei- oder dreimal in der Kur, um alles das zu verkraften. (...) Da hat der eine Therapeut gesagt: »Hier is eine, die bewundern wir alle. Den Kopf hoch, die Ärzte und wir alle«, und dann haben sie mich gemeint: Wooh! [lacht] Ja klar, das war schon immer meine Devise, gell. (...) Bei 'ner anderen Kur hat man am Schluss gesagt: »Also, wenn ich einen Hut anhätte, vor Ihnen würde ich den ziehen.««

Mitte der 90er-Jahre verlässt Bill das Gefängnis. Er wird von einem sozialpsychiatrischen Dienst betreut, der zunächst zu einer Unterbringung in einem Wohnheim rät. Aber Bill will das nicht:

»Da war ich dagegen, da hab ich gesagt, wenn ich in ein Heim muss, dann wird das ein schlimmes Ende nehmen. Weil ich bin nicht gerade schwach gebaut und ich kann mich schon wehren.«

Er wird in einem Einzimmerappartement untergebracht, das die Eltern gekauft haben, und vom sozialpsychiatrischen Dienst sowie von den Eltern betreut. Er gilt ebenfalls als psychotisch. Es fallen Stichworte wie Gefahr des Kontrollverlusts, Antriebslosigkeit, aus seinen eigenen sehr zurückhaltenden Äußerungen und aus Hinweisen professioneller Bezugspersonen gibt es Hinweise auf wahnhaftige Körperwahrnehmungen. Er wird psychiatrisch behandelt und besucht eine Werkstätte für behinderte Menschen in einem Nachbarort.

Hannes' Situation entspannt sich Anfang der 90er-Jahre zunächst – dem Vater gelingt es, »bei den Oberen« der Firma ein gutes Wort für ihn einzulegen und ihm einen Arbeitsplatz als Hilfsarbeiter in einem Lager der Firma zu verschaffen. Für etwa fünf Jahre arbeitet Hannes dort, zunächst mit relativem Erfolg. Er wird für seine Beflissenheit gelobt.

In dieser Zeit habe er sich wirklich sehr gut gemacht, er ist engagiert und bekommt mehrmals Gehaltserhöhungen: »Als Lagerarbeiter hat man ihn sehr gelobt: Gut, wow!, eine Zeit lang ganz toll, bis er dann wieder in eine Psychose reingekommen ist.« Am Ende wird er aber immer zappeliger, Kollegen machen die Familie darauf aufmerksam, dass er zunehmend mehr draußen sei als bei der Arbeit. Dann folgen verschieden lange Phasen der Krankheit und der krankheitsbedingten Abwesenheit vom Betrieb: mal ein halbes Jahr, dann drei Jahre, dann zwei Jahre.

Insgesamt scheint sich in den 90er-Jahren auch die ökonomische Situation der Familie entspannt zu haben. Die Familie ist in der Lage, beiden Söhnen Ein- bis Zweizimmerappartements als Eigentumswohnungen zu finanzieren.

Gegen Ende der 90er-Jahre geht es Hannes schlecht. Er wird zunehmend von Zwangshandlungen und Zwangsvorstellungen geplagt, er muss sich auch bei der Arbeit ständig die Hände waschen: »Da is er dauernd weg zum Händewaschen. Es sind ja nicht nur die Stimmen. (...) Dauernd die Hände waschen.« Diese Zwänge führen zusammen mit einer allgemeinen Zustandsverschlechterung (zittrig, nervös, ängstlich) und einer zunehmenden Bedrängung durch die Stimmen in eine Arbeitsunfähigkeit. Es kommt zu verstärkten Suizidintendenzen und in diesem Zusammenhang zu einer mehrjährigen stationären Einweisung. Weder die medikamentöse Behandlung noch Elektrokonvulsionsbehandlungen unter Narkose helfen gegen die Stimmen. Er wird für arbeitsunfähig erklärt. Auf Zureden der Eltern lebt er seit Anfang des neuen Jahrtausends (zugleich der Zeit, in der der Vater in Rente geht) wieder in seiner Wohnung. Zunächst nimmt er noch Angebote in einer psychiatrischen Tagesklinik wahr. Schon um die Rente zu erhalten, arbeitet er auch nicht in einer Werkstätte für behinderte Menschen. Mitte 2003 erfährt die Mutter über einen Verein der Angehörigen psychisch Kranker von einem Modellprojekt zum Persönlichen Budget. Sie veranlasst in der Folge die Beantragung eines Budgets für jeden der beiden Söhne. Beide Budgets werden im September 2003 bewilligt: 600 Euro für Hannes und – wegen der größeren Unselbstständigkeit – 850 Euro für Bill.

Die Situation der Familie ist nach der Bewilligung des Persönlichen Budgets wie folgt: Die Eltern leben nach wie vor in dem in den 60er-Jahren gebauten Haus. Der Vater ist Rentner. Sie fahren einen Vol-

vo-Kombi. Der Vater ist immer noch mit sehr viel Liebe in Haus und Garten tätig. Er sei, so Klara, ein »richtiger Künstler«. Er habe beispielsweise einen Rundbogen aus Natursteinen als Pforte in den Garten gemauert. Er pflegt den Garten mit sauberlich gemähtem Rasen, Spalierobst und er legt einen Gartenteich an, ein Biotop mit Seerosen usw., er baut Nistkästen im Garten und ist sehr tierlieb. Die Familie hat einen Rassehund mit Stammbaum und adligem Namen, mit dem Walter in einem Verein ist und an Wettbewerben teilnimmt. Er gewinnt mit dem Hund einen ersten Preis. Die Schwester ist glücklich verheiratet und bekommt in dieser Zeit ihr drittes Kind.

Die Eltern sind nach wie vor eingenommen durch die Befassung mit den Söhnen: Die Mutter geht zu jedem Sohn mindestens zweimal in der Woche, um, wie sie sagt, die Rolle einer »Lehrerin« bei der Haushaltsarbeit einzunehmen. Vor allem um Bill kümmert sie sich besonders intensiv. Sie fährt auch mit ihm in den Urlaub. Sie fühlt sich verantwortlich dafür, dass die Söhne in die Lage versetzt werden, selbstständig zu leben. »Wenn wir einmal nicht mehr sind«, sagt sie, müssen die »Buben« in der Lage sein, den Haushalt selbst zu machen. Ihre größere Sorge gilt dabei Bill.

Bill ist auf der einen Seite in praktischen Dingen sehr unselbstständig, andererseits aber hat er – im Gegensatz zu Hannes – eine Freundin, der Klara sehr misstraut, weil sie einen schlechten Einfluss habe, ihm Schleckersachen mitbringe und zu seiner weiteren Gewichtszunahme beitrage. Er erhält 20 Euro im Monat zur eigenen Verfügung. Er würde es ja doch nur für Schleckersachen und Pornos ausgeben, sei völlig antriebslos, mache nichts aus eigenem Antrieb, klagt Klara. Jeden Morgen macht sie Kontrollanrufe, ob er auch das Haus verlassen hat, um zur Arbeit in die Werkstatt zu gehen.

Im weiteren Verlauf stabilisiert sich die Situation von Hannes nachhaltig. Er tritt in einen Karateverein ein. Im Sommer schafft er vom Persönlichen Budget ein Fahrrad an, mit dem er den Stimmen davonfährt. Im darauffolgenden Herbst besucht er zusammen mit seinem Bruder einen Ölfarben-Malkurs an der Volkshochschule. Sein Tagesablauf ist geprägt von diesen Hobbys, insbesondere Gitarreüben:

- »Ich spiel jetzt hier Gitarre und muss jeden Tag bestimmt 'ne Stunde üben – du musst, du musst dranbleiben, des geht nich, dass du sagst: ›Dann üb ich halt morgen 'n bissle länger‹, sondern du musst wirklich

jeden Tag ran, und die Gitarre in die Hand nehmen, ob du jetzt Lust hast oder nicht.«

Ähnliches gilt für das Karatetraining, das er dreimal in der Woche betreibt. Bis zum Jahresende absolviert er zwei Gürtelprüfungen. Er selbst fasst all diese Betätigungen als eine Form der selbst gewählten Therapie auf, die es ihm ermöglichen, mit den durch die Erkrankung entstehenden Belastungen zurechtzukommen. »Diese Aktivitäten sind die Therapie, die ich brauche, um diese Zeit durchzuhalten, die halt doch finster und schlimm ist.« Er glaubt, dass die Stimmen irgendwann sterben werden: »Ich muss halt diese Zeitspanne, bis das endlich so weit is, dass die Stimmen wirklich tot sind (aushalten) – ich rechne noch 20 bis 30 Jahre, dass es so lang geht«, sagt er. Bis dahin geht es für ihn darum, auch mithilfe von I Ging und Meditation sich auf einen Weg der Selbstverbesserung zu begeben:

»Da kann ich bestimmte Fragen – kann ich immer noch was lernen, no. Etwas weiter lernen. [...] Was ich selber dazu beitragen muss, dass sich Situationen oder eben ich mich selber noch, (.) dass meine, dass ich weniger Fehler hab noch.«

Er macht sich ein Zeichen aus dem I Ging zu eigen, das eng verknüpft ist mit dem gefangen genommenen König Wen »Fördernd ist 's in der Not beharrlich zu sein«, interpretiert er eine Textstelle, »d.h., in der Not auf seine Ziele gerichtet, also beharrlich, also mit mit aller Energie so, beharrlich auf auf's Ziel gerichtet das Gute durchzusetzen einfach nur.«

Im Herbst desselben Jahres wechselt Bill den Arbeitsort. Statt der Werkstätte für behinderte Menschen eines nahe gelegenen kleineren Orts besucht er nun eine Werkstatt direkt in der Stadt, in der er wohnt. Seine Freundin Sabrina zieht in die Nähe seiner Wohnung, sie hält sich auch tagsüber oft an Bills Arbeitsplatz auf oder erwartet ihn im nahe gelegenen Café.

Nach Aussagen der Mutter wird er im Winter zunehmend aggressiv und »will nix mehr machen«. Er geht nicht mehr in seine Musikstunden, er kehrt auf dem Weg zur Arbeit um und geht wieder zurück in seine Wohnung. »Und dann hat man ihn hin ins Krankenhaus.« In der Psychiatrie verbleibt Bill rund sechs Wochen:

»Und da is er auch nur im Bett gelegen und hat sich nicht einmal geduscht und nix gemacht, er hat gestunken und alles und nix gegessen,

dann magert er ab, da war er knapp fünf Wochen dort. Jedes Wochenende durfte er nach Haus. Aber da hab nur ich die Arbeit gehabt. Der hat genauso nix gemacht. (...) Auf jeden Fall ham wir dann auch immer Kontakt aufgenommen, sind hin- und zurückgefahren und dann hat 'n Pfleger zu uns gesagt: (...) »Nehmen Sie Ihren Sohn wieder raus, gell, nehmen Sie ihn wieder raus«, und dann äh ham wir gesagt: »Ja, es tut sich ja auch gar nix«, und dann wurd er schon ganz schwindelig, dünner.«

Allerdings hält diese von der Mutter beschriebene Symptomatik auch in der eigenen Wohnung an. Er will niemand sehen und bleibt apathisch.

Auch Hannes geht es in dem besagten Winter nicht ganz gut – nach Bekunden der Mutter sei er ebenfalls dicht vor einer Einweisung in die Psychiatrie gewesen. »Es war an der Grenze«, sagt sie zu ihm. Er selbst formuliert: »Ich hab auch überlegt, mit dem Gedanken gespielt gehabt, ob ich jetzt in die Arche geh.« Er führt das auch auf die Jahreszeit zurück: »Das ist wieder so 'n Tiefdruckgebiet, im Winter ist immer so die Todesphase, im Frühling geht's dann wieder, kommt dann das Licht wieder, ne.« Allerdings kommt es nicht zu einer Einweisung. Hannes verbringt den Winter vielmehr mit Malen, Teetrinken, Meditieren, Gitarreüben, Karatetraining und formuliert das Programm eines zurückgezogenen Lebens der Kontemplation und Leibesübung. »Ich mein, wir müssen klarkommen mit der Welt hier. Ich komm jetzt klar, ich als Hannes Kühn allein, ja, zurückgezogen, ne, ein einfaches Leben führend.«

Zwischenüberlegung: Perspektiven und Verläufe

Ein sehr großzügiger Blick auf die eben vorgestellte Anamnese vermittelt eindringlich den Eindruck der Verflechtung und Verstrickung der Geschichte von Hannes in die seiner Familie, seines Bruders und seiner Eltern. Die Eltern erzählen, wenn sie die Geschichte der Söhne erzählen, zugleich auch ihre eigene Geschichte und die Söhne erzählen, wenn sie ihre Geschichte erzählen, zugleich auch die ihrer Eltern. Da-

bei geht es letztlich um einen Zeitraum, der mehr als vier Jahrzehnte umgreift, ein Zeitraum, der zugleich in engem Konnex steht mit dem sozialen Raum, durch den sich die Protagonisten bewegen. Mit sozialem Raum meine ich dabei das Bezugssystem, in dem sich z. B. soziale Aufstiegs- und Abstiegsprozesse vollziehen, in dem Beziehungen zu anderen Menschen zum persönlichen Kapital werden können.

Dieser Zusammenhang ist den Daten nicht aufgezwungen, wie sich noch in vielen Details zeigen wird. Er lässt sich auf der Ebene der Angaben zu Ausbildungsabschlüssen, dem Erwerb von Besitz, der Veränderung der beruflichen Position des Vaters und der Söhne und anderer Ereignisse ebenso mit Händen greifen wie in den in der Anamnese kondensierten Ausdeutungen und Erzählungen der verschiedenen Familienangehörigen dieser Ereignisse. Die objektiven Ereignisse und ihre Ausdeutungen sind in Wirklichkeit nicht voneinander zu trennen – denn die Erzählungen der Familienangehörigen sind die Hauptquelle des einen wie des anderen, und indem sie die Fakten darstellen, interpretieren sie sie und umgekehrt. Die »sicheren Fakten« sind nichts anderes als Formulierungen und Datierungen von Ereignissen und Sachverhalten, die uns deswegen als relativ objektiv erscheinen, weil wir sie mehrfach, d.h. aus verschiedenen Perspektiven bestätigt finden und zugleich sie so formulieren, dass sie eine Art Generalnenner, eine Abstraktion von diesen verschiedenen Perspektiven darstellen. Auch scheinbar professionelle, klinische Formulierungen – beispielsweise wenn ich die dramatischen Schilderungen von Hannes und die der Eltern durch ein lakonisches: »erstes Auftreten der Stimmen« ersetze und dadurch in die Nähe der Sprache der Medizin rücke – sind in Wirklichkeit nicht objektiver als die der Beteiligten. Es ist auch nur eine Perspektive: von außen formuliert, affektiv neutral, distanziert, ohne Engagement, was bestimmte Vorteile hat. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie eben keinesfalls wahrer, objektiver sind.

Die Perspektive der Akteure gehört, ich habe es bereits im ersten Teil dieser Arbeit versucht zu formulieren, zur Wirklichkeit der Sache hinzu. Ich kann vom sozialen Aufstieg der Familie reden und ihn an dürren objektiven Daten zur sozioökonomischen und beruflichen Situation des Vaters festmachen. Aber die spezifische Tönung und Bedeutung, die dieses Geschehen für die Familie hatte, gehören zur Wirklichkeit von Aufstieg hinzu. G. H. Mead bezeichnet das in einem Aufsatz als

»Objektivität der Perspektiven« und es war vor allem Pierre Bourdieu, der nicht zufällig gerade am Beispiel der Kleinbürger gezeigt hat, wie eng die Positionierung im sozialen Raum mit einer (subjektiv durchaus empfundenen, Lebensgefühl prägenden) zeitlichen Perspektive als einer antizipierten oder auch: angestrebten Bewegung durch den sozialen Raum, nämlich: nach oben!, verknüpft ist (BOURDIEU 1981, S. 181 ff.; 1987, S. 500–584).

Diese Perspektive beinhaltet eine bestimmte emotionale Tönung und eine Art Stilprinzip, ein Lebensgefühl – es macht einen Unterschied, ob ich mich in einem Aufstiegs Geschehen positioniere, das Gefühl habe, auf ein Ziel hinzuarbeiten (wie bei bestimmten Kleinbürgerfraktionen); ob ich mich als gescheitert in einem solchen Geschehen deute; ob ich in den Tag hinein lebe, weil jede Aspiration mir vergeblich erscheint; ob ich mich in einer zyklischen Wiederkehr des Immergleichen sehe oder eine Art Gleichmut eines Weisen mobilisiere, an dem gewissermaßen die Zeit vorbeifließt.

Die Eltern erzählen und kommen immer wieder auf eine Geschichte des Aufstiegs und der sozialen Konsolidierung zurück, in die der Absturz der Söhne sich unbarmherzig einträgt und durch die er belastet ist. Sie müssen sich mit dem Umstand auseinandersetzen, dass ihr Leben enden wird, ohne dass sein Gewinn angemessene Erben findet, die ihn weitertragen und mehren. Der Rückblick ist immer auch – vor allem beim Vater – von Trauer und Resignation darüber geprägt, was hätte sein können, wenn die Söhne die elterliche Aufstiegslinie mit vollzogen hätten. Die Söhne erkennen und thematisieren auf ihre Weise ihren sozialen Status. »So mit meinem sozialen Stand kann ich froh sein, dass ich überhaupt 'ne Frau hab. Andere ham keine«, sagt Bill an einer Stelle, während Hannes sein Heil in der Zeitstruktur eines Weisen sucht und Legitimationen dafür mobilisiert, nicht arbeiten zu müssen: »Die wo aber solche starke Belastungen haben, die sollten eigentlich freigesprochen werden, schon früh, früh zu weisen Leuten werden, also zu Erkenntnissen kommen.«

Insofern erschließen sich die Verlaufskurven der Familienmitglieder sowohl aus den objektiven Daten wie aus den im Material darauf erzeugten Perspektiven. Die Charakterisierung eines Verlaufs als Aufstieg oder gesellschaftlichen Abstieg setzt allemal einen Beobachter voraus, der die Positionen und Positionierungen im Zeitverlauf im Gedächtnis

behält. Positionierung in einem Aufstiegsgeschehen heißt – egal ob subjektiv oder objektiv – eine Relation von Positionen festzuhalten und gegenüber etwas positioniert zu werden. Die Feststellung einer Position ist immer relational, bedarf immer eines Wogegen, einer Koordinate, eines Vergleichs (vgl. BOURDIEU/WACQUANT 1996, S. 34 ff., S. 258 ff.). Von dieser Überlegung ausgehend, möchte ich zunächst die biografische Bewegung der Familie durch den sozialen Raum und damit auch die biografische Akkumulation bzw. den Verlust ihrer Ressourcen analysieren.

Der Aufstieg der Eltern und der Absturz der Söhne

Die der Anamnese zu entnehmenden Daten und individuellen Perspektiven sind orientiert an einer Darstellung gegenläufiger Bewegungsdynamiken: Während die Eltern eine stetige Aufstiegsbewegung durch den sozialen Raum durchlaufen, die in eine Konsolidierung auf vergleichsweise höherem Niveau mündet und letztlich einen Klassenwechsel stabilisiert, ereignet sich bei den Söhnen das genaue Gegenteil.¹¹ In dem Maße, wie sich die Eltern einem verzichtsreichen, anstrengenden, krisenhaften und belastungsvollen Aufstiegsgeschehen entwinden und eine kleinbürgerliche, aber doch – verglichen mit der Gründungsphase der Familie – gesicherte, »etablierte« Existenzform konsolidieren, vollzieht sich bei den beiden Söhnen in je verschiedener Weise ein jäher Absturz ins gesellschaftliche Niemandsland. Auch für sie, zumindest für Hannes, sind freilich die letzten Jahre ebenfalls von einer Konsolidierung geprägt, aber eben auf einem sehr tiefen Niveau.

Der Großvater war Meister in der Firma und offensichtlich ist von Anfang an klar, dass auch Walter in die Firma gehen und dort eine

¹¹ Wir wissen zu wenig über das Leben der Tochter, aber das wenige, was bekannt ist, berechtigt zu der Vermutung, dass sie im Wesentlichen bei dem durch die Eltern erreichten Stand mithält, ihn reproduzieren kann.

Lehre machen wird. Der Vater entstammt somit einem traditionellen, respektablen Facharbeitermilieu, aus dem er offenbar schon ein klares Aspirationsniveau in seine eigene neugegründete Familie mitbringt. Es steht offenbar schon vor der Heirat fest, dass er ein Haus bauen wird. Das spricht für jemanden, der weiß, was er will, der etwas erreichen will und ohne Umschweife darangeht, es umzusetzen.

Dazu passen auch die zumindest nach außen klaren und ohne jede Pause in Angriff genommenen Aufstiegsstrukturen, scheinbar ein zielgerichteter Weg in eine bürgerliche Existenz: Heirat, Hausbau, Fortbildung, innerbetrieblicher Aufstieg, auch wenn Walter die Umschulung letztlich mit dem kontingenten Umstand eines Unfalls in Verbindung bringt. Dem Vorbild des Vaters hätte es entsprochen, nach einer bestimmten Zeit seinen Meister zu machen. Walter aber vollzieht den Sprung vom manuellen in den nichtmanuellen Bereich, statistisch gesehen handelt es sich dabei um die anspruchsvollste und deshalb unwahrscheinlichste Erscheinungsform des gesellschaftlichen Aufstiegs: Er geht nun ins Büro. Das ist ein Übergang, der, vor allem wenn er sich im Rahmen eines und desselben Betriebs vollzieht, eine kaum zu vermeidende Loyalitätsproblematik beinhaltet. Man gehörte vorher zu den Arbeitern, nun aber zu denen im Büro, nicht mehr zu denen, die redlich mit ihrer Hände Arbeit Geld verdienen, sondern zu den »Sesselhockern« der Firma. Eine gewisse Distanzierung zum Herkunftsbezugssystem ist unvermeidlich. Diese Loyalitätsproblematik zeigt sich zum Teil schon in seiner Kleidung, er kann eine legere und praktische Windjacke mit einer Krawatte kombinieren.

Fast entschuldigt der Vater mit dem Hinweis auf den Starkstromunfall das Überschreiten dieser Hürde als erzwungen. Das ist nicht vollständig glaubwürdig, denn im selben Atemzug stellt er dar, dass er beim Hausbau stets mit Hand anlegte. Es könnte auch sein, dass diese Deutung Ausdruck einer vom Herkunftsmilieu mitgebrachten Zwiespältigkeit gegenüber der Büroarbeit ist, die sozusagen nur über den Zwang der Umstände ihre Rechtfertigung findet. In jedem Fall kristallisiert sich in der Erzählung das Sinnmuster einer sozialen Distanzierung aus – sein alter Meister will ihn nicht mehr in der Abteilung haben, er habe ein schlechtes Gewissen.

Wir wissen, welche Mühen dieser Aufstieg bereitet, dass Walter abends lernen muss, dass die Familie kein Geld hat, dass sie alle ihre ökonomischen

mischen Ressourcen zusammennehmen muss, um sich die Raten für das Haus leisten zu können. Dass allerdings ein klares Bewusstsein darüber da ist, dass es sich bei dieser Techniker Ausbildung um einen Aufstieg handle, zeigt sich allein darin, dass die Familie ohne Weiteres für Hannes, von dem die Mutter sagt, dass er das Zeug dazu gehabt habe, ebenfalls für eine Technikerlaufbahn vorsieht.

Aufseiten Klaras kann man, wenn man nicht sogar einen ursprünglich bürgerlichen Hintergrund vermutet (dafür spräche z. B. der Doktor in ihrer Familie, den sie gelegentlich erwähnt), ein Ethos des Neuanfangs, des Anpackens vermuten. Sie kommt aus einer »Flüchtlingsfamilie«, macht eine kaufmännische Ausbildung, eine der üblichen und naheliegenden Ausbildungen für Frauen in der damaligen Zeit. Dass dahinter kein langfristiger beruflicher Lebensentwurf steckt, legt die Umstandslosigkeit nahe, mit der sie Walter in dessen Lebenszusammenhang folgt und ihre Pläne an seinen ausrichtet.

Die Familiengründung folgt bereits einem kleinbürgerlichen Muster: relativ früh in den 20er-Jahren der Ehegatten, sie beinhaltet den Hausbau und sie geht Hand in Hand mit einer erheblichen Zeit des Verzichts und der Entsagung, die nicht zuletzt von der Hausfrau organisiert werden muss. Klara scheint sich mit dieser Aufgabe der Rückendeckung des Aufstiegs ihres Mannes zu identifizieren. Sie führt den Haushalt und sie »haushaltet« (im Sinne von »sich einschränken, einteilen, geizen, rationieren, rechnen, sein Geld zusammenhalten, sparsam sein mit, umgehen, wirtschaften«, wie der Duden festhält). Sie nimmt Untermieter auf, die zusätzliches Geld in die Familienkasse bringen, sie spart und wird mit unüberhörbarem Stolz berichten, aus 125 g Hackfleisch eine Soße für die ganze Familie zubereitet zu haben; sie scheint sich in jeder Hinsicht an einem erheblichen Kraftakt zu beteiligen. Sie deckt den Mann, hält ihm möglicherweise die Kinder vom Leibe.

Alle Beteiligten schildern aus unterschiedlichen Perspektiven die Zeit der Kindheit und Jugend von Bill und Hannes als eine Zeit, in der Belastungen der Familie das Bild bestimmen, einschließlich der Belastungen, die die Familienmitglieder einander wechselweise bereiten. Bei den Eltern überwiegt der Hinweis auf Hausbau, ökonomische Zwangslage und – damit in Verbindung stehend – die Veränderung der beruflichen Situation des Vaters. Das Haus ist schon ein Kraftakt, hinzu

kommt die Fortbildung – die Kinder müssen den Vater beim Lernen gestört haben, er flüchtet ins Schlafzimmer; die Söhne berichten von einem überwiegend strengen Vater.

Diese Aufstiegsbelastungen einschließlich des Zwangs zum Haushalten halten nach den Erzählungen Klaras mindestens bis Mitte der 1980er-Jahre an, laufen also zeitweise parallel mit den Belastungen, die durch den Absturz der Söhne entstehen.

Es ist an dieser Stelle wichtig, sich des Charakters dieser Aufstiegsbelastungen zu vergewissern. Auch wenn sie in der Erzählung Klaras vordringlich ökonomischer Natur sind: Zieht man die reale Klassenlage in Betracht, so wird deutlich, dass es nicht darum ging, dass jemand Not zu leiden hatte. Obwohl die faktischen Sparmaßnahmen sich nicht wesentlich unterscheiden von einer Situation realer Armut (z. B. eben sich das Hackfleisch nicht leisten zu können), handelt es sich dennoch um eine Form der sozialen Belastung, die ganz anders geartet ist als die einer realen Armutslage. Sie ist vielmehr durch eine eigene Aspiration mit erzeugt und durch einen Lebensstil, der dem eines etablierten Kleinbürgertums (Bourdieu) entspricht – mit eigenem Haus und Garten und allem was dazu gehört. Aber dieser Lebensstil ist ökonomisch (noch) nicht gedeckt. Die Zeitperspektivik des kleinbürgerlichen Lebensentwurfs, des exekutiven und aufsteigenden Kleinbürgertums ist, wie Bourdieu eindringlich zeigt, ganz, wie er sagt: Hang, Aufstiegslinie, also auf die Zukunft gerichtet. Das kleinbürgerliche Lebensgefühl leitet sich entweder prospektiv, aktual oder retrospektiv von den Mühen und Belastungen des Aufstiegsgeschehens ab (BOURDIEU 1981, S. 185–193; 1987, Kap. 6).

Das trifft weniger auf Bill zu. Er zeigt im Gegensatz zu seinen Eltern wie auch zum Bruder schon früh eine auf die Gegenwart gerichtete, konsumatorische Einstellung. Ein Bild Anfang der 80er-Jahre zeigt ihn vor dem Haus der Eltern mit einer 1000er-Honda vor dem gemauerten Gartenbogen und dem gepflegten Vorgarten. Wie er sich so ein Gerät damals leisten konnte, frage ich ihn. Die Antwort bleibt unbestimmt, das habe er gebraucht erstanden. Eher weit entfernt von einer kleinbürgerlichen Bescheidenheit, hat das Bild aufseiten des ältesten Sohnes etwas ungemein Protziges. Er kann sich was leisten.

Der kleinbürgerlichen Lagerung ist ganz unabhängig von dieser individuellen Spielart bei Bill, auf die wir noch zurückkommen werden, ein

Schein-Sein-Problem inhärent, das für den spezifischen Charakter der ökonomischen Belastung entscheidend ist. Es ist nicht – wie bei einer Notlage – eine Furcht um die nackte Existenz. Vielmehr muss man sich ständig anstrengen, um einer noch nicht erreichten Klassenlage gerecht zu werden, besorgt sein, dass das, was man nach außen beteuert, durch den Besitz des Hauses, durch das, was die Söhne darstellen, auch standhält, aufrechterhalten werden kann, gesellschaftliche Anerkennung im Zielmilieu erfährt. Der Frage, was die anderen, die Nachbarn, die Kollegen, über einen denken (sollen), steht deshalb im Zentrum der kleinbürgerlichen Sorge und der kleinbürgerlichen Sorgen.

Die Familie ist von ihrer objektiven sozioökonomischen Situation her nicht vom gesellschaftlichen Absturz ins Nichts bedroht. Dazu hätte es einer sehr unwahrscheinlichen Konstellation z. B. von Krankheit und Arbeitslosigkeit bedurft, und selbst in diesem Fall wäre mit tragfähigen Solidarstrukturen des traditionellen Facharbeiterhintergrundes zu rechnen gewesen. Das Schlimmste, was der objektiven Möglichkeit nach hätte passieren können, wäre z. B. gewesen, das Haus nicht halten zu können, es verkaufen zu müssen – und dann plötzlich ein ungleich sorgenfreieres und belastungsärmeres Leben zu haben! Aber es geht durchaus um ein Problem, den noch nicht ganz gedeckten Status nach außen aufrechtzuerhalten, die noch nicht etablierte (Klein-)Bürgerlichkeit glaubhaft zu machen und das kostet Anstrengungen. Dabei geht es auch um die Internalisierung eines Blicks von außen. Die kleinbürgerliche Existenz ist strukturell besorgt darüber, was die anderen denken, ob sie etwas davon ahnen, dass man mit teilweise noch ungedeckten Schecks arbeitet, ob sie das aufdecken. Es wird sowohl nach unten ein »Na, jetzt haben sie sich doch übernommen« befürchtet wie nach oben befürchtet wird, nicht aufgenommen, nicht angekommen zu sein.

Darauf weise ich hier so eindringlich hin, weil das dem Mitte der 80er-Jahre zur Aufstiegsbelastung hinzukommenden Belastungsgeschehen des Absturzes der Söhne noch einmal eine dramatischere Akzentuierung verleiht. Dieses mischt sich mit der Aufstiegsbelastung und potenziert sie gewissermaßen. Zum kleinbürgerlichen Lebensverständnis und der sozialen Inszenierung gehört ohne Zweifel das Familienleben. Die Kinder sind ein wichtiger Bestandteil des Aufstiegsgeschehens: Sie müssen mitziehen, denn für wen macht man denn dies alles?

Das ist, so sagt Klara an einer Stelle, besonders Walter wichtig. Aber auch für das nach außen zu vermittelnde Bild, dass alles seine Ordnung hat, sind die Kinder in gewisser Weise mit entscheidend. Nicht nur, dass die Söhne Bill und Hannes diese Erwartung konterkarieren, sie konterkarieren sie auch noch in einer Situation und in einem sozialen Feld, nämlich in der Firma, in der sich die Frage der Bewährung des erfolgten Aufstiegs von Walter in ganz besonderer Weise stellt. Hier ist er gleichsam verwundbar. Die familienbiografische Schlüsselerpisode der Verfolgungsjagd von Walter und Hannes ist dafür beispielhaft. Sie zeigt nicht nur, in welchem Ausmaß für Walter diese Geschehnisse bedrohlich waren, sondern auch das Risiko, das für ihn selbst damit verbunden gewesen sein musste. Er riskiert durch sein Verhalten seinen Ruf. Insofern spricht, wie er sich dann bei den Oberen auch später für Hannes einsetzt, für ihn.

Dennoch, die Belastung muss groß gewesen sein. Sie scheint sich möglicherweise auch in gesundheitlicher Hinsicht niedergeschlagen zu haben. Walter erwähnt Depressionen. Die Mutter hat Probleme mit den Bandscheiben, erhebliche Schmerzen – so berichtet Hannes. Die Söhne achten nicht darauf. Der Vater, der mehr Rücksicht bei den Söhnen einfordert und reaktiv immer strenger und rigider wird, erhöht wiederum die Belastungen für diese.

Als Zuspitzung der wechselseitigen Belastungen müssen die Ereignisse der 1980er-Jahre erfahren worden sein, als ein Schlag nach dem nächsten kommt – die Straftat von Bill, seine Inhaftierung, die zeitweise Straßenexistenz von Hannes und in der Folge der Ausbruch der Psychose. Damit sind eigentlich innerhalb einer Frist von zwei Jahren alle Elemente versammelt, die das Ideal einer soliden, gesicherten bürgerlichen Existenz im eigenen Haus fragwürdig erscheinen lassen. Damit ist ein Absturz Wirklichkeit geworden, wie er noch nicht einmal in den schlimmsten Befürchtungen der Familie erwartet werden konnte: Alkohol- und Drogensucht, Obdachlosigkeit, Verbrechen, Gefängnis und Wahnsinn.

Das Material gibt nur Andeutungen darüber preis, was die Eltern durchgemacht haben müssen: »Es war eine schwierige Zeit«, »Wir sind beinahe also selber zugrunde gegangen, muss ich sagen«, so fasst Klara an einer Stelle das Jahrzehnt seit dem Absturz der Söhne zusammen. Das Auf und Ab der Krisen folgt aber aufseiten der Eltern

anscheinend einem Schema des »per aspera ad astra« (wörtlich: »über das Raue, Mühen und Plagen zu den Sternen«), einem heroischen Bewältigungsmodell. Die Eltern bewegen sich am äußersten Rand der Belastungsfähigkeit: gesundheitlich, sozial und – wie gelegentlichen Seitenbemerkungen zu entnehmen ist – auch in Bezug auf ihre Ehe.

Es ist beeindruckend, mit welcher Vitalität und Robustheit diese Familie all das letztlich bewältigt und dabei Mittel und Wege findet, die insgesamt vorhandene Aufstiegstendenz fortzusetzen und zu konsolidieren. Die Eltern brechen nicht zusammen unter der Last, es kommt nicht zu einem psychophysischen Zusammenbruch oder zum Scheitern der Ehe, obwohl sie mehrmals kurz davor sind; die Solidarität zwischen den Gatten wird demonstrativ und sehr bewusst aufrechterhalten. Wo die Bewältigungsressourcen der Söhne gegen null gehen, scheinen die der Eltern beständig zu wachsen. In einem gewissen Sinne werden die durch die Söhne erzeugten Dauerkrisen sogar zum Medium eines nun auch kulturellen Milieuwechsels, den Klara und Walter vollziehen. Die Familie gerät – vor allem vermittelt über Klara – zwangsläufig in das kulturelle Feld einer therapeutischen Szene, zu der Angehörigen- und Gesprächsgruppen, eine Ethik der Selbstreflexion und -erlösung sowie damit verbundene kulturelle und kommunikative Praktiken gehören, die sehr nahe an dem liegen, was Pierre Bourdieu für das von ihm sogenannte neue Kleinbürgertum als typisch skizziert (BOURDIEU 1987, S. 561 ff.).

Vor allem Klara kann daraus für sich und ihren Mann Nutzen ziehen. Sie initiiert eine Fülle von Bindungen in ein therapeutisches Milieu von Angehörigengruppen, Kuraufenthalten, Selbsthilfegruppen, in dessen Rahmen sie zumindest auch neue Formen der sozialen Anerkennung bezieht. Es handelt sich um ein Prestige, das nicht alltäglich ist und sicher nicht dem der biedereren Angehörigen des exekutiven Kleinbürgertums entspricht, aber immerhin doch um eine Form sozialer Anerkennung, die dazu beigetragen hat, dass die beiden die gemachten Erfahrungen einigermaßen überstehen:

Klara: Ja also, pf, ich kann Ihnen sagen, wenn wir, wir waren dann noch zwei- oder dreimal in der Kur, um alles das zu verkräften. (...) Da hat der eine Therapeut gesagt: »Hier ist eine, die bewundern wir alle. Den Kopf hoch, die Ärzte und wir alle«, und dann haben sie mich gemeint:

Wooh! [lacht] Ja klar, das war schon immer meine Devise, gell. (...) Bei 'ner anderen Kur hat man am Schluss gesagt: »Also, wenn ich einen Hut an hätte, vor Ihnen würde ich den ziehen.« Aber wissen Sie, das will ich nicht sagen, das is einfach meine Natur, ich bin [unverständlich] ich bin 'n Kämpfer und würde immer ähm des Versprechen, was ich den Söhnen gegeben habe: »Wenn ihr was tut, [klopft auf den Tisch] dann helfen wir euch« ...

Dabei handelt es sich um eine Kultur, die Anschlüsse in eine Fortbildungskultur der Volkshochschule zulässt, die jedem erlaubt, auf seine Weise »kreativ« zu werden, etwas Künstlerisches zu realisieren – es ist die Welt der Ölmal- und Aquarellkurse, von Esoterik und Creative Writing. Und in der Tat: Klara, sie erwähnt es beiläufig, schreibt auch, sie zeichnet ihre Erfahrungen auf, sie ist es, die den Söhnen auch die Ideen zuspießt, sie ist es, die ihnen mit unverwüstlicher Energie den Zutritt in die Bildungswelt von Volkshochschulkursen eröffnet und genau dadurch wieder Anerkennung bezieht. In einem Telefongespräch erzählt sie mir mit unüberhörbarem Stolz von ihrem Kampf mit einer Kursleiterin, die die beiden Söhne wegen ihrer Erkrankung zunächst überhaupt nicht aufnehmen wollte. In der Folge sollten sie dann wenigstens in zwei verschiedene Kurse, nur für ein Semester, oder Frau Kühn solle mitkommen. Das habe sich nun erledigt, sie müsse nicht mehr mit, jetzt sei die Kursleiterin sehr freundlich zu Hannes und Bill. Solche Kämpfe müsse sie immer wieder ausstehen, Frau B. (ebenfalls eine Mutter eines Sohnes mit Psychose) habe sie ermuntert und ihr ihre Bewunderung ausgedrückt über die Energie/Power, die sie dabei immer aufbringe.

Die Geschichte zeigt, dass es vor allem Klara Kühn ist, die mithilfe des Persönlichen Budgets ihren Söhnen eine Aufnahme in dieses Milieu ermöglichen will: Aquarell- und Ölfarbenkurs, Meditationsgruppe, Musikunterricht und fernöstlicher Kampfsport. Sie findet damit vor allem bei Hannes große Resonanz.

Möglicherweise bleibt Walter dazu in einer leichten Distanz. Immerhin sind ihm die geläufigen Deutungsmuster im Zusammenhang mit der psychischen Erkrankung bekannt – so etwa, wenn er dem Interviewer die verschiedenen Deutungsmöglichkeiten des Zusammenhangs von Drogenkonsum und der Auslösung der Schizophrenie darlegt. Zu den virtuos gezeichneten und ausgeschnittenen chinesischen Schrift-

zeichen im Wohnzimmer von Hannes sagt er auf eine entsprechende Bemerkung des Interviewers hin, ganz so, als ob er sie zum ersten Mal gesehen hätte: »Diffizil gemacht, ja. Das stimmt, ja.«, »Steckt viel Arbeit dahinter, oder? Ich hab's selber nicht so mitgekriegt.«

Seine Welt bleibt letztlich die eines kleinbürgerlichen »zu etwas gekommenen« Facharbeitermilieus, des etablierten und gesicherten exekutiven Kleinbürgertums: Sein künstlerischer Ehrgeiz bezieht sich auf den Ausbau von Haus und Garten, die Sicherung einer kleinbürgerlichen Idylle: selbst gemauerte Torbogen aus Stein, die Liebe zur Natur, aber zur befriedeten und ordentlichen Natur von Nistkästen, Gartenteichen, Rassehunden.

Mit dem eigenen Hund gewinnt Walter Kühn Preise und damit Anerkennung in seinem örtlichen Verein. Interessanterweise handelt es sich dabei um eine Rasse, von der im Internet Folgendes gesagt wird: Der Hund dieser Rasse sei keineswegs, was manchmal fälschlich behauptet würde, ein »langweiliger Hund«, vielmehr: »(...) mit seiner stolzen, würdevollen Haltung ist er eine auffallende Erscheinung in der Hundewelt. Er hat ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein, ist eigenwillig und freiheitsliebend, Dritten gegenüber reserviert bis ablehnend. Er ist wachsam, ohne ein Kläffer zu sein, und ist ausgesprochen reinlich. Seinem Menschen ist er zugetan, ohne sklavische Ergebenheit. Der, der das Sagen im Familienverband hat, wird auch sein Leithund sein.« Er brauche »eine liebevolle, aber konsequente Erziehung«. Er sei »kein Hund für jedermann. Für ungeduldige, hektische, inkonsequente oder despotische Menschen ist er nicht die richtige Wahl.« Das sind Eigenschaften, die fast alle verblüffenderweise im Interviewmaterial als Charakterisierungen von Walter auftauchen. Er ist unbestritten Oberhaupt der Familie, er ist ein Ruhiger, sagt Klara und wir können den Rückblenden im Material entnehmen, dass er in der Tat seine Kinder sehr liebt und sich immer wieder unermüdlich bei den Oberen für sie einsetzte. Aber das Selbstbild der Konsequenz ist sicher eine Voraussetzung für die berichtete Strenge. Natürlich nur zum Besten, wie Hannes betont, und eigentlich mit dem Ziel, die Söhne möchten es einmal zu etwas bringen. So zumindest könnte sein Leitbild sein und möglicherweise ermöglicht es das Tier, den Abglanz einer Ehre zu realisieren, die mit den Söhnen nicht möglich war. Der Hund gewinnt einen Preis.

Für die Konsolidierung bedeutsam war, gerade angesichts der ausgesprochenen Gefährdungen der Ehe, die klare Einsicht, dass sie zusammenhalten müssen. Das erzählen sie einhellig und besonders in Klaras Erzählungen ist eine stehende Wendung die Formel »mein Mann und ich«.

Der Lebensgang der Eltern mündet trotz der Ereignisse im Leben der Söhne in eine mit erheblichen Anstrengungen, Verzichtleistungen und kaum begreifbaren Belastungen erkaufte Konsolidierung einer neuen Klassenlage. Dies betrifft die ökonomische Situation, die berufliche Situation des Vaters, die Wohnsituation, die Situation als Rentner – nämlich sich in einem freundlichen und durchweg nach den Prinzipien des Integrationsmilieus (SCHULZE 2005) oder eines etablierten Kleinbürgertums (BOURDIEU 1987) gestalteten Häuschens mit Bögen und Gartenteich wohlzufühlen. Dazu gehört eine gewisse Form der Respektabilität und der sozialen Anerkennung, für Klara bestimmt wichtig die Therapieszene und für Walter eher die Vereinsmitgliedschaft im Hundeverein.

Das Danach ist verschiedentlich thematisch. Durch die Gespräche zieht sich die Wendung des »wenn wir mal nicht mehr sind« hindurch. Walter richtet sogar im ersten Interview die Frage an den Interviewer, ob die Söhne das Persönliche Budget zurückzahlen müssen, wenn sie, die Eltern, einmal nicht mehr sind und die Söhne erben. Das Erreichte behält einen Makel. Hinter der besorgten Frage mag mitschwingen, dass das Erbe – zumindest was die Söhne betrifft – in gewissem Sinne vertan ist. Klara bringt das in einem anderen Zusammenhang ins Spiel, als geheime Sorge des Mannes. Aber auch sie beschäftigt der Vergleich mit anderen Söhnen und die Frage, was aus Hannes vielleicht hätte werden können, sowie das Gefühl des Schmerzes und der Trauer darüber, was sich nun einmal in ihrer Familie abgespielt hat:

Klara: Wissen Sie, was als Eltern halt schlimm ist, (...) meine Schwester, wo wir uns getroffen haben. Dann hat die erzählt. Ja, jetzt hat mein Patenkind, also ihr Sohn, den Doktor gemacht, und wenn man immer hört so von anderen – ja – wenn man so hört: »Ach Gott, der Thomas, der schafft nebenan und alles ist in Ordnung«, und wir haben jetzt zwei solche, wo – ja, aber es ist – nein, nein, er [Walter] hat das schon gesagt, (...) das tut einem schon weh. (...) Aber man will trotzdem stolz auf sie sein, auf dein Kind – vor allem mein Mann leidet sehr da drunter. Wenn

man dann immer so angeguckt wird, so manchmal, manchmal schon ein bisschen, wissen Sie, man fühlt sich selber ein bisschen – es tut einem weh, wissen Sie. Der Hannes hat das Zeug dazu gehabt.

*

Die biografischen Prozessesstrukturen der beiden Söhne könnten nicht in einem größeren Widerspruch zu der Zeitstruktur der Beharrlichkeit des elterlichen Aufstiegswegs stehen. Das betrifft zunächst die *Bewegungsrichtung*: Die Eltern vollziehen einen Aufstieg, die Söhne landen in einer extremen sozialen Randlage. Sie sind »ganz unten«, »draußen«, »zurückgezogen«, sagt Hannes. Das betrifft aber auch den *Bewegungsmodus*: Während die Eltern zumindest ihren sozioökonomischen Status in einer beharrlichen, über Jahrzehnte andauernden gleichförmigen Anstrengung sukzessive verbessern, vollzieht sich die Bewegung der Söhne nach unten mit einer dramatischen Rasanz, und zwar über eine Reihe von nicht reversiblen, treppenförmigen Abstürzen, die sich in Ereignissen von einschneidender und im Gedächtnis der Familienangehörigen haftender Dramatik niederschlagen und die in beiden Fällen einen extremen Kulminationspunkt haben. Im Fall von Bill ist es die Ereigniskette: Alkohol – Kündigung im Betrieb – Wiederanfang und neues Scheitern – Therapie – Abbruch der Therapie – Bedrohung des Vaters, die in dem Extremereignis der Gewalttat und der sich anschließenden Verhaftung kulminiert. Im Fall von Hannes ist der Kulminationspunkt das von ihm sehr dramatisch erlebte Erstaufreten der Stimmen und die sich anschließende Psychiatrisierung. Vorausgegangen war eine Ereigniskette etwa: Drogen – Verfolgungsjagd – Rauschmiss aus dem Zivildienst – Obdachlosigkeit. Dabei überrascht sowohl die zeitliche Parallelität der Absturzbewegung als auch die annähernde zeitliche Korrespondenz der Kulminationspunkte. Die Stimmen von Hannes treten zumindest zeitlich im Gefolge der Inhaftierung des Bruders auf. Beide Male nimmt die Bewegung ihren Anfang in der Adoleszenz. Beide Male tritt sie im selben Kontext in Erscheinung, nämlich in »der Firma«, beide Male sind Drogen und eine wachsende Abhängigkeit im Spiel.

Dennoch gibt es ins Auge stechende Unterschiede zwischen den Brüdern. Sie lassen sich an den unterschiedlichen (jugendkulturellen) Habitus von Hannes und Bill festmachen. Bills Lebensgewohnheiten entsprechen eher einer Orientierung an einer Arbeiter(jugend)subkultur: Bodybuilding und Hanteltraining, Motorrad, Alkohol, wenig Ehrgeiz und Strebsamkeit. Er versüuft nach eigener Formulierung »Zigtausende von Mark«. Auf seine 1000er-Honda ist er selbst 20 Jahre später noch sehr stolz. Im Vergleich mit einem Modell in seiner Schrankwand sei diese »noch schöner gewesen«, habe »noch zwei Zylinder mehr gehabt«, sei »abgegangen wie ein Formel-1-Auto von null auf 200 ungefähr acht Sekunden. In acht Sekunden war ich auf 200!«. »Wenn man halt angeben wollte, dann hat man auch mal in acht Sekunden auf 200«, sagt er an anderer Stelle. Unklar ist, wie er das Motorrad finanziert hat und ob dabei alles mit rechten Dingen zugegangen ist. Auf die Frage, ob er die Maschine von seinen Eltern finanziert bekommen habe, sagt er:

»Nein, das hätte ich niemals gekriegt. Drum hab ich das heimlich gemacht. (...) Das stand plötzlich in der Garage. Ich hab das schon gekauft, aber ich hab meinen Eltern nichts gesagt, ich hab's einfach in die Garage gestellt (...). Kommt mein Vater rein und sagt: ›Was hast denn da in der Garage?‹ Sag ich: ›Das is meins.«

Der Vater bestätigt das.¹²

Bill macht in dieser Zeit auch Kraftsport. »Wenn man so eine schwere Maschine fährt, muss man schon Kraft haben.« Er kann einerseits immer mit dem Rückhalt der Eltern rechnen – beispielsweise hilft ihm sein Vater, als ein betrunkenen Freund ihm sein Motorrad entwendet –, auf der anderen Seite hat er Kontakte zu Leuten, die er selbst als Schlägertypen charakterisiert. Er orientiert sich tendenziell an einem Biker- und Rockermilieu, also – folgt man Paul WILLIS (1981) – an einer Form

12 Walter: Das (Motorrad anschaffen) wollten wir nicht. Dann haben wir uns durchgerungen und ham gesagt, okay, dann hast du sie halt jetzt, weil er's ja gekauft hat (...). Und dann kam das Problem, dann hat er sie nimmer gepflegt. Weil wenn man so eine Maschine nimmer pflegt, dann kann man's vergessen.

Klara: Und nachher andere fahren lassen, die besoffen waren, dann war die Polizei da.

Walter: Dann merkst ja, dass kein Interesse, dass dass kein Interesse da.

Bill: Nein, ich hab sie oft genug geputzt.

der Jugendsubkultur mit Stilelementen, die eher einer proletarisch geprägten Stammkultur entsprechen: Machismo, Motorrad, Bravade. Auch sein Absturz beinhaltet entsprechende aktive, extrovertierte Formen abweichenden Verhaltens: Alkoholismus, Aggressivität, Sex, Gewalttätigkeit spielen dabei die zentrale Rolle.

Hannes dagegen tendiert eher zum entgegengesetzten Subkulturtyp des »Freaks«. Möglicherweise hätte er sich ein Jahrzehnt vorher einer Hippie-Subkultur angeschlossen, also einer – wenn man wiederum Willis und der Analyse des Birminghamer Center of Cultural Studies folgen will – Form der alternativen Jugendsubkultur, deren Stilelemente noch in ihren Protestformen eine eher bürgerliche (vielleicht auch kleinbürgerliche) Stammkultur verraten. Sein Absturz hat Züge des Aussteigertums. Das beginnt bereits mit der Wahl der Drogen, er wählt eine damals eher intellektuelle Form des Drogenmissbrauchs: Cannabis, später LSD. Er macht Zivildienst; vom Straßenleben schwärmt Hannes heute noch und er versteht darunter auch, mit einer Gitarre loszuziehen und sein Geld mit Singen auf der Straße zu verdienen. Der Inhaftierung von Bill und seinem damit in Zusammenhang stehenden Abgleiten in eine Form der apathischen Resignation steht die, wie Psychiater sagen, »Produktivität« der Ausformung der Schizophrenie Hannes' gegenüber. Ihm hat man schon immer in der Familie ein kreatives Talent zugeschrieben, er konnte im Gegensatz zu Bill Geschichten erzählen und war sehr gut im Aufsatz, wenngleich nicht in der Rechtschreibung.

Es ist fast so, als ob Hannes und Bill in ihrem Habitus eine Interpretation der beiden klassischen jugendkulturellen Kontrasttypen von Rockern und Hippies, von Bikern und Freaks vollziehen. Dazu passt, dass sie sich auch sozial wirklich im Spannungsfeld einer proletarischen einerseits bzw. einer eher (klein-)bürgerlichen Stammkultur andererseits bewegen. Dieses Spannungsfeld ist zugleich der soziale Raum, in dem sich der soziale Aufstieg der Eltern vollzieht – Bill bewegt sich im subkulturellen Kontext des Herkunftsmilieus, Hannes dagegen im subkulturellen Kontext des Zielmilieus.

Biografischer Knoten

Knoten- und zugleich Ausgangspunkt der gegenläufigen biografischen Bewegungen innerhalb der Familie, der unterschiedlichen Verlaufskurven (CORBIN/STRAUSS 2004; SCHÜTZE 2006) der Eltern und der Söhne, ist ohne Zweifel die Übergangsphase zwischen Schule und Beruf der beiden Brüder. Dieser Zeitraum ist in zweierlei Hinsicht entscheidend und hier konvergieren die sozialen, biografischen und medizinischen Gesichtspunkte.

Die biografische Bewegung, die für die Eltern im Vordergrund steht, ist eine Verlaufskurve des sozialen Sich-Etablierens, eines – insbesondere bezogen auf die Herkunft von Walter – mit Verzichtleistungen und Kraftanstrengungen vollzogenen gesellschaftlichen Aufstiegs: Hausbau und dessen Finanzierung, Weiterbildung zum Techniker, innerbetrieblicher Aufstieg. Damit sind als solche eine Reihe von biografischen, sozialen und ökonomischen Belastungen definiert. Für die Eltern bemisst sich der Wert des Aufstiegs an der Frage, ob die Kinder »mitkommen«. Das ist nicht nur generell ein Teil des kleinbürgerlichen Lebensentwurfs, er lässt sich auch in diesem Fall nachweisen: in der Wahl der Schule, in den Aspirationen, die den Kindern entgegenreten, und schließlich auch in der Resignation Walters über das hinterlassene unnütze Erbe. Es scheint, dass weder Walter noch Klara (wenngleich möglicherweise aus verschiedenen Gründen) diese Frage aus der Hand geben wollen.

Sie lassen in der Phase des Übergangs in den Beruf nicht zugleich die eigentlich erwartbare Ablösung von der Familie zu. Vielmehr hält die Familie ihre Kontrolle aufrecht, objektiv aufrecht über die Ansiedlung des Berufseinstiegs der Söhne in der Firma. Zugleich vergrößern sich aber damit die Belastungen – denn das Ansehen des Vaters steht unmittelbar mit auf dem Spiel, bleibt durch die Zeugen des Aufstiegs, die Kollegen und Vorgesetzten im Betrieb, kontrollierbar. Sie vergrößern die Belastungen aber auch für die Jungen, in Form eines Erwartungsdrucks. Wie die »Buben« sich machen, ist sozusagen betriebsöffentlich und könnte auf ihn zurückfallen. »Das sind doch die Jungs von Walter Kühn, dessen Vater hier auch schon gearbeitet hat!« Machen sich die Söhne gut, dann sind die Familientradition und der Aufstieg des Vaters im Betrieb auch von den Söhnen vollzogen.

Auch für die Mutter scheinen sich in dieser Zeit Belastungen verdichtet zu haben, ganz körperlich, wenn wir Hannes' Deutungen Glauben schenken dürfen – sie hat Schmerzen (und Schmerzen und die Übertragung von Schmerzen gehören dann später auch zu den Belastungen von Hannes, die von den Stimmen ausgehen). Die Schüchternheit, die die Eltern aus der Kindheit und Jugend Bills berichten, spiegelt möglicherweise ein wesentliches Element des kleinbürgerlichen Lebensgefühls, die Ausgeliefertheit an den Blick der anderen. Ihr entkommt er, wie die Mutter erzählt, auch durch den Alkohol. Zugleich ist Bills Tendenz schon damals rückwärts gerichtet, er scheint zu den Wurzeln zurückzutendieren, den Facharbeiter, während der Einstieg in den Betrieb für Hannes – wie beim Vater – offenbar nur Durchgangsstation sein sollte.

Für beide wird diese Phase ein Absturz ins sozial Bodenlose. Offenbar kollabieren die Belastungen für alle Beteiligten und erzeugen eine Dynamik im Verein mit den Drogen – möglicherweise einer sich in diesem Drogenkonsum ankündigenden Krankheit, die die Verlaufskurve der Söhne in jedem Sinne nach unten drückt: sozialer Absturz bis zu Deklassierung, die Handlungsmöglichkeiten gehen gegen null, der Gesundheitszustand wird dramatisch schlecht.

Für die Eltern ist diese biografische Knotenphase entscheidend, weil mit der Frage, wie die »Buben« sich in der Lehre machen, auch eine Bewährungsprobe der sozialisatorischen Tragfähigkeit der Familie verknüpft ist, und sie ist auch mit der Frage der beruflichen Bewährung von Walter und der Glaubwürdigkeit seines sozialen Aufstiegs verknüpft.

Zugleich ist die Ausbildung, der Eintritt in die Welt der Arbeit für die Söhne eine wichtige psychosoziale Phase. Hier vollzieht sich wesentlich die soziale und emotionale Ablösung von den Eltern, von der Vorgängergeneration, und hier bahnt sich zugleich die Ablösung der Generation der Eltern (KING 2004, S. 53) und damit das eigene Erwachsenwerden an, auch im Hinblick auf sozioökonomische Selbstständigkeit. Die Aufnahme einer Ausbildung könnte also den Beginn einer Verselbstständigung und Ablösung vom Elternhaus, zugleich aber auch die ökonomische Entlastung der Familie beinhalten, eine geringere Präsenz der Jugendlichen im Leben der Eltern und der Eltern im Leben der Jugendlichen. Durch den Umstand, dass die Söhne in

den Betrieb des Vaters und damit sowohl dessen berufsbiografischen Fußstapfen folgen als auch in dessen Berufsfeld eintreten, vollzieht sich aber in unserem Fall zunächst einmal das Gegenteil. Die Präsenz der Söhne im Leben des Vaters und die Präsenz des Vaters im Leben der Söhne wird intensiviert und führt offensichtlich zu einer erheblichen wechselseitigen Belastung und emotionalen Verstrickung.

Für den Vater, aufstiegsbedingt ohnehin empfindlich gegenüber den Blicken der anderen im Betrieb, der Kollegen unten wie oben, mag in verstärkter Weise der eigene Ruf auf dem Spiel stehen und sich mit der Sorge über die Entwicklung seiner Söhne vermischen. Das wiederum kann ein Kontrollbedürfnis begründen, zu einem rigiden und gesteigerten Zugriff auf das Leben der Söhne führen. Eine Lebensphase, die normalerweise eine sukzessive Autonomisierung und Ablösung ermöglicht, führt im Ergebnis jedenfalls ins Gegenteil, eine immer mehr zunehmende familiäre Verstrickung. Das steigert sich in dem Maße, wie die Söhne auffällig werden, sich nicht an das Muster der Strebsamkeit halten, vielleicht die einzige Form der Revolte, die ihnen offensteht. Der Vater sei, so Hannes, »total streng« gewesen und habe versucht, jede als unpassend empfundene Äußerung der Söhne zu unterdrücken (»In Ruhe lassen und nix mehr sagen.«). Er charakterisiert die Entwicklung als eine Art Eskalation dieses Kontrollbedürfnisses, das notwendig ins Gegenteil führen musste: »Weil er gemeint hat, das funktioniert, hat's halt nicht funktioniert.«

Hannes deutet eigene Belastungserfahrungen schon im Zusammenhang mit dem Schulabschluss an, wenn er den Beginn des Cannabiskonsums in einen Zusammenhang mit den Prüfungen rückt: »Da hab ich schon angefangen, wo ich die Prüfung gemacht hab, da hab ich schon gekiff't und so.« Im folgenden Zitat schildert Hannes die gesamte Zeit um den Beginn der 1980er-Jahre als eine Dynamik, in der sich die Krankheit der Mutter, die Unachtsamkeit der Söhne, die fast hilflos dargestellte Strenge des Vaters sowie die Drogen verknüpfen und wechselseitig eskalieren. Unüberhörbar ist die Beschäftigung mit der Frage der eigenen Verantwortung und Schuld, aber auch die emotionale Verstrickung (»Fesseln«, »Hass«) und hohe Ambivalenz:

Hannes: Meine Mutter hat früher Schmerzen gehabt und so – und die Wirbel sind ihr dauernd rausgesprungen und wir haben da halt gar nicht geachtet, ne. Und dann ist es halt so gekommen, dass unser Vater

dann total streng war und da in Ruhe lassen und nix mehr sagen und gar nix mehr, gell. Und ja, mein Vater – jetzt denk ich, der hat alles richtig gemacht und okay, der wollte uns vor den Drogen behüten, aber hat deswegen, weil er gemeint hat, das funktioniert, hat's halt nicht funktioniert, ne (...) Ja, da waren wir selber schuld, ne. Jetzt seh ich ganz klar, okay, da bist du eigentlich selber schuld, dass du in die Fesseln geraten bist. (...) Das ist dann praktisch so gewesen, dass wir unseren Vater wirklich auch gehasst haben und so und ja, da habe – 's hat einen Haufen Streitereien gegeben und so. Jetzt sehe ich, er hat vollkommen recht gehabt mit dem (?), aber man hat's halt erst gemerkt, wo's eben zu spät war. Und jetzt hab ich halt die Krankheit, ne.

Der letzte Satz lässt die Schilderung der emotionalen Belastungen dieser Zeit in eine ausdrückliche Krankheitstheorie von Hannes übergehen. Die Krankheit wird von Hannes letztlich als Ergebnis dieser familiären Verstrickung und der in die Drogen geschildert (er sei »in die Fesseln geraten«). Versucht man die in der Anamnese enthaltenen Daten in ihrer Verlaufsbedeutung zu interpretieren, könnte man in der Tat zu dem Schluss kommen, dass die wichtigen phasenspezifischen biografischen Anforderungen eines Eintritts in das Arbeitsleben, einer Ablösung von der Herkunftsfamilie und damit die Realisierung entscheidender Aspekte der Erwachsenenrolle insgesamt nicht bewältigt werden konnten. Der Verstrickungscharakter gewinnt insofern an Brisanz, als der Eintritt ins Berufsleben mit einer eher größeren Kontrolle durch die Herkunftsfamilie verknüpft ist.

Hannes siedelt jedenfalls den Entstehungszusammenhang seiner Krankheit in der auch aus der Außenperspektive auffälligen Phase der familiären Auseinandersetzungen im zeitlichen Umfeld der Lehre an. Man kann mit ihm und auch den Eltern, die das ja ähnlich sehen, davon ausgehen, dass spätestens mit dem Verlassen der Schule eine Dynamik von sich wechselseitig hochschaukelnden Belastungserfahrungen auf die durch das Aufstiegs geschehen ohnehin belastete Familie hereinbricht. Hannes trägt dabei ebenso zu der Belastung bei, wie er von ihr betroffen ist. Ihren Höhepunkt erfährt diese Spirale in der Verhaftung von Bill und der wohl genau in diesem zeitlichen Umfeld einsetzenden akuten Erkrankungsphase bei Hannes.

Wenn diese Darstellung zutrifft, hätte man in fast lehrbuchartiger Weise eine Konkretisierung des Vulnerabilitäts-Stress-Modells von

Schizophrenie. Die Belastungen, die Stressfaktoren, die letztlich zu einer Auslösung der Erkrankung geführt hätten, sind kumulativ. Sie wären einerseits Ausdruck eines Dauerstresszustands und zugleich einer Strukturschwäche des Familiensystems. Fast alle der von TIENARI u. a. (2004) genannten Problemdimensionen der Familieninteraktion sind selbst in den heutigen Interaktionen der Familie lokalisierbar und zumindest in den Erzählungen der Familienmitglieder auch für die Krisenzeit identifizierbar. Die Strukturschwächen und die daraus resultierende strukturelle Überlastung des Familiensystems sind als solche ein Belastungsfaktor für Hannes' psychosoziale Befindlichkeit. Hinzu kommen die lebensphasenspezifischen Belastungen bzw. Entwicklungsaufgaben des Schulabschlusses, der Ablösung von den Eltern und der Berufsfindung, für die unter diesen Vorzeichen aber weder die Familie noch Hannes selbst angemessene Handlungsressourcen zur Verfügung haben. Die Eltern können je auf ihre Weise nicht loslassen, sind selbst belastet und benötigen einerseits Solidarität, andererseits konfrontieren sie die Söhne im Hinblick auf das Aufstiegs geschehen mit hohen Erwartungen und dem Wunsch, deren Einhaltung zu kontrollieren, die Söhne bleiben offensichtlich sehr ambivalent an die Familie gebunden. Der Rückgriff auf Alkohol und Drogen und die Flucht in eine entsprechende Subkultur mögen eine Reaktion auf diese Anforderungsdynamik sein. Hannes selbst bringt den Cannabiskonsum mit den Abschlussprüfungen in der Schule in Verbindung, vielleicht liegt in der Tat eine Art Selbstmedikamentierung als Reaktion auf eine einsetzende Prodromalsymptomatik der Erkrankung vor. Es handelt sich aber letztendlich um eine missglückte Bewältigungsstrategie. Der Drogen- bzw. Alkoholkonsum selbst wird zum Auslöser einer sich zuspitzenden biografischen Krisendynamik und katalysiert möglicherweise auch in medizinisch-biologischer Hinsicht die Erkrankung. Damit werden die Belastungsmomente nur nochmals biografisch verstärkt. Diese strukturelle Dynamik findet ihren extremen Ausdruck dann in den Ereignissen um die Gewalttat von Bill und könnte in dieser Zuspitzung endgültig eine Manifestation einer psychotischen Symptomatik ausgelöst haben. Wohlgemerkt: Das ist eine hypothetische Darstellung. Sie ist letztlich nicht beweisbar, sie hat aber eine Reihe von Plausibilitäten für sich. Sie ist vereinbar mit dem Vulnerabilitätsmodell der Schizophrenie, auch und vor allem in

der Variante einer Expressed-Emotion-Family-Theorie – dabei kann durchaus offenbleiben, welchen Anteil Disposition und welchen die biografische Dynamik hat. Sie ist plausibel im Hinblick auf die in der biografischen Anamnese zum Ausdruck kommenden zeitlichen Dynamik und Ereignisfolge bzw. -parallelität. Und sie ist plausibel (das werde ich im folgenden Teil noch eingehend zeigen) im Hinblick auf die expliziten und impliziten Sinndeutungen und Sinnstrukturen der Interaktion der Familie und der biografischen Selbstdeutung von Hannes Kühn.

Weder Hannes noch Bill vollziehen den Bruch mit ihrer Herkunftsfamilie, noch brechen die Eltern mit ihren Söhnen etwa im Sinne eines »Wir haben keine Söhne mehr«. Vielmehr begeben sich die Söhne – Bill nach Absolvieren der sechsjährigen Haft und Hannes nach einer vierjährigen Drehtürkarriere in der Psychiatrie – wie immer notgedrungen in den Schutz der Herkunftsfamilie zurück und werden dort mit offenen Armen empfangen. Es sind die Eltern, die beiden eine Wohnung zur Verfügung stellen, die die Vermögensbetreuung von Bill und das Therapiemanagement für Hannes übernehmen. Der Vater setzt sich bei den Oberen wiederum für Hannes ein und immerhin wird er für einige Jahre wieder in die Firma integriert. Die Eltern dirigieren letztlich bis zur Gegenwart den Alltag der beiden Söhne, auch gegen den Widerstand des mitbetreuenden sozialpsychiatrischen Dienstes. Zum Teil verfallen die erwachsenen Männer dabei in die Position von Jugendlichen, die man in der Freizeit beschäftigen muss, damit sie nichts Schlimmeres anrichten. Das ist aus der Geschichte der Krankheit heraus verständlich, dennoch nimmt diese Form des Schutzverhaltens (protection) den erwachsenen Männern gegenüber Formen an, die man schon bei Jungen in der Pubertät als »overprotection« werten würde.

*

Ein kleiner Rückblick auf die bisherige Analyse: Wir haben in einem ersten Zugang versucht, Hannes' soziale Positionierung in der Gegenwart der Interaktionen mit seinen Eltern zu analysieren, und dabei sind wir auf Deutungen und kommunikative Funktionen dessen gekommen, was wir als seine Krankheit bezeichnen: den Umstand

nämlich, dass er daneben auch in einer sozialen Welt der Stimmen lebt, die sich auf eine sehr komplexe Weise mit seiner Lebenswelt im Alltag in Verbindung setzt.

Ich habe in einem zweiten Schritt versucht, dieser auf die Gegenwart bezogenen (synchronen) Interaktionsanalyse die Dimension einer biografischen (diachronen) Analyse hinzuzufügen, also herauszufinden, welcher »Lebensweg« zu der Situation und Positionierung in der Gegenwart hingeführt hat. Damit verbunden war eine eingehende Analyse der Ressourcen der (Herkunfts-)Familie von Hannes und ihrer Sozialgeschichte, einschließlich der biografischen Ressourcen von Hannes sowie der Verlaufsstrukturen von Hannes' Lebenslauf. Dabei zeichnete sich bereits eine erste biografische Deutung der Krankheitsgeschichte im Bezugsrahmen eines familiensoziologisch akzentuierten Vulnerabilitäts-Stress-Modells ab. Bestimmte Motive der Interaktionsanalyse, beispielsweise der auffallende Verstrickungscharakter der familiären Beziehungen, lassen sich auch in der Verlaufsstruktur der Biografie wieder auffinden.

Bei alledem kamen immer bereits die biografischen Deutungen von Hannes und seiner Familie selbst ins Spiel, denn alles Material, über das ich verfüge, verdanke ich letztlich den Darstellungen und Erzählungen der Familie. Dennoch habe ich versucht, in der Biografieanalyse die im Material vorfindlichen Perspektivenvielfalt sozusagen zur Konstruktion einer Außenperspektive zu verwenden, und damit insbesondere auch versucht, einen Blick auf die (vermutlich) objektiven Ereignisabläufe zu erhalten.

In einem dritten und letzten Schritt ins Material möchte ich nun den Schwerpunkt auf eine Analyse der spezifischen biografischen Perspektive von Hannes Kühn legen. Ich möchte versuchen, die gewonnenen Einsichten in die Positionierung Hannes' innerhalb der Familie, die biografischen Hintergründe und Verlaufsstrukturen mit einer Analyse seiner expliziten und impliziten Selbstdeutungen seines Lebens und seiner Behinderung in Beziehung zu setzen. Dabei wird es insbesondere auch darum gehen, welche Folgerungen sich daraus für Hannes' Lebenseinstellung und Lebensführung in der Gegenwart und für seinen biografischen Entwurf für die Zukunft ergeben und welche Rolle dabei die neu hinzugewonnene Ressource »Persönliches Budget« spielt.

Hannes Kühn: Biografische Perspektiven

Die Welt der Stimmen und die Welt des Alltags: Positionen, Deutungen, Analogien

Bereits in der Analyse der Interaktionen von Hannes Kühn und seiner Familie hatte sich herausgestellt, dass Hannes Erzählungen und Hinweise zu seinen Stimmen und deren Äußerungen als Medium benützt. Die von Hannes berichteten Interventionen der Stimmen bringen immer wieder in mal mehr, mal weniger offenkundiger Weise Deutungen der Situation zum Ausdruck und gewinnen bestimmte Funktionen in der Alltagskommunikation. Die Stimmen (für uns: die Krankheit) und die damit verbundenen Erfahrungen und Beeinträchtigungen sind ein wesentlicher Lebensinhalt von Hannes. Sie haben seine Biografie und seinen Lebenslauf in der Vergangenheit bestimmt. Welche Zukunft Hannes haben wird, ob er ein »gutes Leben« haben wird oder nicht, ist wesentlich davon abhängig, ob er – wie der Vater sagt – mit den Stimmen leben kann, in Hannes' Variante: ob er sie wird *überleben* können. Es ist deshalb naheliegend anzunehmen, dass bei Hannes das, was ich »soziobiografische Perspektive« genannt habe, aufs Engste verknüpft ist mit dem, was Psychiater sein Wahnsystem nennen würden.

Es wird deshalb zunächst nochmals um eine differenzierte Vergegenwärtigung der Struktur von Hannes' Stimmen gehen, so wie sie sich aus dem Gesamtmaterial aus einer Vielzahl von Einzeläußerungen, aber auch längeren Erzählungen und Überlegungen erschließt. Diese Rekonstruktion muss sich über die Sequenzen der Texte hinwegsetzen, weil Hannes die Welt der Stimmen an ganz verschiedenen Stellen im Material und auf ganz verschiedene Weise ins Spiel bringt. Es gibt Stellen, wie die bereits interpretierte aus dem Erstgespräch, die den Charakter längerer narrativer Einschübe haben, und solche, in denen ganz nebenbei in Form schwer verständlicher Assoziationen auf die Stimmen Bezug genommen wird. Ich habe deshalb Kategorien gebildet und mithilfe des PC-Programms MAXQDA den gesamten Korpus erschlossen und versucht, diese Bezugnahmen zu ordnen. Ich werde zunächst die verschiedenen Stimmen und ihre Beziehungen selbst darstellen und dann jeweils versuchen, Bezüge zum Interviewmaterial und zu der biografischen Anamnese herzustellen.

Zuvor ein kurzer Überblick. Es ist vielleicht hilfreich, nochmals daran zu erinnern, dass die Welt, in der die Stimmen wirksam sind und an der Hannes teilnimmt, wie im Comic, im Märchen, im Mythos strikt in »Gut« und »Böse« unterteilt ist. Ambivalenzen, Zwischenformen gibt es – ganz im Gegensatz zur realen Interaktion von Hannes und seiner Familie – nicht. Insgesamt lassen sich in Hannes' Erwähnungen und Erzählungen von den Stimmen bzw. aus der Welt dieser Stimmen folgende Positionen unterscheiden:

- auf der Seite der Bösen: der Tyrann sowie eine unbestimmte Anzahl weiterer Stimmen, die er »die Gemeinen« nennt,
- auf der Seite der Guten: der Schöpfer, der allerdings keine Stimme ist/hat, sondern mit dem Hannes nur über Zeichen kommuniziert, sowie die weiblichen Stimmen, die Hannes »die Mädels« nennt.

Es fällt zunächst auf, dass es auf beiden Seiten eine dominante Einzelposition gibt (Tyrann und Schöpfer) sowie jeweils eine Position, die sich aus mehreren Personen zusammensetzt und die der dominanten Position als eine Art Gefolgschaft zugeordnet ist: die Gemeinen und die Mädels. Die vier Positionen spannen sozusagen einen zweidimensionalen Merkmalsraum auf, der durch die Gegensätze gut/böse sowie eine Dimension von Führung/Gefolgschaft gekennzeichnet ist.

Diese Dimension von Führung/Gefolgschaft mag soziologisch beschlagene Leserinnen und Leser an die Kleingruppentheorie des amerikanischen Soziologen Talcott Parsons erinnern, die dieser dann auch auf sein Strukturmodell der Familie angewendet hat (PARSONS 2002). Jede Kleingruppe und Familie zeichnet sich demnach durch zwei Differenzierungslinien aus, nämlich die von Führung/Gefolgschaft und die Dimension instrumentell/expressiv. Darunter versteht Parsons das zielorientierte, nach außen gerichtete Handeln vs. das auf den Ausdruck von Gefühlen und die Erhaltung der Gruppenintegration nach innen gerichtete Handeln. Diese zweite Dimension entfällt hier – denn, wie noch zu zeigen sein wird, kennt Hannes' Welt der Stimmen gar kein »Außen«, sie hat keine Umwelt. Insofern erübrigt sich eine Differenzierung instrumentell/expressiv. An ihre Stelle tritt die moralische Dimension von gut/böse.

Schon bei der Analyse der Interaktionen wurde deutlich, dass es – freilich im eingeschränkten und uneindeutigen Sinne eines Kippbilds – immer wieder zu Sinnensprechungen zwischen der Welt der Stimmen

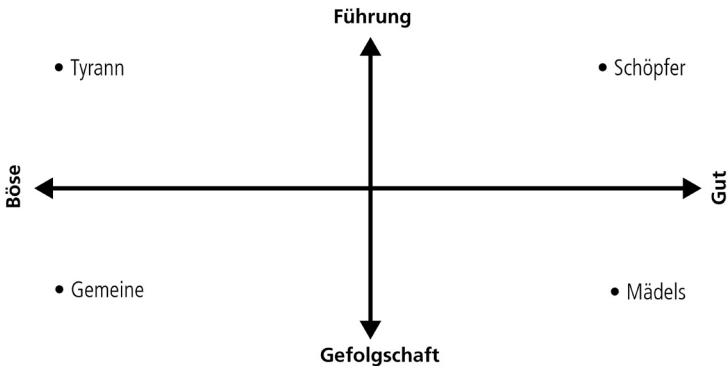


Abbildung 5: Übersicht über die Positionen der Stimmen von Hannes

und der Alltagswelt der Familie kommt. Dieser Eindruck verdichtet sich, wenn man das gesamte Material und die im vorherigen Kapitel vorgestellte biografische Vorgeschichte von Hannes und seiner Familie hinzuzieht. Immer wieder kommt es zu sinnhaften Querverbindungen zwischen der Interaktionslogik in der Familie, die sich uns aus der Beobachtung seiner Interaktionen mit Mutter und Vater erschließt, sowie den impliziten und expliziten Deutungsmustern, die in den Erzählungen der verschiedenen Beteiligten enthalten sind. Diesen Zusammenhängen gilt im Folgenden nochmals unsere Aufmerksamkeit. Es wird sich herausstellen, dass die Herausarbeitung dieser Zusammenhänge entscheidend zum Verständnis dessen beiträgt, was ich in Teil I soziobiografische Perspektive genannt habe. Im Folgenden wird das Ergebnis dieser Analysen dargestellt. Ich versuche dabei jeweils – unter Rückgriff auf einschlägige Passagen des Interviewmaterials – eine Beschreibung der Positionen, der eine Darstellung der Analogien folgt.

Die Seite des Bösen

Der Tyrann und die Gemeinen

Der Tyrann ist die erste Stimme, die Hannes in seiner ersten großen Stimmenerzählung im Kontext seiner Erläuterung der I-Ging-Zeichen erwähnt. Dabei knüpft er an die I-Ging-Stelle über die Gefangennahme von König Wen an, hinter der eben ein Tyrann steckt. Der Tyrann scheint eine Art Schlüsselposition einzunehmen und über die anderen bösen Stimmen (die Gemeinen) zu herrschen. Ihn erfährt Hannes als seinen direkten Widersacher. Dabei wechselt die Zuschreibung von Aktivitäten. Mal gewinnt der Tyrann apokalyptische und absolut böse, mal wieder fast triviale Züge. Der Tyrann hat es offenbar darauf abgesehen, ihn, Hannes, zu versklaven, gefangen zu setzen, ihn einzusperren, zu tyrannisieren. Andere Ausdrücke, die in diesem Zusammenhang fallen, sind: fertig machen, zum Selbstmord bewegen, umbringen lassen, Gewalt antun. Allerdings gewinnt das Wort »tyrannisieren« gelegentlich eher triviale Züge, etwa in dem Sinne, wie Kindern oder auch Eltern im Alltag sagen: »Ihr tyrannisiert mich in letzter Zeit mit xy ...«, beispielsweise wenn Hannes davon spricht, dass ihn der Tyrann »hin und her scheuchen« würde. Einmal sagt er – im Widerspruch zu anderen Äußerungen: »Das is also kein Teufel oder kein – sondern is wirklich 'n Mensch, na, der halt finstere Absichten hat.«

Der Tyrann bedient sich der sogenannten Gemeinen, die auf seiner Seite stehen. Sie werden als böse, aber einfach strukturierte, dennoch gefährliche Helfershelfer geschildert. Sie befinden sich im Krieg gegen die Edlen, die sie kaputt machen, unterhöheln, unterlöchern und letztlich töten wollen. Das verbindet sich mit einem wichtigen Aspekt von Hannes' Krankheitstheorie:

Hannes: Es sind da diese finsternen Leute – also durch das I Ging weiß ich auch, wie das funktioniert: Das sind die gemeinen Leute, die die edlen Leute kaputt machen, also, da gibt's auch 'n ganz hartes Zeichen, die die Zersplitterung. Das is da oben [zeigt auf die Wand des Wohnzimmers, an der er das Zeichen unter anderen aufgehängt hat]. Und das is praktisch wie Krankheit und Gesundheit. Zersplitterung is Krankheit. Diese Krankheit entsteht halt, weil die gemeinen Leute

(...) sich an einem Edlen öh, gegen den – Schaden und so weiter, den unterhöhlen, unterlöchern und so weiter. Da können die edlen Leute bloß abwarten, bis dieser Zeitumstand vorbei is, ne.

Auch die Figur der Gemeinen und viele ihrer Attribute entnimmt Hannes dem I Ging, und zwar den Erklärungen zu dem hier von ihm erwähnten Zeichen »Die Zersplitterung«. Dort heißt es zum Beispiel: »Das Gemeine, Dunkle bekämpft das Edle, Starke nicht direkt, sondern höhlt es durch unmerkliche Wirkung allmählich aus, sodass es schließlich zusammenbricht.« (WILHELM 1924, S. 117)

An mehreren Stellen wird von den Gemeinen gesagt, dass sie sich in einem Krieg mit ihm, Hannes, aber auch mit nicht näher bestimmten anderen Guten bzw. Edlen befinden. Sie verhalten sich, diesen Ausdruck verwendet Hannes wörtlich, wie im Wilden Westen. Damit meint Hannes ihre Gewaltbereitschaft und den Umstand, dass sie sich einfach nehmen, was sie wollen. Das bezieht sich vorzugsweise auf »Frauen«. Sie wollen Herrschaft über Frauen ausüben, sie »in einem Harem halten«, sie wollen sie »ficken« bzw. »vergewaltigen«. Auch ansonsten sind diese Gemeinen von einem überwiegend konsumatorischen Habitus geprägt. Sie denken, wie Hannes sagt, immer nur an »fressen, ficken, saufen« und stehen damit in vollständigem Gegensatz zu dem Bestreben der Edlen nach Selbstvervollkommnung und Weisheit. Sie sind primitiv, dumm, triebhaft, gewalttätig und sie trinken viel.

Hannes: Die Stimmen also, die im Krieg, die meinen, sie müssten mich töten und das wär normal und so, gell, jeder Mann müsste töten wie im Wilden Westen und so. Schlimm, schlimm, also. Also, die ham keine andere Wahl ne. [sehr abgesetzt:] Die – ham – keine – andere – Wahl. Die können nicht mit mir leben, denn ich steh ihnen im Weg, ne, die öh – ich steh im Weg, dass sie da mordsmäßig Frauen da gewinnen können. Also, ’n richtigen Harem aufmachen wollen, gell, also so denken die. Also, ganz, ganz niedrige Beweggründe – Macht, Macht.

Interviewer: Das wollte ich gerade sagen, sind die nicht auch ’n bisschen einfach strukturiert?

Hannes: Jaja, Gemeine also, so denket sie halt: fressen, ficken und saufen, ne. Dann ist das Leben [unverständlich] – nur das Leben verschwenden. Das is der Sinn von Leben, ne. Dass aber jeder mal stirbt und dann öh vorm Schöpfer steht und der Schöpfer dann fragt: »So,

was hast du Gutes gemacht in deinem Leben?«, ne, und die vorweisen:
 »Ich hab zwei, drei Leute umgebracht, in Selbstmord getrieben, weil
 ich gedacht hab, das wäre normal.«

Sehr oft spricht Hannes über die Aktivitäten der bösen Stimmen, ohne eindeutig zwischen Tyrann und Gemeinen zu unterscheiden. Diese Aktivitäten bestehen in der Gefangennahme, im Tyrannisieren, darin, dass diese Stimmen Krieg führen (gegen Hannes, manchmal aber auch potenziell gegen die ganze Welt) oder einen Krieg lostreten wollen, sie wollen andere umbringen. Auf welche Weise sie das genau machen, bleibt unklar. Es gibt vor allem zwei sehr deutlich beschriebene Handlungsweisen der bösen Stimmen gegenüber Hannes: nämlich verbale Aktivitäten zum einen (indem sie ihn ansprechen, verhöhnen, wahnsinnig machen) und die Übertragung physischer Schmerzen über bestimmte Medien zum anderen. Ansonsten bleiben die Handlungsmöglichkeiten der Bösen undeutlich, es fällt auf, dass sie bestimmte Gemeinheiten vor allem: *wollen*, beispielsweise *wollen* die Stimmen die Mädels vergewaltigen, er sagt aber nirgends explizit, dass sie das auch getan haben oder tun, zumindest nicht in seiner Anwesenheit.

Die verbalen Aktivitäten der Stimmen beschreibt Hannes als geleitet von dem Motiv, ihn »fertigmachen«, zu schmähen. Das Erste, was Hannes nach seiner Erzählung von den Stimmen hörte, war sein Name, verbunden mit dem Ausdruck »du Wichser«. Hannes deutet diesen Ausdruck selbst im Rekurs auf seine Kindheit und Jugend als Hinweis auf exzessive Onanie:

Interviewer: Als die Stimmen zum ersten Mal kamen, erinnern Sie sich da noch dran?

Hannes: 23, ja, das war genau an meinem Geburtstag. Das ging so los, ich war in der Kneipe drin, da wo ich eigentlich sonst immer bin, geh aufs Klo, hör auf einmal [laut und unbewegt, fast monoton:] »Hannes, du Wichser, Hannes, du Wichser« – das die ganze Zeit, ne. Das hab ich jetzt rausgekriegt – okay, das is mein sexuelles Problem, ne, ich war ziemlich frühreif und bin da auch in das Onanieren und so weiter, gell, ziemlich stark reingerutscht und so, gell, hab's also tagtäglich manchmal drei- oder viermal gemacht.

Diese Art der Schmähung verleiht einem wichtigen Unterschied zwischen Hannes und den gemeinen Stimmen Ausdruck. Die Gemeinen, die Hannes als triebhaft schildert, ständig mit »ficken« befasst, verhöhnen

Hannes als »Wichser«. Mit diesem Schimpfwort ist eine spezifische Herabsetzung verbunden. Ein Wichser ist auch jemand, der Angst vor einer sexuellen Beziehung hat, sich nicht traut, mit einer Frau zu schlafen, und sich deshalb nur mit sich selbst beschäftigt, also mit Surrogaten begnügt, der insofern als Versager, als impotent betrachtet wird.¹³

Auch ansonsten greifen die Stimmen Hannes verbal an und zweifeln seine Stärke, seine Fähigkeiten an. Er wird in jeder Hinsicht als Schwächling dargestellt, mit dem Ziel, ihn in den Selbstmord zu treiben, in den Wahnsinn und dann auf die Schienen. Sie lassen sich auf Diskussionen ein, in denen sie Hannes den Sinn seines Lebens absprechen oder ihn davon zu überzeugen versuchen, dass er der Aufgabe, ihnen zu widerstehen, nicht gewachsen ist. Dieser verbale Krieg nimmt in manchen Erzählungen die Eigenschaften eines Kleinkriegs an, wenn die Stimmen ihn z. B. mit ihrem Reinlichkeitsfimmel quälen.

Wie bereits mehrfach erwähnt, können die bösen Stimmen auf verschiedene Weise physische Schmerzen (meist Kopfschmerzen) übertragen. Sie üben damit eine Art Folter aus, eben mit dem Ziel, Hannes in den Selbstmord zu treiben.

Hannes: Is schon schlimm, na wie Folter also, was die da machen. Dieser Kopfdruck is schlimm.

Interviewer: Die drücken im Kopf?

Hannes: Die drücken scharfe Eisenteile ähm an den Schädel und äh (.) übertragen das halt, na. Den Schmerz übertragen die, um so ihren

13 Das drückt sich auch in der Etymologie des Wortes aus, ich zitiere Wikipedia (Abruf Oktober 2008): »Wichser (umgangssprachlich auch Wixer) ist die meist abwertende Bezeichnung für einen männlichen Masturbanten bzw. für einen Versager. Das Wort wird meist als Schimpfwort verwendet. (...) Der etymologische Ursprung des Begriffs ist nicht vulgär und kommt von Wachs bzw. wachsen und bezeichnete früher die Handbewegung des Einwachsens bzw. Putzens von Boden, Schuhen oder anderen Gegenständen (Stiefelwischen, Wichsmädel für eine Dienstangestellte, die das Bohnern des Bodens übernehmen musste, usw.). In der derben Soldatensprache des Ersten Weltkrieges entwickelten sich aus den Wörtern Wischen sowie Bohnern Euphemismen für die männliche Masturbation bzw. für einen Verlierer, da das Putzen bzw. Wischen der Offiziers-Stiefel und/oder der Stiefel der gesamten Mannschaft eine beliebte Strafmaßnahme bzw. Demütigungsart Untergebener bzw. zu disziplinierender Soldaten war. Sowohl bei Bohnern als auch bei Wischen, respektive Wichser, blieb die vulgäre Konnotation bis heute erhalten. Die Verwendung des Begriffes kann u. U. als Beleidigung strafbar sein.«

eigenen Dachschaden loszuwerden. Also um sich so, so wehren die sich, mit dieser Kopffolter, na, gell. (.) Um eben einen auch gezielt zum Wahnsinn zu treiben, na. Also echt gezielt, [lautere Stimme!] gell. Mit Hintergedanken, mich ausflippen lassen, zum Wahnsinn treiben, Arche, und dann auf die Schienen, na.

Bemerkenswert ist die Formulierung »um den eigenen Dachschaden loszuwerden«. Damit scheint Hannes anzudeuten, dass die Stimmen einen Gewinn von ihrer Quälerei haben: Indem sie ihm etwas Böses antun, entlasten sie sich selbst von den Schmerzen bzw. von einer psychischen Defizienz (Dachschaden). In gewissem Sinne nimmt er ihr Leiden auf sich, sie schieben es ab auf ihn. Diese Übertragung bedarf offenbar bestimmter physischer Medien. In der eben zitierten Stelle sind das, wie Hannes sagt, Eisenteile. An anderen Stellen nennt er vor allem Drogen, Alkohol sowie mysteriöse Scheiben, jedenfalls Gegenstände, die Druck machen. Offenbar geht es dabei auch um eine coenaesthetische Qualität des Druckempfindens, die sich bis zu dem Gefühl steigern kann, entstellt zu werden, ein Loch im Kopf zu haben. Hier einige Beispiele für solche Formulierungen:

»Ja, die [= die Stimmen] nerven mich halt (...). Drücken sich was ins Genick rein, um das zu verstärken, ge. Wie das funktioniert, kann ich mir nur vorstellen durch Drogen. Dass man da den Schmerz abschieben kann. Durch Drogen, vor allem durch Alkohol, no. Funktioniert das also, dass die mir – es sich auch was ins Gesicht pressen und so, no, und im Kopf mit 'm mit 'ner Scheibe Druck geben und so. Und das danach wieder übermitteln, no.«

»Das Gesicht wird entstellt und so, dass ich 'n Loch im Kopf hab, ne, und dass sie mich da foltern und so (...) Ich hab (richtig?) 'n gewisses Gefühl da oben, als hätt ich so 'n Loch, also den Schädel praktisch da, das is total matschig so, ne. Das zieht dann so nach oben rauf, ne und (.) tut schon ein bisschen – Seel... Seelenschmerz is das, ne.«

»Ja, die machen mir halt so was, schon, wie ich gesagt hab, dass sie (sich?) was gegen den Kopf pressen und das dann nachher übertragen könn'n – das funktioniert mit Alkohol, dass sie das abschieben können.«

Die Formulierung »Seelenschmerz« wirft die Frage auf, ob Hannes meint, dass die Schmerzen trotz der drastischen Schilderungen eher »psychisch« sind. Wie vieles, lässt sich auch das aus seinen uneinheit-

lichen Äußerungen nicht klar beantworten. Tatsache ist, dass Hannes an keiner Stelle davon ausgeht, dass die Stimmen ihn wirklich töten können. Es ist immer nur die Rede davon, dass sie ihn mithilfe dieser verbalen und physischen Folter in den Selbstmord treiben. Diese Aktivitäten betrachtet Hannes als zum Teil gleichbedeutend mit seiner »Krankheit«, ein Wort, das er selbst ja verwendet. Hannes bleibt aber letztlich Herr des Geschehens. Solange er durchhält und sich von den Stimmen eben nicht fertigmachen lässt, kann er überleben. Offenbar haben die Stimmen nicht die Macht über Leben und Tod, sie sind nicht allmächtig, wie finster und böse sie auch immer geschildert werden. Sie gewinnen in manchen Formulierungen Hannes' eher den Status von falschen Götzen, von Instanzen, die sich etwas anmaßen, was sie nicht sind. An einer Stelle spricht Hannes von der »Gottspielerei« der bösen Stimmen und dass sie »so angebetet werden wollen«. Diese Stimmen haben einen illegitimen Machtanspruch.

Er, Hannes, tritt nun als derjenige auf, der diesen illegitimen Machtanspruch – trotz allen Leids, das ihm die Stimmen zufügen – entlarven kann. Dies gipfelt in der Gewissheit, die er offenbar eines Tages den Stimmen gegenüber ausgesprochen hat, dass diese eben keine Götter, sondern »Menschen« seien und deswegen sterblich:

Hannes: Aber ich muss immer noch lachen und die Mädels auch, wo ich zum ersten Mal gesagt hab: »Oh ja, wenn ihr Menschen seid, okay, dann wart ich, bis ihr tot seid.« »Ach was, nee, du hast keine Lust zum Warten und so, du willst leben« und so weiter. Ich sag: »Nö, ich geb mein Leben sogar her, um mit den Mädels das durchzumachen, die ham nämlich euch satt mit eurer Schönmacherei, der Gottspielerei und so angebetet werden wollen!«, ne so, und: »Nö, das läuft nich.« [lacht] Die Mädels halten zu mir, gell, und das stinkt denen brutal.

Diese und andere Formulierungen zeigen auch, dass Hannes auf eine Art innere Biografie seines Kontakts mit den Stimmen zurückgreifen kann. Er erinnert sich an das »erste Mal«, als er den Stimmen gegenüber aussprach, dass sie Menschen seien. Das war offenbar eine fast komische Situation, denn er und die Mädels müssen heute noch darüber lachen. Und offenbar ist von dieser Aussage Hannes' eine befreiende Wirkung ausgegangen, die den Stimmen einiges von ihrer Übermächtigkeit genommen hat. Die berichtete Antwort der Stimmen nimmt sich fast aus wie ein hilfloses Herumrudern – sie

versuchen ihm zu suggerieren, dass er nicht durchhalten kann, geben aber genau damit die Triftigkeit der Argumentation von Hannes zu. Hannes setzt sogar fast triumphierend sein Argument drauf, er sei bereit zum Äußersten, er gäbe sein Leben dafür her, außerdem habe er Verbündete, und in der Folge entlarvt er die bösen Stimmen als Götzen (»Gottspielerei«). Dennoch ist er, und darin besteht auf der anderen Seite wiederum die Bewährung, den Machenschaften der bösen Stimmen ausgeliefert.

Kampf der Stimmen

Auf eine Reihe von Sinnanalogien – ich formuliere es bewusst vorsichtig – zwischen den Positionen der Stimmen und bestimmten Implikationen besonders der familialen Interaktionen sind wir bereits in der Sequenzanalyse der Anfangsszene gestoßen. Das betrifft insbesondere die Rolle der Mutter. Schon in dieser Szene, könnte man sagen, kommt es zu einem latenten »Kampf« mit der Stimme der Mutter, der allerdings schnell in genau dem Sinne entschieden ist, wie Hannes dies kurz später in seiner ersten Stimmenerzählung beschreibt. Er gibt, selbstlos, nach und akzeptiert den Umstand, dass seine Mutter das Geschehen bestimmt.

Wir haben auch an den Anfangssequenzen der weiteren Interviews zeigen können, dass hier sehr wohl ein in den Interaktionen manifestes Kampfgeschehen zum Ausdruck kommt: etwa in dem über Minuten andauernden Konkurrieren um das Rederecht, in dem Hannes nicht lockerlässt und ständig parallel zur Mutter spricht. Fast ist es dabei Hannes, der ein Prinzip kommentierender Stimmen realisiert. Aber in diesen Szenen zeigt sich auch eine streckenweise diktatorische Strenge der Mutter, die ihn zum Kind herabsetzt und seiner Subjektposition beraubt. In allen diesen Interaktionen nimmt die Mutter zum Teil wenigstens die Tyrannenposition ein. Sie entwertet Hannes' Gesprächsbeiträge, verurteilt ihn zum Schweigen, weist ihm eine Position der »Selbstlosigkeit« zu – tut also genau das, was Hannes dem Tyrannen des I Ging und seiner Stimmenwelt zurechnet. Auch die Metapher des Kampfes als solche spielt eine Rolle, insofern Hannes sich von Interview zu Interview immer mehr mit der Mutter auseinandersetzt,

zum Teil in recht scharfer Form. (Dies aber wohlgermerkt nur auf der gesprächspraktischen, nicht etwa auf reflexiver Ebene.)

Die Analyse der Zeichensequenz des Erstgesprächs legte bereits nahe, dass die Feststellung, die Zeichen seien ein Schutz gegen die Stimmen, zugleich in der Interaktion von Hannes mit der Mutter realisiert wird. Die Thematisierung der Zeichen und ihrer Bedeutung bringt die Stimme der Mutter für längere Zeit zum Schweigen. Die Sequenzanalyse hatte außerdem gezeigt, dass die Mutter – wie die Stimmen selbst (»Ach was, nee, du hast keine Lust zum Warten.«) – Hannes gegenüber eine Strategie der Entmutigung vertritt. Die Mutter korrigiert Hannes in der in ihren Augen zu optimistischen Einschätzung, er könne mit der Krankheit langfristig zurechtkommen. Damit leugnet sie – aus seiner Sicht – seine Hoffnung, die Stimmen würden irgendwann sterben, und argumentiert so gesehen auf der Seite der Stimmen. Sie weist mehrmals auf seine Hilflosigkeit hin und auf den Umstand, dass er auf sie – die Eltern – angewiesen bliebe, dass er suizidgefährdet sei. Sie verhält sich so, als habe sie, ebenso wie die bösen Stimmen, eine Art Gewinn von Hannes' Krankheit. Auch in dieser Hinsicht steht sie strukturell sozusagen aufseiten der bösen Stimmen, deren Bosheit ja eben darin zum Ausdruck kommt, dass sie Hannes schmähen und in jeder Hinsicht seine Fähigkeiten bezweifeln, mit dem Leben zurechtzukommen.

Sauber machen und sauber halten

Ein zweiter Aspekt der Analogie hängt mit Hannes' Zwangssymptomen zusammen. Mit ihnen verknüpft sich eine weniger dämonische Seite der Stimmen, sie erscheinen als Instanz einer lästigen Alltagstyranei, sie »nerven«. Die Stimmen üben eine Kontrolle über Banalitäten aus, die der alltäglichen Kontrolle, die Klara in Hannes' Haushalt ausübt, verblüffend ähnelt. Hiermit verbinden sich die Komplexe »Schmutz«, »dreckig sein« und der richtigen Ordnung der Dinge im Haushalt. Bemerkenswert daran ist, dass Hannes über die Zwangssymptome sozusagen den Spieß herumdreht und eine Kontrolle über das mütterliche Verhalten erzeugt, das mit dem impliziten Vorwurf verknüpft ist: »Bei dir ist auch nicht alles in Ordnung«,

oder sogar: »Deine Putzerei führt dazu, dass du, ohne es zu merken, wieder eine neue Art von Schmutz erzeugst.«

Etwas von dieser Logik haben auch weitere Zwangssymptome von Hannes, die wir bisher noch nicht zur Kenntnis genommen haben und die Klara überliefert:

Klara: Wenn er zu uns kommt und ich lade zum Essen ein, dann steht er auf, wäscht er sich die Hände, dann trocknet er sich die Hände wieder ab, dann wäscht er sein Gesicht, trocknet 's Gesicht wieder ab, dann wäscht er wieder Hände und Gesicht. Ich hab mal gesagt: »Hannes, das (is zusätzlich ein zweiter Aufwand???)« (...) Und wenn er dann unser Haus verlassen hat, dann hat er die Gartentür zugemacht, dann hat er so gemacht [schüttelt die Hände], seine Hände abgeschüttelt, und wenn ich ihm draußen nachwinke und vom Fenster nachgucke, dann hat er Füße genommen, hat die Schuhe ausgeschüttelt, (...) weil er die Gartentür anfasst, weil er sich in Gedanken praktisch seine Hände wieder schmutzig gemacht, dann hat er das so gemacht. Schließt er unsere Gartentüre wieder zu, weil wir ja 'n Hund ham, der frei rumläuft, (...) schüttelt er die Hände aus und dann steht er dann und schüttelt noch die Füße aus. Wie ich ihn dann wiedergesehen hab, hab ich drüber mit ihm geredet. (?) Erst mal gucken ja die Leut komisch, gell.

Die Zwangssymptome haben offenbar eine Funktion im Zusammenhang mit der häuslichen Sphäre (der Eltern) und vor allem mit Klara. Sie betont das nochmals durch die Hervorhebung »und ich lade zum Essen ein«, die fast etwas von einem impliziten Vorwurf hat. Und sie legt es nahe, wenn sie bemerkt: »Das macht er jetzt nicht, wenn Sie da sind.« Sie sagt damit, dass die Zwangssymptomatik offenbar nicht ein reiner Automatismus ist, sondern einen Bezug zur Situation unterhält. Dass sie in der häuslichen Sphäre auftauchen und sogar im Zusammenhang mit Essen, könnte als übertriebene Sorge von Hannes ausgelegt werden, ob er den im Haushalt seiner Mutter herrschenden Reinlichkeitsstandards genügt. Die Szene an der Gartentür legt aber eher umgekehrt eine Befürchtung nahe, dass er sich im Haus der Eltern bzw. im Garten verunreinigt haben könnte. Möglicherweise reagiert Klaras »Erst mal gucken ja die Leut komisch« auf einen derart implizit wahrgenommenen Vorwurf. Sinngemäß steckt dahinter die Implikation: »Was sollen die Leute denken, die denken ja, bei uns wär es schmutzig.« Wäre das so, würde Hannes die Wertschätzung von Sauberkeit als solche

mit Klara gemeinsam haben. Allerdings übertrumpfen sozusagen die Symptomhandlungen noch mal Klaras Reinlichkeitsvorkehrungen. Sie vermitteln: »So sauber ist bei dir auch nicht alles!«

Dass Klara als Agentin eines sehr rigiden Verständnisses von Sauberkeit und Konsequenz in Sachen Haushaltsführung auftritt, steht außer Frage. Unter anderem waren Differenzen über die in den Augen der Eltern mangelhaften Sauberkeitsmaßstäbe der ursprünglich zur Betreuung von Hannes eingesetzten Mitarbeiter des sozialpsychiatrischen Dienstes ja der Anlass, diese aus der Betreuung von Hannes herauszunehmen. An ihre Stelle tritt letztlich Klara. Sie ist dafür zuständig, Hannes adäquate Maßstäbe von Sauberkeit und Ordnung zu vermitteln, finanziert mit Mitteln aus dem Persönlichen Budget. Wie wichtig dieser Punkt für beide ist, zeigt sich an der Empörung der Eltern über die vermeintliche Unfähigkeit der Mitarbeiter des sozialpsychiatrischen Dienstes geraten. Sie geraten, als sie den Vorfall berichten, fast ins Schreien. Die Fachkraft in Sachen Sauberkeit ist fortan die Mutter, und in der Tat führt ja Hannes ganz zu Anfang des Erstgesprächs als ersten (kollektiven) Wunsch den Komplex der Sauberkeit ein (»Da hat's auf der einen Seite mal geheißen, ja okay, hier, jemand, wo mir hilft sauber machen und so, wär wichtig«).

Das Saubermachen, das Es-sauber-haben-Wollen, die Pedanterie der Sachen auf dem rechten Platz, diese Leidenschaft und ihren Einsatz zu einem Mittel der Kontrolle und Machtausübung über Hannes – dies alles teilen aber die tyrannischen Stimmen mit Klara. Ihre Verdichtung findet dieses Ineinander der Ausübung von Kontrolle mit dem Komplex der Sauberkeit und Konsequenz der Haushaltsführung in der folgenden Aussage Klaras, in der sie den Rollenwechsel von der Mutter zur Lehrerin erläutert:

Klara: Wenn ich jetzt noch jung wäre, [lacht] (hätte ich) Hauswirtschafterin gelernt. Ich würd das sofort auch machen, dass ich ein paar Leute unter mir habe und immer zu zweit jemand schicke, und würde denen, wie ich's jetzt bei meinen Söhnen mach, ihnen das alles beibringen, damit sie später selber können. Das is wie eine Lehre. Es is noch 'n langer Weg bei uns, aber der Anfang is gemacht. Weil zuerst ham wir gesagt, als Mutter – ich bin früher immer zu die Söhne gegangen, wenn man – man ging ja zur Arbeit. Wenn er kam, sollt' ich daheim sein. Waren also die Söhne auch nich da. Hab ich alles alleine gemacht.

Hab ich gesagt: (.) »So nicht mehr. Ihr müsst lernen.« Und durch das machen wir das jetzt so. [...] Hab ich gesagt: »Ich bin jetzt nicht mehr eure Mutter, ich bin eure Lehrerin. So wird das jetzt gemacht, so machen wir die Fenster, das wird so gekocht, das wird so gemacht«, und die nehmen das echt an. Die gucken mich jetzt nicht mehr als Mama an, sondern, (.) sie – zwei-, dreimal in der Woche

Walter [unterbricht]: Ja schon auch!

Auch diese Stelle ist strategisch mehrfach determiniert. Einerseits rechtfertigt Klara damit, dass sie einen Teil des Persönlichen Budgets selbst einstreicht. Sie macht sich zu einer Art Fachkraft, weil sie möglicherweise den Geruch des Illegitimen dieser Aneignung fürchtet. Gut möglich, dass sie damit auch ein eigenes biografisches Problem löst, nämlich eine Aufgabe zu haben jenseits ihrer Familienrolle. Zugleich rechtfertigt sie aber damit den Eingriff in das Leben der Söhne. Sie kann nämlich jetzt begründen, dass sie in der so gewandelten Rolle wieder in eine engere und direktere Interaktion mit den Söhnen eintreten kann, als es ihr als »Mutter« möglich war. Da »sollt' ich daheim sein, wenn er [also Hannes] kam«. Unklar bleibt, worauf sich das »sollt'« bezieht. Wenn Hannes sie nicht in der Wohnung haben wollte, würde das bedeuten: Als Mutter wollte Hannes sie nicht in seiner Wohnung dulden, wenn er anwesend war, als Lehrerin muss er sie dulden. Wahrscheinlicher ist aber, dass sich das »sollt' ich daheim sein« darauf bezieht, dass dann auch Walter von der Arbeit zurückkam. In beiden Fällen hätte sie nun aber Gelegenheit und gute Gründe, mit den Söhnen zusammenzuarbeiten, wie sie an anderer Stelle formuliert.¹⁴

Hannes versucht immer wieder, diese von ihr beanspruchte Rolle zu relativieren. Ein Beleg hierfür ist die folgende Stelle:

Klara: Und zweimal in der Woche bin ja ich noch da.

Hannes: Ja zum Putzen.

Klara: Wir machen gemeinsam den Haushalt, das ist das Ziel, was wir uns gesetzt ham. Wenn wir mal nicht mehr da sind, dass er's auch alleine kann. Kochen, Wäsche machen, miteinander sauber. Ich zeig ihm, wie alles gemacht wird, und dann macht er's nach.

¹⁴ Nebenbei ist an dieser Stelle noch mal bemerkenswert, wie Walter auch hier, sozusagen aus dem Off als wandelndes Realitätsprinzip, die einseitige Darstellung Klaras vorsichtig korrigiert: »Ja schon auch«, sagt er, sich auf deren übertriebene Aussage beziehend, die Söhne würden sie nicht mehr als »Mama« angucken.

Hannes reduziert in seiner Äußerung ihre Besuche während der Woche auf das Putzen. Sie ersetzt das umgehend durch die offizielle Sprachregelung: »Wir machen gemeinsam den Haushalt.«

Sterben und Überleben

In der eben zitierten Stelle klingt nun aber noch eine andere Sinnverknüpfung an, auf die wir ebenfalls schon in der Interaktionsanalyse gestoßen sind und die eine verblüffende Parallele zur Stimmennarration von Hannes beinhaltet. Das Ziel der Selbstständigkeit im Haushalt wird in den Augen der Mutter ausdrücklich auf die Zeit bezogen »wenn wir [die Eltern] mal nicht mehr da sind«. Mit anderen Worten: Die Ausübung dieser Kontrolle über das Leben von Hannes ist befristet durch den Zeitpunkt ihres Ablebens. Genau diese Verknüpfung vollzieht Hannes von vornherein in Bezug auf seine Stimmen. Genau darauf richten sich ja alle seine Hoffnungen auf ein besseres Leben: dass er die Stimmen überlebt, dass er frei sein wird, wenn sie nicht mehr sind, also tot sind.

Dieses Sinnmoment eines erwarteten Todeszeitpunkts, das in der Stimmennarration deshalb eine derartig zentrale Rolle spielt, weil es sozusagen den Kern von Hannes' Motiv zum Weiterleben beinhaltet, spielt im kommunikativen Haushalt der Familie eine verblüffende und offensichtliche Rolle. Allein im Erstgespräch wird die Zeit ihres Ablebens mehrmals von Klara und Walter angesprochen. Das ist bei Eltern von behinderten Söhnen und Töchtern durchaus nichts Ungewöhnliches. Im Fall von Familie Kühn gibt es darüber hinaus einige spezifische Aspekte, die vergleichsweise ungewöhnlich sind:

Insbesondere Klara spricht die Möglichkeit des Ablebens geradezu als eine absehbare und terminierbare Größe an, genauso wie es in der Stimmenerzählung von Hannes geschieht. So fragt der Vater an einer Stelle den Interviewer etwas ungeschickt, getrieben von der Sorge um das Erbe bzw. das Vermögen der Söhne: »Wie sieht das äh das aus (.). Ich mein', die Wohnung is z. B. unser Eigentum, ja. Wir ham auch ein Haus. Ja, wie sieht's aus, äh nachher äh äh holen die das Geld wieder, wenn also«. Klara unterbricht ihn hier etwas unwillig und bringt die Sache auf den Punkt: »Jetzt sag doch gleich, wenn wir nicht mehr da

sind, wenn er erbt.« Klara setzt nun wieder in fast schonungsloser Direktheit fort, so als ob man mit ihrem Ableben bereits »rechnen« könne: »Also (...) angenommen, wir sterben in fünf Jahren, oder so, holen die das ganze Persönliche Budget wieder zurück?« Was daran irritiert, ist nicht nur die genaue Datierung, sondern auch die Vorstellung, dass sie gedenkt offenbar zusammen mit ihrem Mann zu sterben (»wir«).

Fast in Gestalt einer impliziten Mordfantasie tritt das eigene Ableben in einer Erzählung von Klara auf, die sie mir im Anschluss an ein Gespräch mit Bill präsentiert. Sie kommt darauf zu sprechen, für wie schädlich sie den Einfluss von Sabrina, Bills Freundin, auf diesen hält. Darin taucht das schon zitierte Motiv auf, sie bringe ihm ständig Essens- und »Schleckersachen«, verwöhne ihn unangemessen und entziehe ihn dadurch ihrem Einfluss. In der unmittelbaren Folge dieser Äußerung berichtet sie von einem Telefongespräch Bills mit Sabrina. Sie habe angeblich mitbekommen, dass diese gesagt habe: »Wenn deine Eltern mal nicht mehr sind, dann werden wir ein besseres Leben haben, dann können wir endlich machen, was wir wollen.« Der erste Teil der Formulierung taucht wörtlich so auch in anderen aufgezeichneten Formulierungen Klaras selbst auf (»wenn wir einmal nicht mehr sind«). Ersetzt man Eltern durch Stimmen, liegt insbesondere der Nachsatz sehr nahe an Formulierungen, die Hannes gebraucht (»Dann habe ich ein gutes Leben«).

Interessant ist nun die Fortsetzung von Klaras Erzählung. Sie assoziiert nämlich mit dieser am Telefon mitgehörten Äußerung Sabrinas eine weitere für sie unangenehme Erfahrung mit Sabrina und stellt sie damit in einen sinnhaften Zusammenhang. Sie (die Eltern) hätten zu einem früheren Zeitpunkt Sabrina mal mit Bill zusammen zu sich eingeladen zu einem Gartenfest. Sie habe in dessen Verlauf ein sehr aggressives Verhalten ihnen gegenüber gezeigt, sie angeschrien und aggressiv behandelt, so sehr, dass sogar Bill gesagt habe: »Das sind meine Eltern, so sprichst du nicht mit meinen Eltern.« Damit in Zusammenhang bringt Klara wiederum, dass Sabrina über einen Mordversuch erzählt habe, der sich innerhalb ihrer, Sabrinas, Familie ereignet habe. Klara bemerkt dazu sinngemäß: »Da muss man sich ja selber in Acht nehmen, wenn so jemand mit Bill Umgang hat.« An anderer Stelle bemerkt sie, dass es das Problem von Bill sei, aggressiv

zu werden, wenn er nicht genügend Medikamente einnähme, und fügt dann hinzu: »Muss natürlich sagen, das Mädels, was er da hat, das ist auch eine sehr aggressive und und und wird ihn manchmal« – hier stockt sie und lässt den Satz unvollendet. Denkbar ist, dass sie sagen wollte: »aufhetzen«, »anstacheln« o. Ä.

Durch den gemeinsamen Kontext dieser Erzählungen deutet sie ein Sinnmuster einer Fantasie des »Elternmords« durch Bill und Sabrina an, für das auch das Motiv schon feststeht, nämlich ein besseres (von Kontrollen freies?) Leben zu führen. Bemerkenswert ist, dass damit – in den identischen Worten – ein Kernmotiv von Hannes' Stimmenerzählung auftaucht, das damit wohl einen Bezug zu latenten Sinnmustern und Thematiken des kommunikativen Repertoires der Familieninteraktion unterhält.

Schmerzen

Auch der Komplex der Schmerzen findet seine Entsprechung in der realen Welt der Familieninteraktionen und auch sie sind mit Klara verknüpft. Zunächst fallen eine Reihe von Stellen im Material auf, die mit Schmerzen und Schmerzäußerungen der Mutter zu tun haben. Das Thema ist auch im biografischen Material eindeutig mit ihrer Person verknüpft. Ein Beispiel ist die bereits zitierte Äußerung Hannes', als er über die Ursachen seiner Erkrankung nachdenkt:

Hannes: LSD und Drogen und so weiter können der Auslöser gewesen sein. Aber das, was der Auslöser war, war, war wirklich das Beziehungsproblem zu meinen Eltern, ne. Dass ich es nicht verstanden habe – meine Mutter hat früher Schmerzen gehabt und so, und die Wirbel sind ihr dauernd rausgesprungen und wir haben das gar nicht geachtet, ne.

Dabei besteht möglicherweise sogar eine Analogie des Orts der Schmerzen. Der Mutter »springen die Wirbel raus« und die Stimmen »drücken sich was ins Genick rein«, um den Schmerz an Hannes zu übertragen. Neben Hannes ist es auch in den beobachteten Alltagskommunikationen Klara, die das Thema Schmerzen immer wieder in geradezu theatralischer Inszenierung ins Spiel bringt, ein Beispiel hierfür ist die folgende Erzählung Klaras:

Klara: Wissen Sie, ich bin beim Hannes, hab ich 'n Unfall, bin ich vor zwei Wochen über den Wäschekorb geflogen. Der Hannes ging zum Essen und ich mach seine Wäsche inzwischen und stell den Wäschekorb vor seine Waschmaschine hin und nehm die Wäsche raus, setz die nächste auf und denk: »Ah, leg ich noch schnell, bevor ich selber zum Essen gehe, noch schnell äh neue Handtücher rein«, und flieg im hohen Bogen, wär ja genug Platz daneben gewesen, und flieg über den großen Wäschekorb auf den Steinboden drauf in sei... in seinem Bad [...] So. Hier war alles grün und blau. Hier war alles geschwollen. Tat mir alles weh. Und den ganzen Tag tat mir's Knie vorher schon weh. Dann dacht' ich: »Na ja, heut darf ich mich nicht so viel bücken«, und ausgerechnet auf dieses Knie bin ich hauptsächlich gefallen. Das war dann ganz dick und jetzt hab ich am Mittwoch mit meinen Jahrgängern einen Ausflug gehabt (.) Also und da stand noch dran, wir waren da wie so Moor is da, ge. Und da stand noch dran »Vorsicht glatt«. (..) Und das geht über Wasser rüber, Holz und so weiter, ganz romantisch und schön. Stabile Schuh angezogen und richtig mit wie so Wanderschuhe und lauf da und jeder is vorsichtig gelaufen und ich bin wie ein Schlitten weggerutscht in das Grünzeug rein. Das tat mir vielleicht weh. Genau auf's Gesicht. Nur die Lippen, die Lippen brannten wie Feuer und der ganze ... bis gestern Abend zitterten die. Hier is alles offen, hier is alles wund. 's Knie tut mir (weh) und hier. Ah, dann haben sich die ganzen Jahrgänger sich sehr um mich bemüht. Und ham uns eine halbe Stund wo hingesetzt, aber. Zurück wär genau gleich weit gewesen wie zum Ziel und ham wir gesagt: »Indianer kennt keinen Schmerz. Weiter!« [...] Aber seitdem, muss ich Ihnen sagen, wenn ich mich jetzt im Bett umdreh – es wird noch 'ne Weile dauern. Hier is alles blau und so ist es gleich angeschwollen. (...) Ja, also ich hab immer schon ein bisschen Probleme mit den Knochen, aber jetzt is es natürlich 'n bisschen extrem. Aber es geht wieder, aber wenn ich jetzt so mich hingesetzt hab und steh auf und so, [lacht] dann geht's. Aber was soll's, gell. Was sagt man immer? Der Indianer kennt kein' Schmerz.

Die Erzählung besticht durch die gekonnte Drastik, mit der Klara die Schmerzen und ihr Zustandekommen beschreibt, und die Art, wie detailgenau sie die Schmerzerfahrung wiedergibt. Darin vergleichbar sind diesen Passagen nur die von Hannes, in der er das Zustandekommen und die Qualität der Schmerzen beschreibt, die ihm die Stim-

men zufügen. Aber auch die Figur des Schmerzensaushaltens taucht in beiden Kontexten auf. In der eben zitierten Äußerung kommt sie in dem Satzsatz zum Ausdruck. An anderer Stelle sagt Klara: »Ich mach ja immer das positive Denken: Auch wenn ich Schmerzen hab, es geht mir einfach gut.« Allerdings ist die oben zitierte Darstellung widersprüchlich. Einerseits redet Klara einer Strategie der Verleugnung der Schmerzen das Wort. Auf der anderen Seite breitet sie zugleich bis in die Details ihre Schmerzerfahrungen vor dem Zuhörer aus. Sie überträgt sie (wie Hannes' Stimmen) – wenn man so will – auf die Zuhörer. Die Vorstellung eines Schmerzenübertragens im Sinne davon, andere mit diesen Schmerzen zu belasten (auch als Strafe für frühere Unachtsamkeit), läge jedenfalls in der Konsequenz mancher Formulierungen von Hannes über die Praktiken der Schmerzübertragung durch die bösen Stimmen. Wie immer, das Thema Schmerzen als solches ist in der Familie jedenfalls ein eindeutig mütterliches Thema.

Böser Bruder?

Die offensichtlichste und deswegen gleichsam verführerischste Analogie bietet Hannes für die Position der Gemeinen an. Deren »Habitus« entspricht bis in die Nennung der einzelnen Punkte »Fressen, Ficken, Saufen« den Familienthemen, die sich auf Bill, Hannes' Bruder, beziehen. Alle drei Themen finden sich verblüffenderweise sogar in den Selbstkonzepten des Bruders wieder.

Das »Fressen« – schon Bills korpulente Figur lässt vermuten, dass er sich im Gegensatz zu Hannes in dieser Hinsicht jedenfalls keinerlei Form der Askese unterwirft – taucht auf in den unablässigen Klagen Klaras darüber, dass er sich – zum Teil über seine Freundin, zum Teil über unkontrollierte Verfügung über Geld – unablässig Süßigkeiten besorge und diese geradezu in sich hineinstopfe. Er selbst bestätigt das, wie die folgende Episode zeigt:

Interviewer: Was ist mit dem Einkauf?

Bill: Mir is halt, äh das Problem is, dass ich viel das Falsche kauf' und

Interviewer: Zum Beispiel?

Bill: Schleckerzeug.

Interviewer: Also Süßigkeiten.

Bill: Ja, und das ist ja ungesund, aber es schmeckt halt. [lacht] Das is das, das is das wieder, gell. Das, was gesund is, schmeckt nicht; so wie Magerquark und so, schmeckt einfach nicht. Das was ungesund is, das schmeckt einfach.

Als ein weiteres, auch biografisches Kernproblem Bills wird, wie wir wissen, das »Saufen« definiert. Dieses Problem ist zugleich Bestandteil des »biografischen Knotens« der Gesamtfamilie und wird in engen Zusammenhang gebracht mit dem psychischen Kontrollverlust, der letztlich zu dem versuchten Totschlag geführt hat, der Bill jahrelange Haft einbrachte. Damit ist auch das Motiv des »Leuteumbringens«, der Gewalttätigkeit im Spiel, das Hannes bei der Beschreibung der Gemeinen immer wieder bemüht.

Die Verknüpfung von Alkohol, Gewalt und Sexualität findet sich verdichtet in der folgenden Erzählung Bills über die Tat, die ihn ins Gefängnis gebracht hatte. Unmittelbarer Auslöser dafür war nach seiner eigenen Darstellung Eifersucht angesichts eines (vermuteten) Geschlechtsakts mit seiner Freundin:

Bill: Da bin ich mit meiner Freundin, mit meiner damaligen Freundin hin zum Baden und das war nachts, da sind wir über Nacht geblieben. Plötzlich hör ich 'n Gestöhne und dann is grad 'n anderer auf meine Freundin hinaufgehockt, ge. Und ich war auch nimmer ganz nüchtern. Und hab so ein schönes Rambomesser gehabt, dabeigehabt, gell. Das aber nicht zu dem Zweck, wollte das eigentlich gar nicht kaufen. Bloß so zum Holzschnitzen und so. Und dann, ich war ziemlich besoffen und dann geh ich natürlich auf den los, gell. Und dann ah vielleicht 20 Minuten später sind sie mit der Polizei um mich herumgestanden. Und durch das is das zustande gekommen.

Nicht stimmig ist in dieser Geschichte, bezieht man sie auf die Bilder, die Hannes von den Gemeinen zeichnet, dass Bill selbst hier nicht als Vergewaltiger in Erscheinung tritt. Ganz im Gegenteil könnte man sagen, dass er ja gerade einen Zugriff auf seine Freundin verhindert. Allerdings spricht in seinen Formulierungen wenig dafür, dass es sich – in seiner Wahrnehmung – um eine Vergewaltigung handelte. Dazu passt nicht die Formulierung, er habe ein »Gestöhne« gehört, wahrscheinlicher wären dann Hilferufe seiner Freundin gewesen. Festzuhalten ist in jedem Fall die assoziative Nähe Bills zu einer Sphäre, in der es um Triebhaftigkeit geht. Er selbst spricht in den Interviews sehr oft

über seine sexuellen Bedürfnisse. Hinzu kommt der Umstand, dass Bill offenbar töten wollte, etwas, was für Hannes auch dann unethisch ist, wenn es um Verbrecher geht (»wir können's nicht gleichtun wie die und sagen: ›Wir bringen euch einfach um‹«). Auch die Mutter und er selbst berichten von anderen Situationen, in denen Bill gewalttätig wurde oder Gewalt androhte.

Ich möchte auf einige weitere Merkmale hinweisen, die Bill von seinem kommunikativen Habitus her (immer in den Augen von Hannes!) mit dem Bild der Gemeinen und damit mit einer Sphäre von Gewalt und Triebhaftigkeit assoziieren könnten. Die Formulierung »hin-aufgehockt« erinnert eher an die Art und Weise, wie man über die Sexualität bei Tieren spricht. Der Erzählstil insgesamt erzeugt latent den Eindruck des Tückischen, eines fast höhnischen Untertons durch die herausgestellte Harmlosigkeit des Tonfalls, die in einer Diskrepanz zu der zugleich zum Ausdruck gebrachten latent-offensichtlichen Gewaltdimension (»so ein schönes Rambomesser«) steht. Man glaubt fast, einen Typen vor sich zu sehen, der das Messer in Händen hält, es lächelnd demonstrativ herzeigt mit dem Gestus: »Seht mal, was ich für ein schönes Messerchen habe«, und damit eine unterschwellige, aber deutliche Drohung vermittelt. Die Formulierung »wollte das eigentlich gar nicht kaufen« wirkt im Zusammenhang mit der Formulierung »so ein schönes Messer«, die ja gerade zum Ausdruck bringt, wie sehr es ihm gefallen hat, unglaublich. Die Versicherung »Bloß so zum Holzschnitzen« verstärkt den Eindruck des Unglaublichen, da er jetzt noch einen weiteren Grund für etwas liefert, was er angeblich gar nicht tun wollte. Der Grund selbst wirkt angesichts des schon im Namen zum Ausdruck kommenden Images des Rambommessers vorgeschoben. Zum Holzschnitzen gibt es weit geeignetere Messer. Aus dem anfänglichen »nimmer ganz nüchtern« wird ein paar Sätze weiter ein »ziemlich besoffen«. Die Formulierung »und dann geh ich natürlich auf den los, gell« erzeugt den Eindruck von Unberechenbarkeit und Gefährlichkeit zugleich. Durch die Einbettung der Szene (»mit'm Messer war das«) ist klar, dass Bill sofort zum Messer griff. Er stürzte sich nicht etwa einfach, als er das Stöhnen wahrnahm, mit bloßen Fäusten auf den anderen, was weit eher zu der Formulierung »dann geh ich natürlich auf den los« passen würde. Auch hier nimmt Bill wieder eine fast joviale Selbstverständlichkeit in Anspruch für

etwas, was sich ganz und gar nicht von selbst versteht, und verharmlost und normalisiert die Gewaltdimension.

Den entscheidenden Nachteil der Zeit im Gefängnis sieht Bill darin, dass er in dieser Zeit keine Frau gehabt habe: »Aber es is halt ärgerlich, weil mit Freundin is da drin nichts, ge. Da is man halt nur mit Männer zusammen.« Im Gegensatz zu Hannes hat Bill aktuell eine Freundin, wie mehrmals schon gesagt: zum Missfallen von Klara. Interessant ist, dass Bill auch gegenüber seiner Mutter ungeniert die sexuelle Dimension ins Spiel bringt:

Klara: Leider, leider hast jetzt eine Freundin, die Schleckerzeug und die Sachen, die eigentlich nicht erlaubt sind, auch noch hierher schleppt, gell. Also wir werden das –

Bill: Ich bin froh, dass ich die überhaupt hab.

Klara: Ja, ich weiß ja, dass das nich schlecht ist.

Bill: So mit meinem sozialen Stand kann ich froh sein, dass ich überhaupt 'ne Frau hab. Andere ham keine. (...) Ich meine, man muss nicht unbedingt eine Frau haben, es gibt auch andre Möglichkeiten (.) äh, aber es is schon gut, wenn man eine hat.

Sie assoziiert die Freundin mit Schleckersachen und offenbar anderen Dingen, die Genuss bereiten und nicht erlaubt sind. Bill stellt in seiner Erwiderung auf die Äußerung seiner Mutter genau diesen Zusammenhang her und bringt den sexuellen Genuss vergleichsweise unverblümt ins Spiel. Er sei froh, dass er die Freundin habe, andere von seinem sozialen Stand hätten keine Frau. Was er damit für Vorteile verbindet, wird deutlich aus der Formulierung, es gäbe auch andere Möglichkeiten – womit er auf Prostituierte, Onanie, Pornografie o. Ä. anspielen könnte. Klara unterbricht ihn darauf schroff und führt das Gespräch wieder auf ein anderes Gleis. In anderen Zusammenhängen beklagt sie sich mir gegenüber, dass er, wenn er Geld habe, neben den Schleckersachen immer nur Pornofilme kaufen würde.

Kurz, es ist im Kontext der Familiengeschichte und der Positionsverteilung innerhalb der Familie fast unmöglich, nicht an Bill zu denken, wenn man Hannes' eigentlich auf die Stimmen der Gemeinen bezogene Charakterisierung »Fressen, Saufen, Ficken« hört. Dieser konsumatorische Habitus, »nichts aus seinem Leben zu machen«, wie es Hannes formuliert, ist genau kennzeichnend für Bill. Eine andere Formulierung von Hannes, in der auf eine seltsam abrupte Weise sozusagen die

Realität (Bills?) in die (Ir-)Realität der Stimmenwelt einbricht, lautet: »Was die wollen, is erst mal die Mädels für sich zu gewinnen und dann ihren Scheißkrieg da durchzuziehen. Das sind die, die dann daheim im Bett liegen und Psychose abschieben und so.« Dieser letzte Satz greift ebenfalls einen Sachverhalt auf, die sich in der Familie eindeutig mit Bill verknüpft. Wenn Bills (zugeschriebene) Psychose akut wird, äußert sich das vor allem darin, dass er im Gegensatz zu Hannes unansprechbar wird, sich zurückzieht und genau das Bett nicht mehr verlässt. Die Mutter erzählt mir im dritten Gespräch ausführlich von einer solchen sich über Wochen hinziehenden akuten Phase.

Die Analogien reichen bis zur Nähe von Bills Namen zur Verknüpfung der Gemeinen mit dem Begriff »Wilder Westen«. Die Stimmen sagen, so Hannes, jeder Mann müsste töten wie im Wilden Westen. Auch Bills richtiger Name ist ein dezidiert angloamerikanischer Name, der in der Tat in vielen Wildwestfilmen vorkommt und in auffälligem Kontrast zu den eher konventionellen Namen der anderen Familienmitglieder steht.

Auch die Sinnfigur, dass die Gemeinen ihr »Leben verschwenden«, nichts aus ihrem Leben machen, liegt in den Bill betreffenden Zuschreibungen und Erzählungen der Familie und seines eigenen Selbstkonzeptes nahe. Er wird als antriebslos geschildert, Klara muss ständig kontrollieren, ob er auch aufsteht; akute Phasen seiner Krankheit sind im Gegensatz zu Hannes' produktiver Symptomatik vor allem durch Apathie, also eine ausgeprägte Negativsymptomatik charakterisiert. Bill hat auch sonst keinerlei übergreifende Pläne mehr für sein Leben, sieht man einmal davon ab, dass er sich notfalls mit Gewalt gegen eine Heimeinweisung wehren würde.

Kennzeichnend ist für Bill in der Tat ein konsumatorischer Habitus, eine Lebensauffassung des In-den-Tag-hinein-Lebens, die völlige Abwesenheit einer aktiven Lebensperspektive, einer biografischen Reflexion und zeitlichen Formung seiner Lebensgeschichte. Das zeigt beispielsweise auch der folgende Gesprächsauszug, in dem er über seinen Gefängnisaufenthalt und seinen Umgang mit seinem Alkoholproblem spricht. Auf die Frage des Interviewers nach dem Zeitpunkt seiner Entlassung ist er nicht in der Lage, diese Entlassung einigermaßen genau zu datieren: »Ah, ich weiß das alles nimmer so genau. Das hab ich nich genau im Kopf, wann ich da genau rausgekommen bin.«

Das steht in scharfem Kontrast zu Hannes, der wichtige Ereignisse in seinem Leben sehr wohl datiert und sehr viel über die Vergangenheit reflektiert und ihre Bezüge zur Gegenwart buchstäblich dezidiert herausarbeitet. Auf die Frage, ob es nach dem Gefängnisaufenthalt noch ein Alkoholproblem gegeben habe, antwortet Bill: »Bisschen noch, aber nimmer so extrem. (...) Da war das Gefängnis ganz gut, um vom Alkohol wegzukommen, weil man hat dort ja kaum 'n Alkohol gekriegt.« Er erzählt aber im nächsten Atemzug, dass sein erster Gang nach der Entlassung in eine Kneipe führte: »Und durch das hab ich hinterher gleich schon wo – bei der Entlassung hab ich natürlich feiern müssen. Bin ich gleich in Waldstadt [Ort des Gefängnisses] ein Bier trinken gegangen. [lacht] Bevor ich heimgefahren bin, bin ich gleich in die erste Wirtschaft.«

Es findet sich in Hannes Assoziationen zu den »Gemeinen« keine Formulierung, die sich nicht ebenso gut auf Bill beziehen ließe. Das gilt sowohl unter Berücksichtigung von Bills Verhalten und Selbstdarstellung als auch der Beschreibung von Bills Person in der Familienkommunikation. Er wird in gewissem Sinne als triebhaft dargestellt, sowohl im sexuellen Sinne wie auch in Bezug auf Essen und Trinken. Er sei alkoholabhängig gewesen und nach wie vor gefährdet, aggressiv und tendenziell gewalttätig. Auf der anderen Seite sei er phlegmatisch, er scheint nichts aus seinem Leben machen zu wollen. Er liegt im Bett und »schiebt Psychose ab«.

Insgesamt verkörpert Bill wie auch die Gemeinen einen Gegenentwurf zu der Lebensführung und Lebensperspektive von Hannes. Dies betrifft insbesondere die Differenz zwischen Hannes' ethisch geprägter Lebensführung und Bills konsumatorischer Orientierung. Sehr prägnant ist auch der Unterschied in der Bedeutung der Sexualität. Bill trägt geradezu zur Schau, wie wichtig ihm Sex ist, und unterscheidet sich in dieser Hinsicht grundlegend von Hannes, der sich eher als asexuell, ja geradezu als »kastriert« darstellt, selbst seine Neigung zur Onanie thematisiert und eher platonische Beziehungen zu Frauen zu unterhalten scheint. Hannes könnte von Typen wie Bill oder seinen Freunden in der Tat als ein »Wichser« bezeichnet werden oder worden sein. Gut möglich, dass ein derartiges Wort irgendwann einmal zwischen den Brüdern gefallen ist.

Die Seite des Guten

Weniger plastisch als die Seite des Bösen ist in Hannes' Stimmenwelt die Seite der Guten – mit Ausnahme vielleicht seiner eigenen Person. Dennoch ist sie für die Architektonik von Hannes' innerer Welt und insbesondere auch für seine Überzeugung, irgendwann einmal mit den bösen Stimmen fertig zu werden, von erheblicher Bedeutung.

Der Schöpfer

Wir konnten bereits verschiedenen Zitaten entnehmen, dass in das Gefüge der inneren Welt von Hannes manchmal beiläufig, manchmal ausführlich eine Figur ins Spiel kommt, die er »den Schöpfer« nennt. Gleich zu Anfang der ausführlich analysierten Sequenz des Erstgesprächs äußert Hannes die Vermutung, dass die bösen Stimmen in Wirklichkeit vom Schöpfer bekämpft würden (»Die meinen halt immer bloß, ja bloß sie täten angreifen und ich wär immer der, wo ins Eck gedrückt wäre oder so. Und dabei is das alles relativ, no. Denk eher, die werden bekämpft vom Schöpfer, no. Weil sie kein Anrecht auf 'n langes Leben haben, wenn sie andere nur umbringen wollen, no.«)

Der Schöpfer kommt hier offensichtlich in einem Zusammenhang ins Spiel, in dem es auch vom pragmatischen Kontext der Äußerung her um die Frage von Hannes' Autonomie und Selbstbehauptung geht. Dass Hannes immer in die Ecke gedrängt würde – diese Strategie der bösen Stimmen wird relativiert mit dem Hinweis, dass sie vom Schöpfer bekämpft würden. Dieser Schöpfer wird in dieser ersten Stelle bereits als eine Instanz des Rechts, der Gerechtigkeit ins Spiel gebracht.

In dieser Eigenschaft scheint er über allen anderen zu stehen, was sich auch darin ausdrückt, dass er im Gegensatz zu den bösen Stimmen nicht spricht. Er ist in dieser Hinsicht eher ein abwesender Gott (Deus absconditus). Hannes sagt aber eindeutig, dass man mit ihm kommunizieren könne, und zwar über die Zeichen des I Ging und die entsprechenden Kommentare: »Das is halt 'n Mittel, mit dem Schöpfer zu kommunizieren, also, kann da einige Frage, wo einen interessiert, wo einen zum Sinn, zum Leben führen, kriegt man da Antworten drauf.«

Das eigentliche Medium der Verständigung mit dem Schöpfer ist also die Schrift, zugleich wird in diesem Zusammenhang der Schöpfer als eine Instanz des Sinns des Lebens ins Spiel gebracht.

Hannes steht auf der Seite des Schöpfers. Letztlich dadurch gelingt es ihm, ein Leben zu führen, das ethisch ist, und damit in seiner Sicht am Leben zu bleiben. Bestandteil seiner Lebensführung ist ja, den Kampf gegen die bösen Stimmen des Tyrannen und der Gemeinen zu führen, in dem Hannes sich zu bewähren hat. In dem Maße, wie er sich darauf einlässt, ist er »Schöpferdiener«:

Hannes: Ich seh da schon ein bisschen anders und sag: »Ich bin Schöpferdiener und so und kämpf auch für den Schöpfer«, gell, und lass das nicht zu, dass solche Leute wieder an die Macht kommen, ne, sonst gibts wieder 'n Krieg wie bei Adolf Hitler, kommt wieder so 'n Verrückter hoch wie –

Interviewer: Also Sie

Hannes: weil ich mich da 'n bisschen auskenne und da nicht gleich ganz knallhart am Durchdrehen bin, weil ich 's I Ging hab und so, aber diese Aufgabe, die drei, vier Stimmen da (wo des sin?) zu zu – öh wie könnt man sagen – ja, betreuen und so

Interviewer: Betreuen?

Hannes: Hm, ja, öh gucken, dass die keinen Scheiß mehr machen, und so, ne.

In dem zweiten Gespräch, aus dem diese Äußerung stammt, ist insgesamt auffallend, dass Hannes sich selbst im Vergleich zu dem Erstgespräch eine sehr viel aktivere Rolle im Zusammenhang mit den Stimmen zuschreibt. Stellte er sich im ersten Interview überwiegend als Opfer der Stimmen dar, so zeigt er sich hier als jemand, der Einfluss auf die Stimmen ausübt, sie »betreut«, um Schlimmeres zu verhüten, eine Lebensaufgabe darin findet, diesen »Kampf« auszuhalten.

Die Frage stellt sich allerdings, in welcher Hinsicht eigentlich der Schöpfer die Stimmen bekämpft, wenn er nicht seinerseits sprechend in Erscheinung tritt. In der Tat ist der Schöpfer in diesem Kampf von einer gewissen Passivität bestimmt. Dies hängt auch zusammen mit der spezifischen Fassung der Theodizee, die Hannes entwirft: »Man kann da auch sagen, ja warum, warum, warum und so, ge. Und ich hab gesagt, warum lässt der Schöpfer das zu, dass sich Leute gegenseitig umbringen, dass sich Selbstmordattentäter da in die Luft sprengen

und es Kriege gibt und so?« Seine Antwort ist: »Der Schöpfer kann da halt nichts machen, weil der Mensch 'n freien Willen hat.« Dennoch wird der Schöpfer in Fortführung des Motivs der Rechtsinstanz als *zukünftige* richtende Instanz beschrieben. Dies geschieht in der bereits verschiedentlich zitierten Stelle, in der es um die Lebensauffassung der Gemeinen geht:

Hannes: Jaja, Gemeinde also, so denken sie halt: fressen, ficken und saufen, ne, dann is das Leben (?) nur das Leben verschwenden, das is der Sinn von Leben, ne. Dass aber jeder mal stirbt und dann öh vorm Schöpfer steht und der Schöpfer dann fragt: »So, was hast du Gutes gemacht in deinem Leben?«, ne, und die vorweisen: »Ich hab zwei, drei Leute umgebracht, in den Selbstmord getrieben, weil ich gedacht habe, das wäre normal.« Aber Unwissenheit schützt vor Strafe, ne.

Hier erscheint der Schöpfer als die Instanz, die letztlich über Gut und Böse richtet und gegebenenfalls das Böse bestraft. Das nützt allerdings Hannes sozusagen zu Lebzeiten nicht direkt etwas. Hier muss er selbst den Kampf gegen das Böse aufnehmen.

Er versteht sich jedenfalls als Vertreter eines Gegenentwurfs zu dem Lebensentwurf der Gemeinen. Der Schöpfer ist zugleich Garant für seine eigene ethisch bestimmte Lebensführung und Lebensperspektive. Diese Garantenfunktion reicht sogar bis in die Frage der materiellen Ressourcen, der Bereitstellung der notwendigen finanziellen Mittel. »Mein Schicksal ist es«, sagt Hannes, »eben so zu leben, ne. (.) Der Schöpfer will es so und dann mach ich das so, ne, ne. (.) Das isch normal. Wenn der Schöpfer mir dann noch 'n bisschen Geld dazu gibt, dann is das ganz gut, gell.«

Dass der Schöpfer in engem Bezug zu einer väterlichen Position steht, spricht Hannes selbst direkt aus. Diese Äußerung findet sich; wenn Hannes – wie bereits zitiert – den ersten Kontakt mit den Stimmen interpretiert. Hannes geht dabei geradezu psychoanalytisch vor und spricht zunächst davon, dass in der »Mutter-Kind-Beziehung« etwas nicht gestimmt habe – was genau, bleibt unklar. Der Linie »wachsen = onanieren« folgend, nimmt Hannes dann Bezug auf eine Situation kindlicher Onanie, in die der Vater mit Schlägen eingegriffen habe:

Hannes: Und dann hab ich halt rausgefunden, dass ich ehm früher als Kind schon einen Mittagsschlaf hab machen müssen, meine Eltern haben die Läden heruntergelassen und dann wars dunkel. Wir haben

halt nicht geschlafen, wir haben dann im Bett irgendwie rumgespielt im Dunkeln und seitdem kann ich z. B. keine Läden runterlassen. [...] dann hat's Schläge gegeben von meinem Vater. Sind die Läden runtergegangen und dann hat man in den Keller müssen und is dann geschlagen worden. Das alles nur im übertragenen Sinn, jetzt bist du im Keller, jetzt bist du der Geschlagene, so und so, den Teufel die Trepp hochwandeln sehen, ne, als Kind ...

Es ist unmöglich, den Realitätsgehalt dieser Episode zu beurteilen – zumal Hannes selbst ihn mit der Feststellung »das alles nur im übertragenen Sinn« zu relativieren scheint. Der Gesamtzusammenhang »Mutter-Kind-Beziehung – Onanie – Eingriff des Vaters – Schmähung der Stimmen« bleibt vage und unausgesprochen. Jedenfalls schließt Hannes die Erzählung dieser Episode mit folgenden Worten:

Hannes: Ne, wenn man jetzt das alles zusammen tut, dann muss man schon sagen, okay, der Schöpfer hat gesagt, du hast deinen Vater verlassen, aber du hast ihn jetzt wiedergefunden. Mit dem hab ich auch wieder den Schöpfer, also der Vater von dem Menschen wiedergefunden.

Hannes rekonstruiert hier die Geschichte seiner Krankheit als eine Art »Abfallen« vom Vater. Komplementär dazu konstruiert er die Gegenwart (und damit sozusagen seine Rehabilitation) als eine Geschichte der Wiederfindung des Vaters, die er dann gleichsetzt mit einer Wiederannäherung an den Schöpfer, den er als eine Art Vater von allen konstruiert. Das rückt den realen Vater zwar in einen Bezug zu dem Übervater in Gestalt des Schöpfers, setzt sie aber ausdrücklich nicht gleich. Dennoch lassen sich in Bezug auf Walter bestimmte Sinnkorrespondenzen zu der Sinnsphäre des Schöpfers herstellen. Beispielsweise bewundert Walter explizit die I-Ging-Zeichen, also die Realisierungsformen der Kommunikation von Hannes mit dem Schöpfer. Und es ist Walter, in offensichtlichem Gegensatz zu Klara, der in der ersten Stimmennarration Hannes darin bestärkt, dass es ein Mittel gebe gegen die Krankheit; fast orakelhaft nimmt sich sein Kommentar aus.

Auch im realen Leben steht objektiv Walter in besonders prägnanter Weise für jene Haltung, »aus seinem Leben etwas zu machen«, die Hannes als ethisches Prinzip für sich realisieren will und die er als einen Anspruch des Schöpfers an sich sieht. Walter ist in der Firma aufgestiegen, er hat etwas gelernt, sich dann nochmals fortgebildet und

er ist es vermutlich auch, der in der »Knotenphase« diesen Anspruch gegenüber den Jungen geltend gemacht hat.

Eine weitere Sinnkorrespondenz könnte man in der spezifischen Weise der Abwesenheit des Schöpfers sehen. Sie betrifft ja wie gesagt vor allem zwei Elemente:

- Der Schöpfer ist nicht beteiligt an der vokalen Kommunikation, er hat keine Stimme, allerdings kann man mit ihm über die Schriftzeichen des I Ging kommunizieren;
- der Schöpfer kann nichts gegen die Aktivitäten der Bösen machen, wegen des freien Willens.

Es ist zumindest eine Überlegung wert, ob die spezifische Randständigkeit von Walter in der familialen Kommunikation und das Theodizee-Problem von Hannes nicht seine familienbiografische Entsprechung in dem Umstand finden, dass sich Walter gegen Bills Eskapaden praktisch als machtlos erwies. Die Frage, wer denn für die Familie sprechen soll, war eigentlich von Anfang an so entschieden, dass es die Mutter sein sollte. Walter hat im wirklichen Leben zwar nicht gerade keine Stimme, aber er bleibt doch entschieden im Hintergrund.

Wie aus der biografischen Anamnese hervorgeht, war Walter durchaus Zielscheibe von Bills Aggressivität, und insgesamt steht Bill insofern auf der anderen Seite, als sein Verhältnis zu Klara sehr eng ist: Sie fährt mit ihm allein, also ohne Walter, in den Urlaub. Insofern würde es sozusagen auch im wirklichen Leben Sinn haben, dass Hannes für den Schöpfer, also für das väterliche Prinzip kämpft. Insgesamt fällt allerdings auf, dass die Gegenfigur des Schöpfers außerordentlich blass bleibt, was natürlich eben damit zu tun hat, dass er zumindest in der Gegenwart nicht spricht.

Die Mädels

Auf der Seite des Guten finden sich quasi komplementär zu den Gemeinen die Mädels. Hannes nennt gelegentlich die Zahl drei. Im Unterschied zum Schöpfer scheinen sie aber Stimmen zu haben, wenngleich auch sie nicht in derselben Weise Gesprächig sind wie die Gemeinen und der Tyrann. Sie werden ebenfalls ganz am Anfang der ersten Er-

wählung der Stimmen durch Hannes eingeführt in der Seitenbemerkung, dass sie gute Stimmen seien und dass sie zu ihm halten, »die Arschlöcher auch weghaben wollen« Die Mädchenstimmen sind auf Hannes' Seite, sie teilen seine ethischen Prinzipien, sie wissen »genau, wir können's nicht gleichtun wie die und sagen: ›Wir bringen euch einfach um.« Die Mädels lachen mit ihm noch heute, wenn sie gemeinsam daran zurückdenken, als Hannes zum ersten Mal den Stimmen entgegenhielt: »[...] wenn ihr Menschen seid, okay, dann wart ich, bis ihr tot seid.«

Ansonsten stellt sich Hannes als eine Art Beschützer der Mädels vor den (sexuellen) Zugriffen der bösen Stimmen dar, dafür drei Belegstellen:

»Die sagen: ›Hannes, mach weiter, du hilfst uns. Das sind Vergewaltiger, und wenn sie's nur im Traum machen.« Das sind solche, ich kenn solche Kriminelle, gell. Ne, die sind schon drauf, ne. Die mir sagen (?) wir haben den oder den früher schön gemacht ähm, wo er seine Vergewaltigungen durchgeführt haben, dass der dann nachher 'n gutes Gefühl hat, dann kann ich mir schon denken, wieso die die Leute – öh Frauen vergewaltigen, ne. Und da kein Schuldbewusstsein oder sonst was haben können. Das is schlimm.«

»Ich geb mein Leben sogar her, um mit den Mädels das durchzumachen, die ham nämlich euch satt mit eurer Schönmacherei, der Gottspielerei und so angebetet werden wollen!, ne so, und: ›Nö, das läuft nicht.« [lacht] Die Mädels halten zu mir, gell, und das stinkt denen brutal. Was die wollen, is erst mal die Mädels für sich zu gewinnen und dann ihren Scheißkrieg da durchzuziehen. Das sind die, die dann daheim im Bett liegen und Psychose abschieben und so.«

»Unter unserer Mannschaft ist halt ich und noch drei Mädels, ne. Und die wollen immer an die die Mädels an die Wäsche. [...] Die Mädels, die sind gut, gut in allem. Ich weiß nich, wer die sind oder die männliche Stimmen. Ich habe noch nie solche Leute kennengelernt, oder so, die so reden, oder so.«

Auch die Beziehung zu den Mädels ist ethisch geprägt. Hannes hat anscheinend geradezu die Mission, den Mädels zur Seite zu stehen. Mit ihnen spricht Hannes und sie sprechen zu ihm. Die Qualität dieser Beziehung ist eine der wechselseitigen Solidarität, mit einer gewissen Dominanz der Rolle von Hannes, da er ihnen ja hilft. Insofern könnte

man sagen: Hannes ist Gefolgsmann des Schöpfers (Schöpferdiener) und in gewissem Sinne sind die Mädels seine Gefolgsfrauen – allerdings ist diese Gefolgschaftsbeziehung vergleichsweise egalitär, Hannes spricht von »unserer Mannschaft«.

An der Gesamtkonstellation fällt auf, dass Hannes zwar mit den bösen Stimmen in eine Konkurrenzsituation tritt (und sich in ihr behauptet), dass er aber im Gegensatz zu deren sexuellen Interessen an den Mädchen selbst in einer jedenfalls nicht explizit sexuellen Beziehung zu ihnen steht. Er beschützt sie, sie halten zu ihm, er hält zu ihnen, es geht um Solidarität und um Einverständnis in den ethischen Prinzipien. Diese ethische Akzentuierung taucht auch an einer anderen Stelle auf, wenn Hannes selbst die Frage aufwirft, ob die Mädels etwas mit seiner Biografie zu tun haben könnten. »Ich habe«, sagt er da, »Frauen eh in die Drogenkreise mit reingezogen und so und jetzt muss ich halt wieder alles gutmachen, ne, und jetzt hab ich da – auch einige Mädels sind dabei, also Stimmen, auch weibliche Stimmen.« Sein Verhältnis zu den Mädels erscheint als eine Art Wiedergutmachung von etwas, das sich im wirklichen Leben ereignet hat, zugleich stellt er aber auch in gewissem Widerspruch zu der eben getroffenen Aussage an anderer Stelle fest: »Ich weiß nicht, wer die sind. [...] Ich hab noch nie solche Leute kennengelernt«.

Es fällt auf, dass der Ausdruck »Mädels« anstatt »Mädchen« sowohl von Hannes wie auch von der Mutter und von Bill gebraucht wird. Klara bezeichnet einmal die Freundin von Bill als ein »Mädel«. Bill spricht einmal von drei Mädels und meint damit die Kinder seiner Schwester, also seine und Hannes' Nichten. Der Ausdruck »Mädel« taucht des Weiteren in einer Erzählung von Klara auf, in der sie eine Geschichte wiedergibt, die ihr Hannes erzählt hat. Und zwar sei er, offenbar im Kontext des Karatevereins, von »Mädels« angesprochen worden. Sie hätten ihn gefragt, ob er Medikamente nähme und ob er damit eigentlich »ein richtiger Mann« sein könne, mit anderen Worten, ob diese Mittel seine Potenz beeinträchtigen würden. Klara deutet an, dass Hannes dies mit einer gewissen Verbitterung darüber, dass er keine Freundin habe, erzählt habe. Auf die Frage angesprochen, ob er denn früher einmal eine Freundin gehabt habe, erzählt Klara in diesem Zusammenhang, dass er ganz früher in den Drogenzeiten eine Freundin gehabt habe, die ihn aber immer »heruntergezogen«

hätte (auch hier wieder der Gestus der Abwertung von Partnerinnen ihrer Söhne). Er habe den Kontakt zu ihr aufgegeben. Dies steht in gewissem Gegensatz zu Hannes' Auskunft, *er* habe Mädchen in die Drogenkreise hineingezogen. In diesem Kontext erfahre ich, dass die Eltern offenbar nichts von den Mädchenstimmen wissen, jedenfalls überrascht sind, als ich die Mädchenstimmen erwähne. Das ist deswegen erstaunlich, weil sie die Erwähnung dieser Stimmen durch Hannes ja durch mein Transkript belegbar in dem Erstgespräch mitbekommen haben. Hannes hat durchaus Kontakte auch zu Frauen, er besucht kulturelle Veranstaltungen und kennt Menschen in der Stadt, auch Mädels. Diese Beziehungen beinhalten aber – wie auch die Erzählung der Mutter andeutet – jedenfalls keine nach außen preisgegebene sexuelle Dimension.

Insofern könnte man vermuten, dass sowohl die realen Beziehungen von Hannes zu Frauen wie auch die zu den Mädels etwas von einer geschwisterlichen Beziehung an sich haben: solidarisch, Momente des großen Bruders, des Beschützers aufnehmend. Das könnte auf eine Korrespondenz der Mädels mit der Schwester von Hannes und Bill hindeuten. Diese Vermutung bleibt aber spekulativ, weil wir über die Schwester fast nichts wissen. Allerdings wird an einer Stelle von Klara erwähnt, dass sie damals – als Bills Alkoholeskapaden die Familie belasteten – vor allem Angst um ihre Tochter hatten, deren Schutz war anscheinend ausschlaggebend dafür, dass Bill des Hauses verwiesen wurde (»Bis wir dann im Endeffekt gesagt haben: aufhören oder raus. [...] Raus aus unser, aus unserem Haus. Wir wollen nicht auch noch, wir haben ja noch eine Tochter gehabt.«). Zur assoziativen Sphäre der Schwester passt immerhin auch die Zahl »drei« – denn sie hat wiederum drei Töchter.

»Korrespondenzanalyse«

Es ist an der Zeit, eine Zwischenreflexion einzulegen. Ich habe in den vorangegangenen Seiten Indizien dafür gesammelt, dass es bestimmte Analogien, Korrespondenzen gibt zwischen der Welt von Hannes' Stimmen und seiner familialen Lebenswelt. Wir müssen jetzt noch einmal etwas genauer nach deren Status fragen. Zunächst ist zu sagen, dass alle Korrespondenzen auf einer relativ allgemeinen Ebene spielen. Das legt schon der geradezu archetypische Charakter der Positionen in der Stimmenerzählung von Hannes nahe. Die Korrespondenzen bei den realen Personen beruhen auf besonders prägnanten Zügen dieser Personen, wie sie entweder in beobachteten Interaktionen oder als Klischees in der familialen Kommunikation auftauchen. Das ist in gewisser Weise immer so mit Charakterisierungen – wenn es vom Vater heißt, er sei eher der Ruhige, oder von Hannes, er sei schon immer nervös gewesen, dann handelt es sich hier um Verallgemeinerungen, die genau genommen nur Züge der Person betreffen und sehr viel von dem ausblenden, was Personen sonst noch für Eigenschaften haben.

Hier bietet sich der Vergleich mit einer sogenannten Korrespondenzanalyse an. Dabei handelt es sich um eine statistische Methode zur Abbildung von Datenstrukturen, wie sie bei der Kreuztabellierung von bestimmten Variablen entstehen. Bei jeder Korrespondenzanalyse werden Merkmalsräume gebildet, deren Extrempunkte einander gegenüberliegende Eigenschaftsdimensionen bilden, wie z. B. gut versus böse, hohe Schicht versus niedrige Schicht, musikalisch versus unmusikalisch. Der so aufgespannte Raum ermöglicht es dann, andere Merkmale oder auch Gruppen nach ihrer *relativen* Nähe zu den Extrempunkten abzubilden. Dabei entspricht ein abgebildeter Punkt niemals vollständig dem den Raum definierenden Extrempunkt, sondern er hat nur eine bestimmte »Tendenz« in eine bestimmte Richtung.

Während nun die Stimmen an den Extrempunkten der Quadranten liegen und insofern ein Extrem- bzw. Idealprofil bilden, lässt sich bei den realen Personen nur eine relative Tendenz in eine bestimmte Richtung abbilden. Die Lage der Stimmen ergibt sich sozusagen aus einer zentrischen Streckung der Verhältnisse zwischen den realen Personen,

sie beinhaltet – wie die Idealtypen Max Webers – die »gedankliche Steigerung bestimmter Elemente der Wirklichkeit«, die »einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte (...) zu einem in sich einheitlichen Gedankenbild« (WEBER 1988, S. 190f.). Durch die Stimmen sind also idealtypische Positionen abgesteckt. Die realen Personen lassen sich in diesem Raum danach abbilden, wozu sie am ehesten eine relative Tendenz haben, wie nah oder fern ihre Wirklichkeit der idealen Konstruktion gegenübersteht (Weber). So kann man nicht sagen, dass sich die Mutter durchweg tyrannisch verhält; wenn man aber fragt, wer von den Personen am ehesten ein fassbar tyrannisches (auf Machtausübung, Kontrolle, Gefangennahme) zielendes Verhalten zeigt, dann ist es sicher die Mutter. Aus diesen Überlegungen ergibt sich in etwa eine Skizze wie in Abbildung 6.

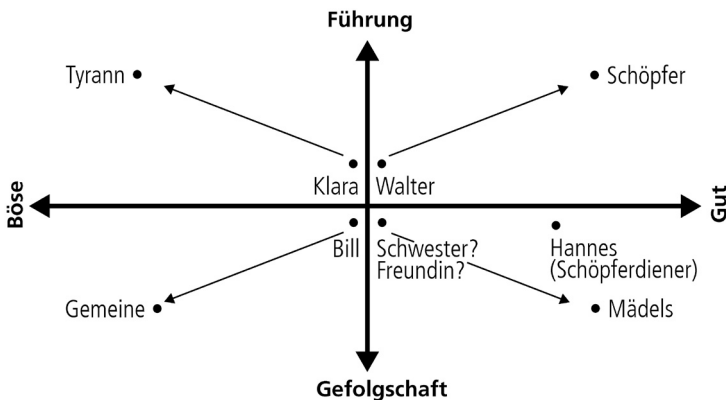


Abbildung 6: Korrespondenzanalyse
Abbildung der Familienverhältnisse im Merkmalsraum der Stimmen

Das Vierpositionengefüge der Stimmen erinnert strukturell an eine Familie (mit mehreren Söhnen und Töchtern). Die herausgearbeiteten Sinnkorrespondenzen belegen zumindest zum Teil, dass Hannes auf die Welt der Stimmen im Ansatz Teile der Strukturlogik seiner Familie projiziert. Aber es ist wichtig im Auge zu behalten, dass das keine 1:1-Abbildung ist. Denn die Struktur der Stimmenwelt ist ein allgemeineres Strukturschema – es sind zwei aufeinander bezogene Führer-Gefolgschafts-Verhältnisse, über deren interne Struktur nicht

viel bekannt ist, sieht man einmal von Hannes' Verhältnis zum Schöpfer ab. Das kann man zwar rein formal unter anderem auch auf eine Familie beziehen, aber es wäre eine hochgradig gesplante, eigentlich eine gescheiterte Familie. Denn der Schöpfer und der Tyrann bekämpfen sich gegenseitig.

Die weitere Frage, die zu stellen wäre, lautet: Korrespondenzen eigentlich für wen und zwischen was? Wohlgemerkt: Es ist nicht Hannes, der diese Korrespondenzen explizit herstellt, sondern wir sind es. Von Hannes selbst sehr vorsichtig thematisierte Korrespondenzen sind zum einen die zwischen Schöpfer und seinem Vater und zum anderen die Vermutung, die Mädels hätten etwas mit einer Wiedergutmachung an den Freundinnen zu tun, die er zu den Drogen gebracht habe. Auffälligerweise äußert sich Hannes, wenn überhaupt, dann auf der Seite des Guten zu Korrespondenzen. Dies betrifft auch seine eigene Person, die ja eindeutig auf die gute Seite gehört. Es gibt hingegen keine einzige Äußerung von Hannes in meinem Material, der explizit zu entnehmen wäre: »Meine Mutter ist (wie) ein Tyrann.« Auch die offene Kritik in der Szene, die den Bruder betrifft, enthält keine explizite Äußerung an die Adresse der Mutter im Sinne eines »Du mischst dich ein, du bevormundest andere«. Dasselbe gilt für den Bruder.

Im Gegenteil, alle expliziten Äußerungen von Hannes über Mutter und Bruder sind ausgesprochen positiv und dosiert. So sagt er von der Mutter, sie mache »ihre Sache gut«, er *wolle*, dass sie den Haushalt führe. Klara berichtet mir fast schon besorgt, als ob sie es selbst nicht glaube, er habe am Telefon gesagt, er liebe sie. Hannes hält es für denkbar und wünschenswert, ebenso wie Bill mit der Mutter mal in den Urlaub zu fahren. Vom Bruder spricht Hannes mit großer Achtung und zum Teil um sein Wohlergehen besorgt. Nie erwähnt er dessen Vorgeschichte – den versuchten Totschlag oder die Suchtgefährdung, eher bagatellisiert er dessen Probleme in freundlicher Weise. Zum Teil thematisiert er seine Unselbstständigkeit und macht Vorschläge zu ihrer Überwindung, aber solche Äußerungen machen in keiner Weise einen polemischen Eindruck. Gerade am Beispiel des Bruders lässt sich gut die Relation zwischen den realen Positionen der Familienmitglieder und den mythischen Positionen der Stimmen verdeutlichen. Auf meine Frage (anknüpfend an das Gespräch mit Klara): »Wie sehen Sie das mit Ihrem Bruder?«, antwortet Hannes: »Sein Nachteil is,

dass er halt 'ne träge Natur is, ne.« Dies ist zwar in abgeschwächter Form eine Eigenschaft, die Hannes auch den Gemeinen zuschreibt. Aber er beeilt sich, das sofort zu entschärfen, wenn er fortfährt: »Einfach auch stinknormal etwas faul is« – auch das, abgesehen von dem »stinknormal«, eine Eigenschaft der Gemeinen. In der Linie dieser Normalisierung liegt es, wenn er auf meine suggestive Frage: »Eigentlich ist er 's ganze Gegenteil von Ihnen in mancher Beziehung, oder?«, ausweichend antwortet: »Ja, also, er is halt, er is halt ein Wasserzeichen vom Sternzeichen her. [...] er is 'n Krebs, is er«. Damit liefert Hannes eine harmlose Entschuldigung für bestimmte Haltungen des Bruders, die er aber im Grunde als überwindbar darstellt:

»Die sind halt durch das, die fallen so in die Frühlings... öh ...müdigkeit rein, ne. Kann man sagen, ne. In dem Zeitraum und deswegen sind die immer 'n bisschen träge und so. Er muss eigene Initiative entwickeln, man muss gucken, dass er eigene Ideen entwickelt, dass er dass er 'n Geld kriegt, grad das Budget kriegt, um Anreize zu machen, mit dem Geld was Aktives zu veranstalten. Da gäb's bestimmt Möglichkeiten, was er machen könnte.«

Methodisch gesehen haben wir aber auch die behaupteten Korrespondenzen gar nicht überwiegend expliziten Aussagen Hannes' entnommen, sondern im Wesentlichen auf zwei Formen von Indizien zurückgegriffen:

- auf für die Beteiligten latente, von ihnen nicht explizierte, wenn gleich von ihnen – beobachtbar – produzierte Sinnstrukturen der Interaktionen, insbesondere zwischen Hannes und Klara;
- auf in der Familie kursierende Geschichten, Deutungsmuster, Beschreibungen, die – ohne expliziten Zusammenhang zu den Stimmen – doch verblüffende Korrelationen und Analogien zu Elementen der Stimmennarrationen unterhalten.

Das prägnanteste Beispiel für Letzteres ist sicher die Person Bills, mit der in der Familie und in dessen Selbstbeschreibung die Motive Sex, Alkohol, Gewalt, nichts aus seinem Leben machen, Fressen so zwingend verknüpft sind, dass fast die Frage naheliegt, wieso diese Elemente in Hannes' expliziter Charakterisierung des Bruders so vollkommen abwesend sind. Sie müssen Hannes bekannt sein, er greift aber nicht darauf zurück. Stattdessen tauchen sie sozusagen von dem Bezug zum Bruder gekappt in seinen Stimmenerzählungen

auf. Nicht weniger einleuchtend für Beobachter der Interaktionen von Hannes mit der Mutter ist das Motiv der Autonomieeinschränkung, der Tyrannei der Mutter und des Kampfes mit der Mutter um das Rederecht. Dennoch thematisiert Hannes das niemals. Stattdessen tauchen die latenten Sinnstrukturen der Interaktionen mit der Mutter als Fragmente, wie immer verschoben, vergrößert, ins Mythische vergrößert, im Verhältnis von Hannes zu den Stimmen auf. Manchmal drängt sich dieser Zusammenhang auf, dann wieder – ich hatte das mit einem Kippbild verglichen – muss man zu dem Schluss kommen, »nein, hier handelt es sich um etwas völlig anderes«. Die Beziehung von realer sozialer Erfahrung und der Welt der Stimmen bleibt im höchsten Grade unklar und schillernd, ambig, ständig umschlagend.

Was sich in diesem Zusammenhang ebenfalls aufdrängt, ist eine hohe Plausibilität des psychoanalytischen Begriffs der Spaltung.

»Gegensätzliche Gefühls- oder Erlebensqualitäten einer Interaktion (...) können gegenüber einer Person nicht gleichzeitig wahrgenommen werden. Stattdessen werden sie der Person zeitversetzt zugeschrieben, was dazu führt, dass die Person dann als »nur gut« oder »nur böse« bewertet wird. Eine zeitgleiche Integration ambivalenter Gefühle gelingt nicht (= eingeschränkte Ambivalenztoleranz).« (BRUNNHUBER u. a. 2005, S. 104)

In unserem Fall ergibt sich die Spaltung aus der offensichtlichen Nichtidentität der Stimmen mit den Eltern, die Hannes ja sogar explizit beteuert. Es scheint, als spalte Hannes sozusagen seine Wahrnehmung und Beschreibung von Zügen der realen Personen seiner Familie auf: Ein Teil dieser Wahrnehmungen und Beschreibungen verschwindet aus der expliziten Kommunikation und taucht stattdessen – losgelöst von der realen Person – fragmentarisch, verformt, ins Überdimensionale gestreckt und vergrößert als Merkmal der Stimmen auf. Verdrängt bzw. verworfen wird dabei der Bezug zu der realen Person. Dafür gibt es in Bezug auf die Mädels eine Äußerung, die dies direkt belegt. »Ich habe«, sagt er, »Frauen eh in die Drogenkreise mit reingezogen und so und jetzt muss ich halt wieder alles gutmachen, ne, und jetzt hab ich da – auch einige Mädels sind dabei, also Stimmen, auch weibliche Stimmen.« An einer Stelle dagegen scheint er diesen Zusammenhang energisch zu verneinen: »Die Mädels, die sind gut, gut in allem. Ich

weiß nicht, wer die sind oder die männliche Stimmen. Ich habe noch nie solche Leute kennengelernt, oder so, die so reden, oder so.«

In der erklärten, deklarativen Einschätzung Klaras und Hannes' Beziehung zu ihr findet sich nur Gutes: Sie mache, sagt er, ihre Sache gut, er liebt sie, er lässt sich von ihr küssen, er will in den Urlaub mit ihr fahren, er nimmt sie in Schutz und vertraut ihr angeblich vollständig. In der nichtdeklarativen Projektion auf die Tyrannenstimme tauchen – sozusagen als ihr böser Schatten und symbolisch überhöht – alle jene Eigenschaften auf, die sich objektiv durchaus in den Interaktionen zwischen Klara und Hannes finden: ihr Kontrollbedürfnis, die Ausübung von Macht, die Infantilisierung des erwachsenen Sohnes, sozusagen seine Gefangennahme.

Ebenso ist es beim Bruder: Er ist in Hannes' Augen eigentlich ein guter Kerl, nur etwas faul, ganz normal faul, mit der richtigen Motivation kann noch was aus ihm werden. Das ist durchaus eine Möglichkeit, im Alltag mit ihm umzugehen. Die andere in der Familie durchaus präsente Seite des Bruders: seine Gewaltexzesse, seine Haltlosigkeit im Bezug auf Alkohol, die durchaus nicht normale, sondern bis zum Stupor gehende Apathie, die realen biografischen Gegebenheiten – die tauchen, ebenfalls ins Fantastische überhöht, allenfalls in den Berichten über die Stimmen der Gemeinen auf.

Während man sagen könnte, den Stimmen rechnet Hannes im Fall der Mutter und des Bruders deren von ihm aus der Alltagserfahrung verdrängte Böses zu, so müsste man beim Vater Walter bzw. dem Schöpfer umgekehrt argumentieren. Gegenüber dem Vater äußert Hannes nämlich – zumindest bezogen auf die Vergangenheit – sehr wohl dezidierte Kritik. Er wirft ihm seine Strenge vor, dass er die Kinder geschlagen habe, dass er in der entscheidenden Frage im Zusammenhang mit der Drogenkarriere Fehler gemacht habe, überzogen habe, wiewohl er ihm aus heutiger Sicht in der Sache recht geben müsse. Genau spiegelverkehrt zu Bill und Klara finden sich dagegen im gesamten Material keine expliziten positiven Charakterisierungen von Walter (sieht man einmal von dem Zugeständnis ab, er habe das Beste gewollt und er müsse ihm heute recht geben). Insofern liegt die These nahe, dass der Schöpfer wiederum – als Schatten Walters – dessen aus der Alltagsthematisierung verbanntes Gutes, wiederum mythisch gestreckt, aufnimmt.

Man könnte also sagen, das, was wir Hannes' Wahn nennen, bildet mit den reflexiven und deklarativen Alltagsausdeutungen der Familiensituation ein untrennbares System – der Wahn spricht aus, was Hannes in der reflektierten Version seiner realen Welterfahrung ausblendet. Er komplementiert sozusagen in comicartiger Zuspitzung Hannes' reflexiv im Alltag verfügbare Deutungsmodelle seiner Familie und die darin enthaltenen Positionen und Positionierungen.

Die Mutter ist ausgesprochen nur die gute Mutter, die ihre Sache gut macht, die er liebt – der Tyrann enthält das nicht ausgesprochene Böse der Mutter: ihre Herrschsucht, ihre Kleinlichkeit, ihr taktisches Einsetzen von Schmerzen zur Erzeugung von Abhängigkeit. Der Bruder ist ausgesprochen nur der im Grunde gute Kerl, dem man ein bisschen auf die Sprünge helfen müsste – die Gemeinen-Position enthält das Nichtausgesprochene am Bruder: seine Haltlosigkeit, seine Affinität zu Gewalt, sein sozusagen süchtiges Weltverhältnis. Beim Vater dagegen überwiegt – ausgesprochen – eher die Kritik: Er war zumindest früher zu streng, auf seine Weise gewalttätig, wurde der Probleme nicht Herr, wenngleich er es gut gemeint hat. Dagegen erscheint das Gute des Vaters: dass er aus seinem Leben etwas gemacht hat, dass er eigentlich diesen Anspruch gegenüber den Söhnen nach wie vor offenhält, im Schöpfer. Bei den Mädels dagegen ist eine derartige Entgegensetzung im Material nicht erkennbar, aber das mag auch daran liegen, dass sie die Einzigen sind, zu denen Hannes sowohl im einen wie im anderen Umfeld ein vergleichsweise gelassenes Verhältnis zu haben scheint.

Vergegenwärtigt man sich diese Zusammenhänge insgesamt, so ergibt sich das folgende, in der Tabelle zusammengefasste Bild. Die Personen, die Hannes im Alltag nachweislich hochgradig ambivalent erfährt – seine Mutter, seinen Vater, seinen Bruder –, erfahren in der Welt der Stimmen jeweils die umgekehrte affektive Bewertung wie in der Alltagswelt. Die reale Mutter und den realen Bruder bewertet Hannes in der expliziten Alltagsdeutung positiv bzw. nachsichtig, ihr Komplement in der Welt der Stimmen ist dagegen negativ. Den realen Vater bewertet Hannes in der Alltagsdeutung eher kritisch, in der Welt der Stimmen ist sein Komplement völlig positiv. Er selbst und die Mädels sind dagegen in beiden Welten positiv konzipiert.

Tabelle 2: Ambivalenzen und Bewertungen in der Alltagserfahrung und in der Welt der Stimmen

	Alltagserfahrung ambivalent?	Bewertung in der Alltagswelt	Bewertung in der Stimmenwelt	
Klara (Mutter)	ja	+	-	»Tyrann«
Walter (Vater)	ja	-	+	»Schöpfer«
Bill (Bruder)	ja	+	-	»Gemeine«
Schwester?				
Freundinnen?	nein	+	+	»Mädels«
Hannes	nein	+	+	»Schöpferdiener«

Wenn man in der Metaphorik von »gut« und »böse« bleiben will, so bringen die Stimmen, abgespalten allerdings von ihrem Referenzpunkt in der Alltagsrealität, das Gute im Bösen und das Böse im Guten zum Ausdruck. Durch diese Spaltung erklärt sich aber auch der schematische comicartige Charakter der Figuren. Es handelt sich um eine Form der Ambivalenzvermeidung zugunsten der klaren Linien, eine Strategie, die der schizophrene Wahn auf gewisse Weise mit eingestanden und uneingestanden Bedürfnissen der Wissenschaft gemeinsam hat. Es wird Komplexität reduziert, wie immer auf eine verquere und letztlich sehr aufwendige und mit viel psychischer Energie verbundene Weise.

Die Stimmen und das Geld – soziobiografische Perspektive und das Persönliche Budget

Mit den vorstehenden Überlegungen sollen nicht Hannes' Wahn, seine Krankheit, seine Behinderung »erklärt« werden. Vielmehr möchte ich belegen, dass in deren Inhalten sich nicht ausschließlich, aber eben auch eine spezifische Ausdeutung von und Anknüpfung an Sinnstrukturen der Interaktionen und Interaktionsqualitäten in der Familie und deren Geschichte vollzieht. Es geht mir nicht darum, an die Stelle einer medizinischen Ätiologie eine Art soziales Modell zu

intronisieren und eine Reduktion der Krankheit von Hannes auf eine soziale Wahrnehmung vorzunehmen. Denn die entscheidende Frage, warum denn diese soziale Wahrnehmung in den Formen erfolgt, die wir angetroffen haben (Stimmenhören, Zwang, Wahn) – die ist durch die Analyse der Sinnstrukturen und ihrer Korrespondenzen zu den biografischen Strukturen und den Interaktionsstrukturen der Familie nicht im Mindesten aufgehellt. Dennoch ist es wichtig für das Verständnis von Hannes' Situation und letztlich auch für das Verständnis dessen, was man als seine »Krankheit« und »Behinderung« bezeichnet, dass sich in ihr eben *auch* etwas ausdrückt, was ich im Folgenden als soziobiografische Perspektive bezeichnen werde. Dieses »auch« ist mir wichtig und ich werde im folgenden Kapitel nochmals auf die Frage der Grenzen dieser Betrachtungsweise eingehen.

Ich habe zunächst aus Darstellungszwecken davon abgesehen, dass es Hannes natürlich nicht um eine wie immer skurrile Kartierung seiner sozialen Umwelt geht, sondern dass gerade die Interaktionsanalysen zeigen, dass es ihm um seine Rolle in diesem Schema geht, dass er sich darin selbst positioniert und positioniert sieht. Die Stimmen und die realen Personen »gehen ihn an« – und zwar im Doppelsinn dieses Ausdrucks: Sie betreffen ihn, gehen ihn etwas an, haben mit ihm zu tun und: Sie gehen ihn an im Sinne von »angreifen, attackieren«. Sie gehören in diesem doppelten Sinne zu seinem Leben.

Hannes kommt nach seinen eigenen Zeugnissen in der Welt der Stimmen ebenso vor wie in der Welt der Realität seiner Familie. Er ist der Einzige, der diese doppelte Zugehörigkeit vollzieht. Diese zweiseitige Zugehörigkeit ist – wie wir gesehen haben – mit existenziellen Affekten verknüpft. Es geht für Hannes in beiden Welten um Leben und Tod – und schon von daher wäre festzuhalten, dass das, was wir als seinen Wahn bezeichnen, was immer er sonst ist, eine bestimmte Perspektive auf das eigene Leben, seine Vergangenheit und Zukunft beinhaltet und gleichzeitig damit: eine Positionierung gegenüber imaginären oder realen anderen und ihrer Rolle in seinem Leben.

Unter einer soziobiografischen Perspektive verstehe ich wie gesagt die Positionierung eines Menschen gegenüber seinem eigenen Leben, seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und in engem Zusammenhang damit gegenüber anderen Menschen, die zugleich die Lebensführung und die damit verknüpften affektiven Grundhaltungen

organisiert. Ich muss an dieser Stelle sagen, dass ich dieses Konzept der Analyse von Hannes' Material verdanke, es in gewisser Hinsicht ein Ergebnis der Analyse ist, obwohl es gerade jetzt so aussieht, also ob ich es sozusagen von außen ins Spiel bringe, um darunter Hannes' Fall zu subsumieren. Dem ist nicht so – sondern es wurde entwickelt in engem Zusammenhang mit der Analyse. Es dient jetzt aber dazu, deren Darstellung selbst zu organisieren. Anders gesagt, geht es dabei um einen integrierten Zusammenhang von zeitlicher Perspektive (Vergangenheit/Zukunft), Lebensführung, sozialer Positionierung und Identität. In vielen zitierten Stellen fiel auf, dass in Hannes' Bezugnahmen auf die Stimmen zeitliche Bezüge durchscheinen, die mit der Positionierung in der Stimmenwelt, wenn man so will: mit deren Sozialstruktur aufs Engste verknüpft sind. Diesem im wörtlichen Sinne soziobiografischen Zusammenhang müssen wir jetzt auf systematische Weise nachgehen.

Auch er ist, wie ich gleich zeigen werde, aufs Engste verknüpft mit dem I Ging. Für Hannes' Deutung seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind offenbar drei Zeichen des I Ging von hohem Belang. Es ist für das Folgende wichtig, wenigstens im Ansatz etwas von der Logik des I Ging zu verstehen, deshalb muss ich, bevor ich auf Hannes' Deutungen komme, zumindest einige grobe Erklärungen vorausschicken.

Das I Ging kennt insgesamt 64 Zeichen, die in sich jeweils aus sechs durchgezogenen oder durchbrochenen Linien bestehen. Dabei bilden die drei obersten und die drei untersten Linien jeweils eine Gruppe, die für die Interpretation des Zeichens von Bedeutung sind. Zum Beispiel hier das bereits mehrfach erwähnte Zeichen »Die Verfinsterung des Lichts«:



Abbildung 7: Das I-Ging-Zeichen »Verfinsterung des Lichts«

Dabei bedeutet die obere, durchbrochene Gruppe laut I Ging die »Erde, das Empfangende« und die untere Gruppe »das Haftende,

das Feuer«. Das Licht ist sozusagen unter die Erde gesunken und verborgen.

Den Zeichen sind jeweils bestimmte Bezeichnungen und damit verbundene Deutungen von typischen oder sogar archetypischen Lebenssituationen sowie eine bestimmte Nummer zugeordnet. Ursprünglich entstanden diese Zeichen aus einer Orakelpraxis, in der eine sehr komplexe Form der Zahlenmystik eine Rolle spielt (WILHELM 1985, S. 288 ff.). Um zu den Zeichen zu kommen, gibt es eine sehr ausgefeilte und komplizierte Möglichkeit, nämlich das sogenannte Schafgarbenorakel, in dem durch sukzessives Ziehen und Aufteilen von insgesamt 50 Schafgarbenstängeln nach bestimmten Regeln ein solches I-Ging-Zeichen entsteht. Ich verzichte hier auf nähere Erläuterungen, weil Hannes, wie er mir erzählte, ausschließlich das einfachere sogenannte Münzenorakel praktiziert.

In der Ausgabe des I Ging, derer sich Hannes bedient, heißt es dazu:

»Man nimmt dabei drei Münzen, die gleichzeitig geworfen werden. Ein Wurf gibt eine Linie [des zu bildenden I-Ging-Zeichens; jmk]. Schrift gilt als Yin und zählt zwei, die andere Seite gilt als Yang und zählt drei. Hieraus ergibt sich dann der Charakter der betreffenden Linie. Sind alle drei Münzen Yang, so ist es eine Neun, sind alle drei Münzen Yin, so ist es eine Sechs. Zwei Yin und ein Yang ergeben eine Sieben, zwei Yang und ein Yin ergeben eine Acht.« (ebd., S. 338)

Den so denkbaren Zahlen zwischen sechs und neun ist nun wiederum ein bestimmter Yin/Yang-Wert zugeordnet (gerade sind immer Yin, ungerade Yang). Dabei steht Yin bekanntlich für das Dunkle, Empfangende, Weibliche und Yang für das Helle, Schöpferische, Männliche. Die unterbrochene Linie hat den Wert Yin und die durchgezogene Linie den Wert Yang. Die Striche sind damit bezogen auf die beiden »kosmischen Grundkräfte«, die alle Prozesse, die »Welt des Wandelbaren« (ebd., S. 278), das Leben (= Bios) bestimmen.

Außerdem führen die Zahlen sechs bis neun einen ihnen zugehörigen Bewegungswert mit sich, eine Angabe darüber, ob sich eine Linie »wandeln« wird oder nicht:

- Der Zahl 9 entspricht ein sogenanntes »altes Yang« (bewegt), also ein durchgezogener Strich.
- Der Zahl 8 entspricht ein sogenanntes »junges Yin« (ruhend), also ein durchbrochener Strich.

- Der Zahl 7 entspricht ein sogenanntes »junges Yang« (ruhend), also ein durchgezogener Strich.
- Der Zahl 6 entspricht ein sogenanntes »altes Yin« (bewegt), also ein durchbrochener Strich.

Nach sechsmaligem Werfen von drei Würfeln erhält man auf diese Weise die sechs Linien des Zeichens. Außerdem kann durch die Berücksichtigung der Bewegungswerte ein weiteres Zeichen gewonnen werden, das mit seinem Sinn ebenfalls in Betracht zu ziehen ist und das dann eher für die Zukunft bzw. Endsituation steht. Für die bewegten Linien stehen außerdem zusätzliche Kommentare zur Verfügung.

In dem Material, das mir zur Verfügung steht, nennt Hannes nun drei Zeichen des I Ging als für sein Leben bedeutsam. Sie stehen zugleich für die drei Zeitdimensionen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Abbildung 8 zeigt sie in der Übersicht, ich werde sie im Folgenden im Detail vorstellen.



Abbildung 8: Die für Hannes' Leben maßgeblichen I-Ging-Zeichen

Vergangenheit – die Zersplitterung

Hannes vollzieht an verschiedenen Stellen einen Rekurs auf die Vergangenheit und spielt darin auf die in der Anamnese bereits eingehend geschilderten Geschehnisse an, vor allem auf das, was ich als »familienbiografischen Knoten« bezeichnet habe. Für ihn ist das die Zeit, in der er Drogen genommen hat und in der sich spezifische Konfliktlagen mit den Eltern zugetragen haben. Aus seiner Sicht sind dort die Entste-

hungsbedingungen seiner Krankheit zu suchen, die er – fast als hätte er entsprechende psychoanalytische Theorien studiert – nochmals mit frühkindlichen Thematiken und Problemlagen in Verbindung bringt.

Diese Bezugnahme stellt sich im Material im Wesentlichen über zwei Stichworte her, nämlich über die Frage nach dem erstmaligen Auftreten der Stimmen und über das Motiv der Schmerzen. Aus psychiatrischer Sicht müsste man sagen: Es handelt sich dabei genau um die Kernsymptome seiner Krankheit, im Jargon der Psychiatrie um auditive und coenaesthetische Halluzinationen, die Hannes in eine spezifische biografische Deutung seiner Vergangenheit führen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang nochmals auf einige Details eingehen, die bereits erwähnt wurden, die aber noch einmal einer genaueren Interpretation unterzogen werden müssen. Sie alle hängen mit der Datierung des ersten Stimmenkontaktes und den um diese Datierung herumgebauten Deutungen von Hannes zusammen. Zunächst einige Überlegungen zu der Datierung des Auftretens der Stimmen auf Hannes' 23. Geburtstag. Ihm scheint dieses Datum sehr wichtig zu sein, er erwähnt es mit einer routinierten Sicherheit an mehreren Stellen der Interviews (»Mit 23 hats angefangen«, »23, ja das war genau an meinem Geburtstag«).

Nun hat die Zahl 23 im I Ging eine mehrfach determinierte Bedeutung. Wir haben bereits bei der Erklärung des Münzorakels gesehen, dass die Zwei und die Drei den beiden möglichen Werten »Schrift« oder »Wappen« und damit Yin (durchbrochen) und Yang (durchgehend) zugeordnet sind. Jedes Zeichen im I Ging ist ja aus $2 \times 3 = 6$ Strichen zusammengesetzt. Noch wichtiger aber ist in diesem Zusammenhang die Bedeutung des 23. Zeichens des I Ging, »Die Zersplitterung«, die auch Hannes bekannt ist.¹⁵ Wie bereits erwähnt, ist in den Kommentaren zu diesem Zeichen davon die Rede, dass »das Gemeine, Dunkle« das »Edle, Starke« aushöhle. Es werde damit eine Zeit bezeichnet, »da die Gemeinen im Vordringen sind und eben im Begriff stehen, die letzten

15 In der modernen Populärkultur hat die 23 ebenfalls den Stellenwert einer Unglücks- und Verschwörungszahl bekommen, prägend hierfür war die Romanreihe »Illuminatus« von Robert Anton Wilson und Robert Shea, vgl. die Filmtitel »23 – Nichts ist so wie es scheint« (1998) und »The Number 23« (2007) von Joel Schumacher.

Starken und Edlen zu verdrängen«, die Macht der Gemeinen wachse. Auf genau diesen Zusammenhang nimmt auch Hannes Bezug:

Hannes: Es sind da diese finsternen Leute – also durch das I Ging weiß ich auch, wie das funktioniert: Das sind die gemeinen Leute, die die edlen Leute kaputt machen, also, da gibt's auch 'n ganz hartes Zeichen, die die Zersplitterung. Das is da oben [zeigt auf die Wand des Wohnzimmers, an der er das Zeichen unter anderen aufgehängt hat]. Und das is praktisch wie Krankheit und Gesundheit. Zersplitterung is Krankheit. Diese Krankheit entsteht halt, weil die gemeinen Leute (...) sich an einem Edlen öh, gegen den – Schaden und so weiter, den unterhöhlen, unterlöchern und so weiter. Da können die edlen Leute bloß abwarten, bis dieser Zeitumstand vorbei is, ne.

Hannes ergänzt in dieser Äußerung die I-Ging-Deutung um die dort nicht ausdrücklich vorhandene Sinndimension von Gesundheit und Krankheit. Im 23. Geburtstag verdichten sich also zwei sehr wichtige Zahlen, die Bedeutung »Zersplitterung« und die damit zusammenhängenden Angriffe der Gemeinen, die Krankheit von Hannes = Stimmenhören und die Bedeutsamkeit für Hannes' Leben (Geburtstag!). Hinzu kommt allerdings ein weiteres Sinnmoment des realen Datums.

Wenn dieses Datum zutrifft, stünde das Auftreten in zeitlichem Zusammenhang mit der Zuspitzung der Geschehnisse um Bill, also im zeitlichen Kontext seiner Straftat bzw. wahrscheinlicher seiner Verurteilung. Interessanterweise erwähnt Hannes dieses einschneidende Ereignis für die Familie an keiner Stelle, wie er ja, wie wir gesehen haben, überhaupt der »bösen« Seite des Bruders keinerlei Erwähnung schenkt. Hannes zieht im Zusammenhang mit der Frage, wann die Krankheit bei ihm ausgebrochen sei, die Drogen als Auslöser für die Stimmen in Erwägung, eine durchaus gängige und in der Familie auch beispielsweise von der Mutter vertretene Erklärung. Er gibt dann aber seiner Überzeugung Ausdruck, dass in Wirklichkeit der Auslöser ein Beziehungsproblem mit den Eltern war. Dieses Beziehungsproblem rekonstruiert er – im Rückblick – wiederum in deutlich ethischen Kategorien, als mangelnde Achtsamkeit und mangelnden Gehorsam gegenüber dem Vater. Allerdings ist das verbunden mit einer deutlichen Kritik am Vater, dessen Strenge und Unnachgiebigkeit damals zur Entwicklung der Dinge beigetragen habe. Hier nochmals die gesamte, bereits zitierte Stelle zur Erinnerung:

Hannes: Mit 23 hat's angefangen, danach. Das war mit einigen Jahren LSD und Drogen und so weiter, könnte der Auslöser gewesen sein. Aber das, was der Auslöser war, war, war wirklich das Beziehungsproblem zu meinen Eltern, ne. (...) Meine Mutter hat früher Schmerzen gehabt und so – und die Wirbel sind ihr dauernd rausgesprungen und wir haben da halt gar nicht geachtet, ne. Und dann ist es halt so gekommen, dass unser Vater dann total streng war und da in Ruhe lassen und nix mehr sagen und gar nix mehr, gell. Und ja, mein Vater – jetzt denk ich, der hat alles richtig gemacht und okay, der wollte uns von den Drogen behüten, aber hat deswegen, weil er gemeint hat, das funktioniert, hat's halt nicht funktioniert, ne (...) Ja, da waren wir selber schuld, ne. Jetzt seh ich ganz klar, okay, da bist du eigentlich selber schuld, dass du in die Fesseln geraten bist. (...) Das ist dann praktisch so gewesen, dass wir unseren Vater wirklich auch gehasst haben und so und ja, da habe – 's hat einen Haufen Streitereien gegeben und so. Jetzt sehe ich, er hat vollkommen recht gehabt mit dem (?) aber man hat's halt erst gemerkt, wo's eben zu spät war. Und jetzt hab ich halt die Krankheit, ne.

Hannes spricht von Hass gegen den Vater und Streitereien. Im Nachhinein gibt er dem Vater recht und sieht sich (und schließt darin auch seinen Bruder ein) als Schuldigen – schuldig durch die Nichtbeachtung des Schmerzes der Mutter, den Ungehorsam gegenüber dem Vater. Seine Krankheit (und damit das Auftauchen der Stimmen) stellt er als eine Folge dieser Geschehnisse dar, damit aber auch schon an dieser Stelle als eine Art Strafe. Jedenfalls führt diese Vorgeschichte dazu, dass er an seinem 23. Geburtstag offenbar zum ersten Mal den Angriffen der Gemeinen ausgesetzt wird. Es ereignet sich Folgendes:

Interviewer: Als die Stimmen zum ersten Mal kamen, erinnern Sie sich da noch dran?

Hannes: 23, ja das war genau an meinem Geburtstag. Das ging so los, ich war in der Kneipe drin, da wo ich eigentlich sonst immer bin, geh aufs Klo, hör auf einmal [laut und unbewegt, fast monoton:] »Hannes, du Wichser, Hannes, du Wichser« – das die ganze Zeit, ne. Das hab ich jetzt rausgekriegt – okay, das is mein sexuelles Problem, ne, ich war ziemlich frühreif und bin da auch in das Onanieren und so weiter, gell, ziemlich stark reingerutscht und so, gell, hab's also tagtäglich manchmal drei- oder viermal gemacht.

Die an sich schon eine ödipale Struktur beschwörende Deutung (die Auflehnung gegen den Vater wird bestraft) erhält durch die Nachfrage nach dem genauen Inhalt des ersten Kontakts mit den Stimmen nun eine deutlich sexuelle Dimension. Die Aussage »Hannes, du Wichser« bezieht Hannes auf ein sexuelles Problem. Dabei bleiben die Zeitverhältnisse zunächst unklar – er sei frühreif gewesen, das kann sich nur auf eine Zeit lange vor dem 23. Geburtstag beziehen. In der Tat vollzieht Hannes – gleichsam als sein eigener Psychoanalytiker – sofort im Anschluss eine weitere Rückblende in die frühe Kindheit.

Hannes: Is eigentlich normal, aber es war schon ein Problem, 's is nimmer normal gewesen, denk ich, ne, öh. Das is nicht schlimm, aber es hat – es sagt wirklich was aus, dass irgendwas nicht stimmt, ne, in der Mutter-Kind-Beziehung, ne. Und da hab ich halt rausgefunden, dass ich ehm früher als Kind schon einen Mittagsschlaf hab machen müssen. Meine Eltern haben die Läden heruntergelassen und dann wars dunkel. Wir haben halt nicht geschlafen, wir haben dann im Bett irgendwie rumgespielt im Dunkeln und seitdem kann ich z. B. keine Läden runterlassen. Sowie ich dann später Läden runtergelassen habe, dann hat's Schläge gegeben von meinem Vater. Sind die Läden runtergegangen und dann hat man in den Keller müssen und is dann geschlagen worden. Das alles nur im übertragenen Sinn, jetzt bist du im Keller, jetzt bist du der Geschlagene, so und so, den Teufel die Trepp hochwandeln sehen, ne, als Kind ...

Unabhängig von der Frage, wie triftig die Selbstdeutung von Hannes ist, die sich aus der Gesamtheit dieser Bezugsstellen ergibt – ihre Logik ist etwa die folgende: Das Ergebnis einer Verstrickung in Schuld gegenüber seinen Eltern ist, dass er am 23. Geburtstag krank wird, und zwar durch den Zugriff der Stimmen der Gemeinen. Diese halten ihm höhnisch vor, ein Wichser zu sein, also jemand, dem es nicht gelingt, eine erwachsene Form der Sexualität mit einer Partnerin zu finden. Das bringt er mit einer kindlichen Onanie in Verbindung, für die er damals vom Vater bestraft wurde, einer Szenerie, bei der der Vater wiederum als strenger und strafender Vater ins Spiel kam, gewissermaßen als Agent eines Sexualitätsverbots auftrat. Auch damit hat sich Hannes dem Vater widersetzt. Hinzu kommt ja die oben erwähnte Unachtsamkeit gegenüber der Mutter sowie eine andere Form des nicht erlaubten Genusses, nämlich der Drogenkonsum.

Dies alles fasst Hannes zusammen in der Formel, den »Vater verlassen« zu haben:

Hannes: Ne, wenn man jetzt das alles zusammen tut, dann muss man schon sagen, okay, der Schöpfer hat gesagt, du hast deinen Vater verlassen, aber du hast ihn jetzt wiedergefunden. Mit dem hab ich auch wieder den Schöpfer, also der Vater von de(m?n?) Menschen wiedergefunden. (...) Jetzt, jetzt siehts jeder ein, was er für Fehler gemacht hat, gell – meiner war wirklich mein Dickkopf, ne, dass ich diese [lange Pause: 8 sek] is es – hier irgendwie dieses Gefühlserlebnis, ne, der Befriedigung irgendwie (noch?) nicht gehabt hab (?)

Nun befindet sich Hannes also mittlerweile wieder auf der Seite des Vaters. Hannes sieht seinen Fehler ein, seine Dickköpfigkeit und seinen Mangel an Bereitschaft, auf das Gefühlserlebnis der Befriedigung zu verzichten. Im Umkehrschluss kann man sagen, Hannes verzichtet heute darauf oder bereut zumindest seine früheren Taten. Hannes bewegt sich mit allen diesen Ausführungen in einer erstaunlichen Nähe zu den bekannten psychoanalytischen Deutungen einer ödipalen Problematik. Er benennt zwar nicht das explizite ödipale Motiv einer Liebe zur Mutter, in die der Vater eingreift. Dennoch nimmt der Vater ähnlich wie in der psychoanalytischen Konstruktion die Rolle des Vertreters eines Sexual- bzw. generell eines Genussverbotes ein. Die Übertretung dieses Verbotes führt in eine Bestrafungs- und Schuld dimension. Die Offensichtlichkeit, in der Hannes an psychoanalytische Topoi anknüpft, kann einen fast schon wieder stutzig machen. Diese Deutungsperspektive, die er ja in geschickter Weise mit den Sinnfragmenten, die er aus dem I Ging bezieht, und seinen Stimmengeschichten verknüpft, kann natürlich auf einen Kontakt mit Psychoanalyse entweder durch Lektüre oder durch eine Therapie zurückgehen. Das ist vom Datenmaterial her nicht belegbar oder widerlegbar. Aber es soll hier auch nicht darum gehen, eine Entscheidung über die Triftigkeit oder Authentizität der Deutung von Hannes zu treffen. Tatsache ist, dass sie für ihn ein wirksamer und plausibel erfahrener Sinnzusammenhang ist, den er in seine spezifische biografische Perspektive integriert hat.

Unabhängig von der Frage der Plausibilität der psychoanalytischen Sichtweisen, einschließlich der damit verknüpften Sexualisierung ist zu sagen, dass sich in den Hannes' Gegenwart ausmachenden Interaktionen in der Tat eine Motivierung für eine solche Perspektivik angeben

lässt. Sie ist sichtbar in der unzweifelhaft bestehenden Ablösungs- und Autonomisierungsproblematik von den Eltern, die sich in der Gegenwart faktisch stellt, ganz egal, ob diese Problematik bereits in die Entstehung oder Auslösung der Erkrankung (z. B. als Stressfaktor) eingegangen ist oder/und auch eine Folge der Erkrankung ist. Unabhängig von jeder psychoanalytischen Doktrin hat aber die Ablösung von den Bindungen der Herkunftsfamilie immer auch die Bedeutung einer sexuellen Emanzipation, sowohl objektiv betrachtet wie auch in der Erfahrungswelt der Jugendlichen selbst. Die engen Bindungen an die Eltern werden durch Bindungen an Partner und Partnerinnen ersetzt, die Kontrollen der Erwachsenen über die kindliche und jugendliche Sexualität werden zurückgelassen.

Jedenfalls scheint mir evident zu sein, dass Hannes – in der ganzen Sinnverdichtung seiner Äußerungen zum 23. Geburtstag – einen engen Zusammenhang sieht zwischen einer wie immer mehrschichtigen Ablösungs- und Adoleszenzproblematik und dem Auftreten der Erkrankung. Das ist kein Beweis dafür, dass es so sein muss, aber es ist eine durchaus ernst zu nehmende Hypothese, die sich auch in Einklang bringen ließe mit den im ersten Teil dargestellten ätiologischen Theorien im Rahmen eines Vulnerabilitäts-Stress-Modells. Wie sehr die klassischen ödipalen Themen »Gewalt«, »Eifersucht«, »Sexualität«, »Schuld« damit assoziiert sind, ergibt sich ebenfalls per Implikation aus dieser Datierung, und zwar unabhängig von der Frage, ob die Stimmen wirklich genau an seinem 23. Geburtstag aufgetaucht sind. Es würde damit nämlich ziemlich genau in die Zeit der Verurteilung seines Bruders fallen. Aber auch wenn Hannes sich hier etwas zurechtlegt – was durchaus möglich ist, er ist ein Virtuose der Sinnkonstruktion –, das Auftreten der Stimmensymptomatik fällt auch objektiv ziemlich sicher zumindest in das zeitliche Umfeld der Zuspitzung der Ereignisse um den Bruder.

Die Erzählung der Gewalttat des Bruders durch Bill selbst verweist jedenfalls eindeutig auf Eifersucht und auf sexuelle Konkurrenz als Tatmotiv. Sein Bruder dürfte für Hannes ziemlich sicher eine Form sexueller Emanzipation verkörpern. Der Bruder hatte und hat eine Sexualpartnerin. Es ist nicht abwegig, dass er für Hannes durchaus für ein Ideal des sexuellen Genusses gestanden haben könnte, die Hannes – als Wichser – für sich nicht erreicht hat, insofern auch in dieser Beziehung in einer Adoleszenzproblematik stecken geblieben ist.

Wenn die präzise Datierung stimmt (oder auch nur: wenn die Datierung für Hannes stimmig ist, und darüber gibt es keinen Zweifel), steht sie aber in Zusammenhang mit der Verurteilung und damit der Bestrafung des Bruders, und zwar die Bestrafung für einen versuchten Totschlag, aus Gründen, die in engem Zusammenhang mit Sexualität stehen. Mittelbar sieht sich Hannes offenbar mit bestraft, für seine Missachtung der mütterlichen Schmerzen, der väterlichen Gebote und Verbote einschließlich des Suchens nach sexueller Erfüllung.

Der Bruder wird mit Haft bestraft, Hannes aber nun dadurch, dass er den bösen Stimmen und ihren Schmähungen ausgeliefert wird und ihren Versuchen der Übertragung von Schmerzen. Diese Schmerzen führen assoziativ zu denen der Mutter. Wir haben gesehen, dass sie in der Tat auch in der Interaktion als Vertreterin von Schmerzen auftaucht. In ihrem Erdulden sieht Hannes nicht nur eine Art Strafe, sondern, wie die folgende Stelle zeigt, auch eine Art auferlegter Buße und Prüfung, die insofern geradezu eine sinnstiftende Komponente in sein Leben bringt:

Interviewer: Aber Sie kontrollieren die auch ein bisschen irgendwie, oder? Sie die Stimmen –

Hannes: Ah ja, das is halt in in der Hinsicht, dass sie mir Schmerzen machen können, is schon ein bisschen kritisch, da. Andererseits sag ich mir, wenn ihr die Schmerzen nicht machen könntet, was hätt ich dann für 'n Sinn dann hier, ne?

Hannes bleibt damit auf eine eigentümliche Weise nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv in eine Ablösungsproblematik verstrickt. Das zeigt sich, unabhängig von der Frage, inwieweit die Symptome mit der Mutter zusammenhängen, auch an dem Umstand, dass er zumindest in der Deutung vor dem Vater die Waffen streckt und im realen Leben die Abhängigkeit von der Mutter zumindest auf der reflexiven Ebene verleugnet.

Wie wir gesehen haben, führt er aber in der Alltagsrealität durchaus einen Dauerkampf gegen die spezifische Tyrannei der Mutter. In diesem Zusammenhang wäre auch zu betonen, dass ein entscheidender Unterschied gegenüber dem psychoanalytischen ödipalen Normalmodell doch besteht: nämlich der sexuelle Wunsch gegenüber der Mutter und damit die direkte Konkurrenz gegenüber dem Vater. Wenn es sich um einen »klassischen Ödipuskomplex« handeln wür-

de – müsste eigentlich mit der akzeptierten Kastration diese Liebe zur Mutter der Verdrängung anheimfallen. Aber genau das ist ja nicht der Fall: im Gegenteil, die Zuneigung und Liebe zur Mutter ist manifest, dagegen fällt sozusagen die Aggression gegen die Mutter (für die er sich ja auch bestraft sah!) einer Verdrängung bzw. Nichtthematisierung anheim.

Man kann an dieser Stelle nur festhalten: Hannes sieht sich in der Gegenwart zum väterlichen Prinzip zurückgekehrt. Er erkennt, dass der Vater recht hatte. Er führt einen latenten Kampf gegen die Kontrolle durch seine Mutter, gesteht sich aber auf der expliziten Ebene keine Kritik am Verhalten der Mutter zu, bleibt insofern in eine Autonomieproblematik verstrickt, die der adoleszenten Lösungsproblematik entspricht. Das halte ich aus dem Material heraus für unabweisbar und das würde bereits für sich als festzuhaltendes Ergebnis hinreichend interessant sein.

Wenn man eine psychoanalytisch geprägte Interpretation fortführen wollte und den impliziten Familienroman, den Hannes entwirft, nahe an den Daten entschlüsseln wollte, könnte man auf die Idee kommen, ob Hannes' Assoziationen nicht eher auf etwas abzielen, was Freud einen »negativen Ödipuskomplex« nennt. Das heißt eine Art Befangenheit in der Liebe zum gleichgeschlechtlichen Elternteil und eine Eifersuchts- und Aggressionsproblematik gegenüber dem gegengeschlechtlichen Elternteil. Damit wäre auch noch einmal die Frage aufgeworfen, inwieweit das Positionengefüge der Stimmenwelt (einschließlich der Stellung, die sich Hannes darin auf der Seite des Schöpfers, im Quadranten der Mädels, aber als eine Art Unterführer gibt) nicht eine Art Mystifizierung der ödipalen Dynamik seiner Familie darstellt, vielleicht sogar eine Art Wunschfantasie über deren Ausgang, die nicht genau zur Deckung zu bringen ist mit den realen Beziehungsstrukturen der Familie, aber dennoch selektiv auf reale Geschehnisse und Sachverhalte rekurriert.

Diese könnte man hypothetisch wie folgt entwerfen: Hannes sieht sich nun in der Gegenwart wieder auf der Seite des Vaters zusammen mit den Mädels, also den Schwestern. Er hat den Vater wiedergefunden, er hat sich ihm, seinen Verboten (wieder) unterworfen, zu dem Preis allerdings, dass er »kein richtiger Mann« ist, Sexualität eher ausblendet (Kastrationskomplex im Sinne der Psychoanalyse). Festzumachen wäre

das an den klösterlichen Idealen des »weisen Mannes«, die er entwirft, sowie an seinem rein platonischen Verhältnis sowohl zu realen Frauen als auch zu den Mädchenstimmen.

Das Gegenbild hierzu bietet die Position der Gemeinen bzw. Bills, der seine Sexualität auslebt. Der Bruder wird real bestraft, die Gemeinen werden dafür vom Schöpfer verfolgt und später bestraft, sie werden letztlich kein langes Leben haben. Wenn man das Ganze biografisch wendet – Hannes selbst sieht sich als ursprünglich in die Auflehnung der Söhne gegen den Vater/Schöpfer verstrickt. Hannes datiert den Beginn der Zugriffe der Stimmen ungefähr in die Zeit, in der Bill seine Haft angetreten hat. Man könnte die Hypothese aufstellen, dass dieses Ereignis deswegen eine entscheidende Bedeutung für Hannes hatte, weil durch den Haftantritt im Grunde genommen endgültig klar war, wohin die Auflehnung gegen den Vater, die Bill ja explizit realisiert hat, führen kann: Alkoholabhängigkeit, Verbrechen, Gefangenschaft = Gefängnis. Die Stimmen wie generell seine Krankheit interpretiert Hannes nachweislich als Bestrafung, die ungefähr zur selben Zeit eintritt wie die Bestrafung des Bruders. Sie ist bei ihm Haft, bei Hannes aber fällt sie milder aus, er war nicht gewalttätig (wie der Bruder). Aber Hannes war beteiligt an der Auflehnung (Missachtung der Schmerzen der Mutter, Onanie, Drogen). Er wird zur Strafe den Stimmen der Bösen ausgesetzt, gerät aber dadurch, wie er sagt, in eine eigene Form der »Gefangenschaft«.

Der Schöpfer kann – so hatten wir gesehen – zwar nichts ausrichten gegen das Böse, weil es einen freien Willen hat; aber ihm obliegt eine Art Richteramt. Das, was der Schöpfer nicht macht, nämlich das Böse zu verhindern – das versucht nun Hannes zumindest in dem Sinne, dass er das *Schlimmste* verhindert. Er schützt die Mädels vor den Übergriffen der Gemeinen, passt darauf auf, dass das – wie er sagt – im »Rahmen« bleibt, was die Stimmen anrichten können. Er dient damit dem Schöpfer, »kämpft« für ihn, zugleich sieht er sich damit in einer Bewährungsphase, die mit der Chance verknüpft ist, dermaleinst, wenn er genügend Beharrlichkeit zeigt, ein »gutes Leben« zu haben.

Wie gesagt, wenn man den eben vorgetragenen sehr hypothetischen Überlegungen folgen wollte, könnte man eher zum Schluss kommen, hier ginge es um einen negativen Ödipuskomplex. Dazu ist aber generell zu sagen, dass nichts im Material auch nur im Geringsten auf

eine sexuelle Komponente deutet, die sich über die Grenzen der Gefolgschafts-Führer-Differenzierung hinweg abspielte. Die Zugriffe der Gemeinen zielen auf die Mädels, nicht auf den Tyrannen, und Hannes gehorcht dem Schöpfer, er liebt ihn nicht. Auch die Beziehung von Tyrann und Schöpfer ist keine Beziehung, die irgendwie Paarcharakter hätte. Und es ist darüber hinaus wichtig zu sehen, dass es zwar emotionale Fixierungen zwischen Klara und ihren Söhnen gibt, dass das aber zusammenläuft mit einer auch nach außen demonstrativen Einigkeit, Solidarität und faktischen Dauerhaftigkeit der Gattendyade.

In der Welt der Stimmen kommt Sexualität nur vor als beabsichtigte oder reale Vergewaltigung der Mädels durch die Gemeinen, aber nicht als etwas Positives. Möglicherweise könnte das ein Hinweis darauf sein, dass Hannes die spezifische Qualität einer sexuellen Beziehung von Erwachsenen bzw. einer Gattenbeziehung entgeht und er auch insofern in einer adoleszenten Problematik befangen bleibt. Er blendet sie aus, er kann sie nicht sehen, er hat hier seinen blinden Fleck, es gelingt keine Übersetzung. Allenfalls taucht die Frage von Weiblichkeit und Männlichkeit am Horizont auf, wenn er als sein persönliches Zukunftszeichen im I Ging das elfte Zeichen »Der Frieden« angibt und als dessen zentrale Bedeutung die Versöhnung des Männlichen und Weiblichen hervorhebt. Wir kommen darauf zurück.

*

Bei der gesamten Darstellung der expliziten und impliziten Krankheitstheorie von Hannes, seiner »Zersplitterung«, wie er es nennt, habe ich bisher eine Bewertung seiner Ursachenbehauptungen vermieden. Ich möchte nur nochmals darauf hinweisen, dass es sich um eine nachträgliche Sinndeutung handelt, die mit der Entstehung der Symptome etwas zu tun haben kann, aber keinesfalls muss. Eine sichere Tatsache ist allein, dass Hannes diesen Bezug in der Gegenwart herstellt und seine Erfahrung der Krankheit bzw. Behinderung (und damit auch seines Lebens generell) damit verknüpft ist und ihre spezifische Qualität bezieht.

Eine Ablösungsproblematik ist in seinem Leben mit Sicherheit eine komplexe biografische Struktur, die sich – aus dem, was wir aus den

objektiven Daten wissen – mehrfach gewandelt haben dürfte. Sie war in der Ursprungsproblematik, dem, was ich den biografischen Knoten genannte habe, sicher eine andere als zum Zeitpunkt der Zuspitzung der Krise um Bills Inhaftierung, eine andere in der Zeit, als Hannes noch zur Arbeit ging und wiederum eine andere jetzt in der Gegenwart. Es ist aber sehr plausibel anzunehmen, dass Hannes' gegenwärtige Erfahrung zu einer Art Ineinanderschieben und Aufprojektion der späteren über die früheren Phasen führt. Ich erinnere daran: Biografische Perspektiven sind immer Sichtweisen in der Gegenwart, von einer jetzigen Position aus. Die Vergangenheit kann in ihrer damaligen Bedeutung nicht aus dem Dunstkreis dieser späteren Projektion quasi herausgefiltert werden. Aber sicher ist: Dieses Thema ist als solches für Hannes heute relevant und er positioniert sich gleichsam durch und mit seiner Behinderung dazu.

Gegenwart und Zukunft: Verfinsterung des Lichts und der Frieden

Mit Hannes' Deutungen seiner Gegenwart haben wir uns vom ersten Kapitel an befasst, vor allem auch deswegen, weil er das Motiv seiner gegenwärtigen Ethik gleich im ersten Gespräch unter Verweis auf das I-Ging-Zeichen »Verfinsterung des Lichts« ins Spiel bringt. Ich habe das bereits ausführlich im ersten Kapitel interpretiert, sodass wir es hier bei einigen zusätzlichen Anmerkungen bewenden lassen können.

In jeder sich auf die Vergangenheit beziehenden Sinndeutung lässt sich als deren Komplement zugleich eine bestimmte Sinngestalt der Gegenwart und Zukunft herauslesen, selbst dann, wenn wir deren explizite Fassung noch gar nicht kennen würden. Die Deutung der Schuld, in die Hannes sich verstrickt sieht und die wir gerade zur Kenntnis genommen haben, legt schon von sich aus eine Gestalt der Buße nahe, eine Strafe, die er, Hannes, wie der Bruder seinen Gefängnisaufenthalt, gegenwärtig und auf mittlere Sicht auf sich zu nehmen hat. Sie besteht, wie wir bereits wissen, in der Ausgeliefertheit an die Stimmen,

den Angriffen des Tyrannen und der Gemeinen, denen er sich in der Gegenwart ausgeliefert sieht und die er zusehends als einen Kampf umdeutet, in dem er sukzessive an Handlungsfähigkeit gewinnt. Dieser Aspekt, der für jede biografische Rekonstruktion gilt, ist auch im I Ging, für Hannes eine maßgebliche Hilfestellung bei der Deutung seines Lebens, insofern aufgenommen, als sich aus den Zeichen selbst Anhaltspunkte für sogenannte »Wandlungen« entnehmen lassen. Darauf möchte ich nochmals hinweisen, natürlich nicht, weil ich eine besondere Affinität zu der Esoterik des I Ging habe, sondern weil diese Deutungen für Hannes mit Sicherheit eine große Rolle spielen. Sie sind der Ausgabe entnommen, die er selbst benützt, und das, was er in den Interviews erzählt, zeigt, dass er den Text sehr genau gelesen hat. Wir haben oben gesehen, dass die Striche eine unterschiedliche Wertigkeit haben, je nachdem, durch welche Zahlen sie zustande gekommen sind.

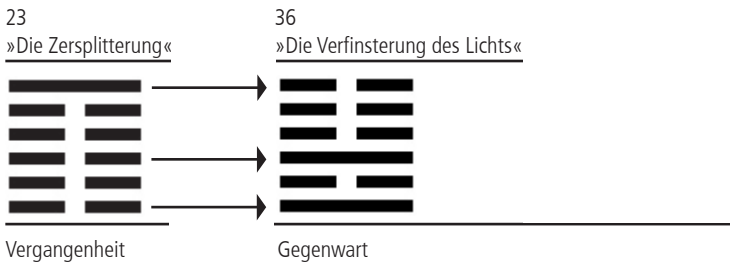


Abbildung 9: Die I-Ging-Zeichen, die für Hannes' Vergangenheit und Gegenwart stehen

Um von dem Zeichen, das in Hannes' Augen für seine Vergangenheit steht, zu dem seine Gegenwart kennzeichnenden Zeichen zu kommen, müssen sich – von unten gesehen – die erste, die dritte und die sechste Linie wandeln. Diese müssen also sogenannte »bewegende« Linien sein. Konsultiert man die diesbezüglichen Kommentare des I Ging, so finden sich dort damit verknüpfte Lebenshaltungen und -erfahrungen, von denen Hannes in Bezug auf seine Geschichte ebenfalls spricht: *Zur ersten Linie hält das I Ging fest: Die zerstörende »Wühlarbeit« der Gemeinen und die damit verbundene Vernichtung der Edlen führe zu einer unheilvollen Lage. Es lässt sich »nichts tun als warten«, sagt*

der Kommentar. Bei Hannes taucht diese Haltung im Verweis auf die zu überbrückende Zeit auf, bis die Stimmen sterben.

Zur dritten Linie hält das I Ging fest: »Man steht mittendrin in einer schlechten Umgebung, mit der man durch äußere Verbindungen zusammenhängt. Doch besteht eine innige Verbindung zu einem höheren Menschen. Dadurch gewinnt man den inneren Halt, dass man sich frei machen kann von dem Wesen der Menschen der Umgebung.« (WILHELM 1985, S. 102) In der Logik von Hannes' persönlicher Mythologie könnte er diese Stelle als Hinweis ebenso auf seine äußere wie auf seine innere Lebenssituation deuten – »Er muss mit den Stimmen leben«, das ist ein Fazit, das ihm immer wieder auch von seiner Umgebung angetragen wird. Ebenso muss er mit der Kontrolle durch die Eltern und mit seinem trägen Bruder leben. Der »höhere Mensch«, das könnte Hannes als das für ihn maßgebliche Vorbild der Schöpfer/Vater-Position ausdeuten.

Zur sechsten Linie schließlich heißt es: »Hier ist das Ende der Zersplitterung erreicht. Wenn sich das Unheil ausgetobt hat, kommen wieder bessere Zeiten. Der Same des Guten ist noch übrig. (...) Der Edle kommt wieder zu Einfluss und Wirksamkeit. (...) Am Gemeinen aber rächt sich die Bosheit. (...) Das Böse ist nicht nur dem Guten verderblich, sondern es vernichtet in seinen letzten Konsequenzen sich selbst; denn das Böse, das nur von der Verneinung lebt, kann aus sich selbst nicht bestehen.« (ebd., S.103) Auch dieses grundsätzlich positive Sinnmuster haben wir bereits in Hannes' Äußerungen gefunden. Das in den zuletzt zitierten Sätzen ausgedrückte Argument scheint in Hannes' Formulierung auf, dass die Stimmen »früher sterben, aufgrund ihrer negativen Einstellung«.

Die daraus sich ergebenden Haltungen: des Wartens (in einem zeitlichen Sinn), des Aushaltens der schlechten (sozialen) Umgebung, aber zugleich der begründeten Hoffnung, dass man eine Verbindung hat zu einem höheren Menschen und dass die Bösen aus sich heraus an ihren inneren Widersprüchen zugrunde gehen, führen zu einem inneren Halt und jener Haltung der durch Stärke geprägten Selbstlosigkeit, die Hannes für sich in der Gegenwart in Anspruch nimmt und die wir bereits im ersten Kapitel ausführlich analysiert haben.

Sie ist zusammengefasst in jener Situation, auf die diese Haltungen zulaufen: der »Verfinsterung des Lichts«. Gegenüber der »Zersplitterung«,

so könnte man sagen, bezeichnet dieses Bild in gewissem Sinne bereits eine Art »Rehabilitationsprozess«. Der Edle ist nicht mehr unterhöhlt, vernichtet, sondern befindet sich nur in einer Art innerem Exil: »Das Licht ist in die Erde hineingesunken. (...) So lebt der Edle mit der großen Menge, er verhüllt seinen Schein und bleibt doch hell.« Er ist äußerlich »nachgiebig und fügsam«, aber innerlich »klar und fest«.

Von Anfang an wurden wir von Hannes mit dieser Deutung seiner Gegenwart konfrontiert, die er als eine Zeit des Kampfes und der Bewährung deutet. Er muss nach dem Vorbild von König Wen und Prinz Gi im Umgang mit dem Tyrannen durchhalten. Was allerdings in den Kommentaren des I Ging nicht enthalten ist, ist das Motiv der Schuld, also die eigentliche Begründung dafür, wieso er sich einem solchen Kampf überhaupt stellen muss. Dieses persönliche Motiv Hannes', das wir ausführlich im vorherigen Abschnitt analysiert haben, verknüpft er mit den vom I Ging nahegelegten Haltungen und übersetzt die Synthese in eine Haltung der Selbstverantwortung:

Hannes: Ja, genau, also, dieses, dass ich stärker gegen die Stimmen – nach 'ner Weile is es wirklich so, entweder sterb ich oder die sterben, so ist es eben. Wer jetzt hier länger durchhält in dem Kampf, der siegt, gell. Wenn ich jetzt nimmer durchhalt, dann heißt das für die oder für mich – ich mach Selbstmord. Also ganz klasse Ding, ne. Ich mach Selbstmord, wenn ich das nimmer will das Leben lang, dann mach ich Selbstmord. Da ich da aber die Sinnlosigkeit drunter seh und und denke, ich weiß, warums mir jetzt so geht, und diese Art Strafe auch auf mich nehme und was verändern will – durch das is es eigentlich okay.

Interessant ist in diesem Zusammenhang nun wiederum der I-Ging-Kommentar zur für Hannes entscheidenden zweiten Linie des Zeichens. »Der Betroffene«, heißt es da, »denkt nicht an sich selbst, sondern nur an die Rettung der anderen, die auch bedroht sind. Darum sucht er mit äußerster Kraft zu retten, was zu retten ist. In diesem pflichtmäßigen Handeln liegt das Heil.« (ebd., S.141) Auch diesen Aspekt realisiert Hannes, wenn er sich – wie wir gesehen haben – zum Schöpferdiener und zum Beschützer der Mädels stilisiert. Darüber hinaus verknüpft sich mit diesem Kampf, wie deutlich wurde, geradezu eine Mission, deren Nichterfüllung apokalyptische Ausmaße hätte.

Vor allem in dem Zweit- und Drittinterview gewinnt die Vorstellung die Oberhand, Hannes könne Einfluss auf die Stimmen ausüben, im

eigenen Interesse und im Interesse und Dienst der übrigen Menschheit. Fast stellt er es als eine Lebensaufgabe dar, diesen »Kampf« auszuhalten.

Worin besteht aber diese Kontrolle über die Stimmen? Genauso wenig wie die Stimmen ihn töten können, kann Hannes, wie wir gesehen haben, die Stimmen töten. Das verbietet sich aus ethischen Gründen – er kann und darf es ihnen nicht gleichtun, sondern er muss das Leben mit den Stimmen aushalten, ihre Attacken und die Schmerzen, die sie ihm bereiten, ertragen. Das fasst Hannes offensichtlich als eine Art Prüfung und Bestimmung auf, die unmittelbar sinngebend ist: »[...] wenn ihr die Schmerzen nicht machen könntet, was hätt ich dann für 'n Sinn dann hier?« In dieser schon oben zitierten Äußerung vollzieht sich für Hannes die Verknüpfung seiner Perspektive auf die Vergangenheit mit seinem gegenwärtigen Ideal einer Lebensführung, die auf ein Ziel (und damit auf eine Zukunft hin) orientiert ist. Weil er schuldig geworden ist (Vergangenheit), muss er jetzt (Gegenwart) als Strafe für die vergangenen Verfehlungen diese Schmerzen aushalten. Darin sieht er eine Art Bewährung und das ist verknüpft mit einer Methodisierung der Lebensführung, von der er annimmt, dass sie ihn verändert, dass sie seine Verfehlungen ausgleicht und ihn irgendwann aus der Strafe des gegenwärtigen Kampfes herausführt (Zukunft).

Mit diesem Fortschritts- und Aufstiegsmodell sind allerdings zyklische Zeitstrukturen kombiniert. Und darauf setzt Hannes seine Hoffnung. Wir haben gesehen, welche Rolle ein vermeintlich terminierbares Sterben der Eltern, insbesondere aus Klaras Mund, in der Kommunikation der Familie spielt. »Wenn wir einmal nicht mehr sind« – das markiert eine Schwelle einer anderen Lebensphase aus dem Mund der Eltern, bis zu der die Selbstständigkeit der »Buben« erreicht sein muss. »Wenn die Stimmen gestorben sind« – das ist die Schwelle für Hannes, bei deren Erreichen er in etwas übertritt, was er »gutes Leben« nennt. Im Gegensatz zu Klara, die einmal den Zeitraum von fünf Jahren nennt, terminiert er großzügiger, er spricht von 20 bis 30 Jahren und bringt an diesem Punkt das Stichwort Zyklus ins Spiel:

Hannes: Ich muss halt diese Zeitspanne, bis das endlich so weit is, dass die Stimmen wirklich tot sind – ich rechne noch 20 bis 30 Jahre, dass es so lang geht.

Interviewer: So lange

Hannes: Mit den Stimmen, ja, ein Zyklus kann man sagen, 10 Jahre oder so. Das kann sein, das geht noch länger, 30 Jahre muss ich die Stimmen schon noch aushalten und dann kann ich sehen, dass es langsam dann besser wird. Ja okay, es wird dann innerhalb auch langsam besser gehen, weil ja nicht alle gleichzeitig sterben, sondern einer nach dem anderen.

Die bösen Stimmen unterliegen offenbar einem (biologischen?) Gesetz, einer zyklischen Zeitstruktur, aus der folgt, dass es einmal zu Ende geht. Als Maximaltermin nennt Hannes 30 Jahre. Allerdings wird diese Maximalterminierung abgemildert durch den Umstand, dass offenbar jede der Stimmen ihren eigenen Zyklus hat, sie also nicht zusammen sterben werden, sodass nach und nach eine Art Besserung eintreten wird. Mit dem Zyklus der Stimmen ist eben auch der Zyklus seiner Krankheit gekoppelt:

Hannes: Durchhalten is gefragt [...]: dass man da warten muss, bis dieser Zyklus vorbei is, (...) bis der Tyr... Tyrann, also bis der keine Macht mehr hat, sein Zyklus verendet is, ne, und im I Ging is es richtig »Verfinsternung des Lichts«, bis dieser Tyrann dann stirbt, gell. (...) Wenn deine Krankheit 'n Anfang gehabt hat, dann wird deine Krankheit auch 'n Ende haben, also. Das is sicher, weil der Zyklus einfach so is, ne. Weil diese Zyklen eigentlich so sind, wie nach Sommer und Winter und so weiter. Wenn 'n erneuter Sommer kommt, der ähnlich warm is, aber wieder ganz anders is.

Noch bilanziert Hannes, befindet sich also in einer biografischen Bewegung des Weiter, des Aufwärts. Aber es mischt sich bereits unverkennbar eine konkrete Utopie des Zur-Ruhe-Kommens, der Kontemplation in die Darstellung, die ein Ende des Kampfes vorwegnimmt. Noch bleibt Hannes unentschieden, was den Charakter seiner gegenwärtigen Lebensform anbelangt. Er arbeitet nicht mehr – führt insofern schon jetzt ein Leben der Muße. Aber noch rechtfertigt Hannes diesen Umstand dadurch, dass er sagt, dass er auf andere Weise ja auch einer Art Arbeit nachgehe:

Hannes: Ausruhen, (..) einfach einfach mal zum Zurücklehnen und Zurückschauen. Was hab ich erreicht, wie weit bin ich jetzt im Leben, meine I-Ging-Zeichen noch mal durchgucken. Ja, was hat sich erfüllt und was hab ich jetzt erreicht, was hat sich verändert bei mir, wie bin

ich weitergekommen, ne. Mein Schicksal is es eben, so zu leben, ne, wie es eben sich – der Schöpfer will es so und dann mach ich das so, ne, ne. (.) Das is normal. Wenn der Schöpfer mir dann noch 'n bisschen Geld dazu gibt, dann is das ganz gut, gell. Ich bin jetzt echt froh, dass ich nimmer arbeiten muss und so. Da hab ich auch 'ne gewisse Arbeit und so. Da kann ich diesem Kampf da standhalten.

Diesem Kampf standzuhalten, diese Belastung sei sozusagen Arbeit genug:

Hannes: Das is 'ne Arbeit, die andere nicht haben, und die sollen arbeiten gehen, wo so 'ne Arbeit nicht haben. Die aber solche starke Belastungen haben, die sollten eigentlich freigesprochen werden, schon früh, früh zu weisen Leuten zu werden, also zu Erkenntnissen (zu) kommen.

Noch stellt er dieses Weisewerden als ein zu erreichendes Ziel dar. Noch überwiegt das Moment des Weiterkommens, aber es mischt sich bereits ein vorweggenommenes Motiv des Zur-Ruhe-Kommens, der Erfüllung ein. Es besteht darin, dass er irgendwann mit dem Umstand zurechtkommt, dass alles anders läuft, als man denkt, dass man den Sinn versteht, etwas daraus lernt und die Angst vor dem Tod überwindet:

Hannes: Sich ein bisschen zurückziehen aus dem Leben. Wenn ich weiß, dass ich 'n ganz eigenartiger Mensch bin und anders denk wie andere und meine eigene Weise einfach so leben. Das, was ich früher gedacht hab, (...) das hat sich jetzt eigentlich erfüllt, so, nicht zu arbeiten, aber trotzdem was zu tun. Ich wollte immer den Menschen helfen, immer den Menschen helfen, dass sie weiterkommen. Das is das Problem, ne. Jetzt mach ich z. B. Fahrradfahrtraining jetzt, da. Mit Tachometer und allem Drum und Dran und Durchschnittsgeschwindigkeit und Höchstgeschwindigkeit und so. Dass ich meine Beine bewege. Und diese Beine bewegen hilft mir wieder auf psychischer Ebene weiterzukommen. Mein individueller Weg jetzt von hier, von Geburt bis zum Tod. Das muss man sich mal vorstellen, das is ja ein Weg, ne. Das is ein – Erfahrung rasseln da auf dich ein – ein ganzes Leben lang, ne. Nix läuft so, wie du es denkst, ne, es is alles ganz anders. Den Sinn zu verstehen, wieso is das ganz anders, ne. Der Sinn is, du lernst was draus aus dem Leben. Keine Angst vor dem Tod, ne – im Tod hast du dann deinen Frieden, und dann bist du doch auch noch dabei, da in der Erde zu wirken, ne. In Form von Ahnenkette und so weiter.

Jenseits dieser Terminierung, also jenseits der miteinander verkoppelten Zeitstrukturen der Bewährung, der Orientierung an einem Ziel, des Durchhaltens und der damit verknüpften Zyklen der Stimmen und der Krankheit steht eine ganz andere Zeitstruktur der Erfüllung, des Friedens, eine Utopie der Muße, die Hannes offenbar schon in einem Teil seiner jetzigen Lebensführung vorwegnimmt, zumindest bereitet er sie vor: Es ist ein Dasein als »weiser Mann«. Diese Utopie ist assoziiert mit einer meditativen Lebenseinstellung. Auch das deutet sich bereits in der Gegenwart, in dem Umstand an, dass er ein Rentner ist (wie sein Vater), nicht mehr arbeiten muss wie andere. Unter Verweis auf die I-Ging-Zeichen an der Wand interpretiert Hannes diese Zeitstruktur des »durch Beharrlichkeit zur Erfüllung« mit dem Verweis auf zwei I-Ging-Zeichen, die sich an seiner Wohnzimmerwand finden:

Hannes: Dann is mir klar, dass sie vor mir sterben, ne, und dass ich dann danach 'ne Zeit dann hab, wo ich meinen Frieden hab. Friedenszeichen hier [deutet auf die Wand], das hat sich also nicht gewandelt.

Interviewer: Welches?

Hannes: [spielt auf handschriftliche Kommentare an, die er unter das Bild des Zeichens an der Wand geheftet hat] Das »Wie machen wir weitere Fortschritte?« Das is die 36. und die 11. (...) und die 36 wandelt sich in die 11. Da können Sie genau sehen, welche Linie wandelt da, und zwar die zweite.

Interviewer: Mhm. Von unten.

Hannes: Ja, und so kommen Sie auf die zwei Hexagramme.

Interviewer: Und das ist dann – das sieht dann sehr stabil aus mit dem 11 und das unten, oder?

Hannes: Jaja, der Himmel praktisch im irdischen Bereich und die Erde im himmlischen Bereich – das harmoniert am besten, na, deswegen heißt das Zeichen der Frieden, also Himmel auf Erden praktisch ne, kann man sagen. Oder der Himmel trägt die Erde. Das Männliche trägt des Weibliche und dann is Frieden.

Das Zeichen für die »Verfinsterung des Lichts«, das im I Ging die Nummer 36 trägt, besteht, wie bereits erläutert, von unten nach oben aus einer ganzen, einer durchbrochenen, einer ganzen und drei durchbrochenen Linien. Das Zeichen für Frieden ist damit fast identisch, nur dass die fünfte Linie von oben nicht durchbrochen ist, sondern durchgehend. Die obere Dreiergruppe hat nach wie vor die Bedeutung

von Erde, aber die untere Dreiergruppe bekommt durch diese Wandlung der mittleren Linie die Bedeutung von Himmel. Insgesamt hat das Zeichen, wie Hannes erklärt, die Bedeutung von Frieden, insbesondere als eine Vereinigung von männlichem und weiblichem Prinzip.

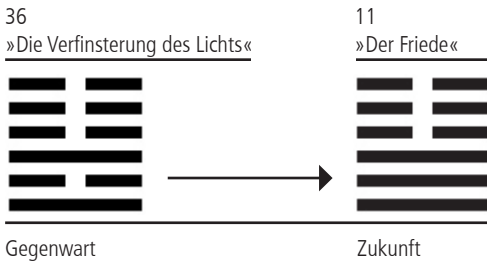


Abbildung 10: Die I-Ging-Zeichen, die für Hannes' Gegenwart und Zukunft stehen

Es ist klar, dass Hannes seine Hoffnung auf den Umstand setzt, dass sich diese durchbrochene Linie in eine durchgehende wandelt. Nur diese eine Linie müsste sich wandeln, damit aus der »Verfinsterung des Lichts« der »Friede« wird – damit ist gewissermaßen die Zeitstruktur, die er entwirft, symbolisiert. Die Deutungen, die Hannes ins Spiel bringt, sind fast wörtlich dem I-Ging-Kommentar zum Zeichen des Friedens entnommen. Die drei durchbrochenen Linien stehen dabei für das Weibliche, Aufnehmende, die Erde, die drei durchgehenden Linien für das Männliche, Gebende, den Himmel.

*

Ich überlasse es an dieser Stelle der interpretativen Fantasie der Leserinnen und Leser, diese Versöhnung des weiblichen mit dem männlichen Prinzip, die Hannes da entwirft, in Bezug zu setzen zu den oben angestellten psychoanalytisch gefärbten Überlegungen. Möglicherweise projiziert Hannes hier das Idealbild einer Lösung einer adoleszenten Entwicklungsproblematik. Möglicherweise spiegelt sich darin die für ihn ungelöste Frage der Positionierung in einer sexuellen Lebensdimension. Es muss spekulativ bleiben, weil er das im Material nicht weiter konkre-

tisiert. Im Sinne der oben angestellten hypothetischen Überlegungen könnte man den als Utopie gemeinten Satz »Das Männliche trägt das Weibliche« immerhin auch verstehen als eine Umkehrung seiner realen Situation. Hier wird er selbst, der Bruder und möglicherweise auch der Vater insofern vom Weiblichen getragen, als auf der Mutter die Verwaltung der Probleme der Männer in der Familie lastet und damit zugleich ein erheblicher Machtstatus verbunden ist. Sie nimmt in der Familie in der Tat eine Herrschaftsposition ein, deren Umjustierung mit dieser Formel aus dem I Ging angedacht wäre, vielleicht denkt sich Hannes das auch als eine wechselseitige Befreiung, wir wissen es nicht.

Wie auch immer, ein zentrales Ergebnis der Analyse seiner Bezugnahme auf die drei Hexagramme des I Ging scheint mir unbestreitbar: Hannes verkleidet darin eine Deutung einer Verlaufsstruktur seines Lebens. Die Hexagramme bilden gleichsam drei Stationen seines Lebens, die den drei Zeitdimensionen entsprechen, und zusätzlich gibt Hannes den im I Ging enthaltenen Prozesskategorien (»Wandlungen«) einen spezifischen Sinn. Und mehr noch: Hannes ordnet diesen Stationen und den Übergängen zwischen ihnen ebenfalls aus dem I Ging entnommene und auf seine Situation hin transformierte Lebenssituationen und dazu passende ethische Haltungen zu. Diese Haltungen positionieren ihn sowohl im sozialen Kosmos seiner imaginären Stimmenwelt als auch in der äußeren, für uns realen Welt.

Das wird deutlich, wenn wir uns nochmals die Verlaufskurvenproblematik der realen Familienbiografie vor Augen führen und dabei insbesondere die Unterschiede seiner biografischen Perspektive zu der von Bill, dem Bruder, herausstellen. Man könnte auf den ersten Blick sagen, was Hannes da entwirft, ist in jeder Hinsicht jenseits der Alltagsrealität nicht nur seiner Familie, sondern der ihn umgebenden Gesellschaft. Es ist eine Phantasmagorie, eine Art sozialer Privatkosmos, bevölkert von fantasierten Positionen und Positionsinhabern. Dennoch greift Hannes auf Sinnmuster zurück, die mit der Geschichte der Bewegung seiner Familie im sozialen Raum verknüpft sind und mit seiner eigenen Positionierung zusammenhängen. Erinnern wir uns: Hannes war es, der – in deutlichem Gegensatz zu Bill – als derjenige galt, der es hätte »zu etwas bringen können« (und sollen!), dem weit mehr als dem Bruder eine Affinität zur Welt der Bildung angesonnen wurde, der die Aspirationen, den begonnenen Weg des Vaters in eine

Welt, in der man nicht mehr mit den Händen arbeitet, hätte fortsetzen, möglicherweise sogar: ratifizieren sollen.

Die Formen der Zeiterfahrung und Zeitgestaltung (»dranbleiben«, »durchhalten«, »sich hocharbeiten«), die sich in Hannes' biografischer Perspektive niederschlagen, sind in ihrer Grundstruktur auch Aspekte einer kleinbürgerlichen Lebensführung und Aufstiegsplanung, wie sie für den Vater kennzeichnend waren. Konstitutiv ist für den kleinbürgerlichen Lebensstil eine »Methodisierung der Lebensführung«, die auf das Auseinandertreten von, wie es Bourdieu formuliert, (gesellschaftlichem) Sein und Sollen reagiert. Sie ist verbunden mit einem Verzicht auf unmittelbaren Genuss (»Ficken, Fressen, Saufen«), mit einem Bedürfnisaufschub zugunsten der Erreichung von Fernzielen und einer Disziplinierung der Lebensführung:

»Der kleinbürgerliche Habitus ist diese Linie der gesellschaftlichen (individuellen oder kollektiven) Laufbahn, verinnerlicht zum Hang, durch den der Aufstieg zu seiner Verfolgung und Vollendung strebt: als eine Art *nisi perseverandi* (»verharrende Angestrengtheit«), wie Leibniz sagte, in dem die bereits durchschrittene Laufbahn weiterlebt, in der Form eines auf Zukunft gerichteten Strebens, grenzt der Habitus die »vernünftigen« Ambitionen ab und damit den Preis, der für die Verwirklichung dieses realistischen Ehrgeizes zu zahlen ist.« (BOURDIEU 1987, S. 527)

Hannes' Wandlung ist so gesehen wirklich eine – wie er sagt – »Rückkehr zum Vater«, zum väterlichen Prinzip, nämlich indem er den Anspruch »aus seinem Leben etwas zu machen« anerkennt und ihm Folge leistet. Das steht in direktem Gegensatz zu der Lebenseinstellung seines Bruders, der bloß in den Tag hinein lebt und »Psychose abschiebt«. Der Vater hat etwas aus seinem Leben gemacht, insofern hat Hannes in ihm das Modell einer bereits in sich abgeschlossenen Verlaufskurve des Aufstiegs. Im Bruder dagegen hat er ein Gegenmodell: Bills auf unmittelbaren Genuss des Zugänglichen angelegten Habitus setzt er eine Zeitperspektivik entgegen, die dem »Hang«, der »Fluchtlinie« der kleinbürgerlichen Existenz entspricht: Nach einer langen Zeit der Askese, der Mühe und Arbeit an sich selbst wird man irgendwann ein besseres Leben haben.

Aber dennoch adaptiert er nicht einfach das Modell des Vaters. Dieses war ja zugleich Element der biografischen Belastung und Überlastung

der Familie. Die Brüder konnten dieser Aufstiegslinie nicht folgen, sie sind damit biografisch überfordert, sie stürzen ab. Bei dem, was Hannes als biografische Utopie projiziert, geht er über das Muster des Vaters hinaus. Die Formel dafür lautet: »nicht zu arbeiten, aber trotzdem was zu tun«. Damit reißt er nochmals den Kern seiner biografischen Problematik an: Denn biografisch war es der Übergang in eine Form der Berufsarbeit, der am Anfang des krisenhaften Verlaufs seines Lebens stand.

Dieses Motto transformiert die Verzichts- und Leistungsethik des kleinbürgerlichen Aufstiegswillens auf eigentümliche Weise. Hannes deutet damit – natürlich ohne das zu wissen – einen kulturellen Habitus an, den Bourdieu als den des »neuen Kleinbürgertums« beschrieben hat: das Interesse für Techniken der Selbsterlösung und -befreiung (Meditation, Yoga, I Ging), die Pflicht zur Entspannung, der Versuch einer Wiedergewinnung einer verlorenen Spontanität, eine Ebene, auf der die generelle Bildungsbeflissenheit des Kleinbürgertums eine weniger instrumentelle Dimension erreicht. Hannes bezeichnet sie mit dem Begriff der Weisheit.

Er adaptiert die kleinbürgerliche Zeitstruktur der Orientierung auf Fernziele als solche, aber er löst sie aus dem Kontext der Erwerbsarbeit heraus. Er verknüpft sie stattdessen mit einer Welt, die in gewissem Sinne die Aufstiegsbewegung des Vaters noch einmal übersteigt. Er lässt endgültig den Kontext von Industriearbeit hinter sich und begibt sich in eine Welt der Bildung und Bildungsbeflissenheit als Selbstzweck. Sie wurde schon von Klara mit vorbereitet durch die Anbindung an die Welt der Therapie und Volkshochschulkurse. Damit aber realisiert Hannes selbst noch in den Inhalten seines Wahns eine kleinbürgerliche Habitusvariante, die Bourdieu mit dem Begriff des »neuen Kleinbürgertums« belegt. »Von der Pflicht zur Pflicht zum Genuss« umschreibt er deren Absetzung vom »exekutiven Kleinbürgertum« (Walter!; ebd., S. 573). Prägend für die neuen Kleinbürger ist die Suche nach einer Spontanität, die die Enge, die Mühe, den Verzicht, das »Krampfen«, wie die Schweizer treffend sagen, hinter sich lässt. Sie sind offen für alle Formen der Selbsterlösungstechniken, Utopien der Verwischung von Muße und Arbeit – aber dann doch noch eingebunden in das Erbe einer grundsätzlich auf Weiterkommen, Selbstverwirklichung und Selbsterwindung angelegte Lebensführungsethik.

Hannes spricht sich, wie wir gesehen haben, von der Arbeit frei – was er anstrebt, ist eine Lebensform als Weiser. Hannes steht damit innerhalb seines sozialen Bezugssystems – und zwar durch die Symptome seiner Krankheit und Behinderung hindurch – auf der Schwelle zu einer neuen Sozialfigur.

Persönliche Budgets

Bei der philosophischen Lebensform eines Weisen, die Hannes anstrebt, handelt es sich, wie er sagt, »auch um eine Art von Arbeit«. Allerdings hat diese Arbeit einen besonderen Charakter. Hannes lässt keinen Zweifel daran, dass es sich dabei um ein soziales Privileg handelt – er gebraucht den Ausdruck eines Freispruchs, legitimiert durch die besondere Belastung, die er zu tragen hat. Der Typus des Weisen kann in verschiedenen Formen sozial realisiert werden: als mönchische oder klösterliche Existenzform, als altersbedingter Rückzug aus dem beruflichen und gesellschaftlichen Leben, Aufgabe eines Amtes, als öffentlich anerkannter Sonderstatus. Je nachdem verbinden sich damit unterschiedliche Formen des Lebensunterhalts: Betteln, Renten, öffentliche Alimentierung, Erbschaft. Gemeinsam sind allen Lebensformen weiser Männer in der Regel eine grundsätzliche Sparsamkeit und Bedürfnislosigkeit. Auf solche Muster nimmt Hannes Bezug. »Ich komm jetzt klar, ich als Hannes Kühn allein, ja, zurückgezogen, ne, ein einfaches Leben führend«, sagt er in meinem letzten Gespräch mit ihm. Biografisch gesehen hat er sich aus der Sphäre der Arbeit bewusst zurückgezogen, er fasst das als Freistellung auf. Das Äquivalent für die früher geleistete Arbeit ist seine kleine Rente und zugleich erhält er – als entscheidende Ressource zur Finanzierung seiner kontemplativen Lebensform – das Persönliche Budget. Das begreift er zum einen Teil wie gesagt als Kompensation für die Belastungen, die er zu tragen hat, auf der anderen Seite aber als eine Art göttliches Geschenk:

»Wenn der Schöpfer mir dann noch 'n bisschen Geld dazu gibt, dann is das ganz gut, gell. Ich bin jetzt echt froh, dass ich nimmer arbeiten

muss und so. Da hab ich auch 'ne gewisse Arbeit und so. Da kann ich diesem Kampf da standhalten.«

Mit der »gewissen Arbeit« spielt er auf das an, was seine Mutter seine Hobbys nennt. Sie rückt damit etwas, was für Hannes eine Lösung einer existenziellen Problematik ist, ein Weg zu einem Erwachsenenstatus der Reife und Vollkommenheit, in die Nähe der Beschäftigung(sterapie) eines Jugendlichen. Wenn wir uns nun mit der ökonomischen Seite seines Lebens befassen und damit, was Hannes eigentlich genau mit dem Persönlichen Budget anfängt, wird sich zeigen, dass alle herausgearbeiteten biografischen und familiären Ambivalenzen wiederum ihren sozusagen »betriebswirtschaftlichen« Niederschlag finden.

Zunächst ein Blick auf die monatlichen Ausgaben in den ersten anderthalb Jahren der Budgetnutzung. Die im Folgenden zitierten Angaben darüber wurden von der Mutter formuliert. Sie führt akribisch Buch über jede getätigte Ausgabe in einem eigens von ihr handschriftlich gefertigten und dann fotokopierten Formular. Seine Überschrift formuliert sie wie in einem amtlichen Schreiben so: »Betrifft: Persönl. Budget: Hannes Kühn. Aufwendungen für Monat ____ 200__«. Die von ihr erwarteten und über einen Zeitraum von 18 Monaten auch eintretenden regelmäßigen Ausgabeposten sind ebenfalls eingetragen, dazu Freiraum für noch hinzukommende Ausgaben. Sie sind wie folgt formuliert:

- 1) Beratung u. Begleitung zur Haushaltsführung/(Selbstversorgung) (Erlernen und Bewältigung des Haushaltes)
 __ x pro Woche à __ Std. x 4,5 Wo. = __ Std.
 __ Std. à 15 €; Fahrtkosten __ km x 0,30 €
- 2) Mobilität/Fahrtkosten für Kommunikation/soziale Beziehungen (z. B. Psychosoziale Tagesstätte)
 Busfahrkarte (monatl.): _____
- 3) Bildung/Gemeinschaft »Gitarrenunterricht« + Noten: _____
- 4) Freizeitgestaltung/Sport/Gemeinschaft. »Karate« Jahresbeitrag 200_: _____

Es fällt auf, wie sehr sie sich bemüht, die Sprache des Sozialrechts bzw. der entsprechenden Leistungstitel zu imitieren, offenbar um damit zu signalisieren, es habe alles seine Richtigkeit, das Geld werde zu Recht bezogen und transparent ausgegeben. Über die faktisch

getätigten Ausgaben freilich kann man geteilter Meinung sein. Den größten Anteil bildet nämlich der erste Posten: Er geht (wie auch der entsprechende Posten beim Bruder Bill) an Klara. In den ersten 18 Monaten des Budgetbezugs rechnet sie für Hannes 2 x 2 Stunden wöchentlich ab.¹⁶ In der Summe sind das 270 Euro für monatlich 18 Stunden »Beratung und Begleitung zur Haushaltsführung« und insgesamt 144 km Fahrtkosten, also 43,20 Euro, insgesamt ein monatlicher Betrag von 313,20 Euro.

Klaras Budget

Mehr als die Hälfte des Budgets ging also an Klara Kühn für die Betreuung im Haushalt. Ursprünglich war das nicht vorgesehen. Anfangs betreute der örtliche sozialpsychiatrische Dienst Hannes Kühn. Zu seinen Aufgaben hätte auch die Betreuung in Sachen Haushalt gehört. Allerdings kam es darüber zu erheblichen Differenzen zwischen den Eltern, Hannes und dem Dienst. Ursprünglich sollten 380 Euro für eine sozialpsychiatrische Betreuung bezahlt werden. Die Eltern monierten dabei eine ganze Reihe von Punkten. Dies betraf einen in ihren Augen viel zu hohen Anteil für »Regiearbeit« von 110 Euro. Das Personal habe angeblich ständig gewechselt, vor allem aber gehörten von den Eltern sehr kritisch beäugte sogenannte Gespräche zu der Leistung.

Aber, so Klara im Erstinterview: »Er will ja keine Gespräche mehr«, und noch energischer:

»Aufgrund dessen, dass der Hannes gesagt hat, er will die Gespräche nicht, er will keine Gespräche mehr. (...) Die wollte er nicht mehr, er hat schon immer zu Hause gesagt: »Mama, ich werd immer noch nervöser mit den Gesprächen.« Dann hab ich gesagt: »Dann musst es sagen.««.

Hannes fügt hinzu: »Muss jeden Tag auf die warten (..) und dann seh ich nur fünf, zehn Minuta, dann war er wieder weg«, und lässt zumindest an dieser Stelle offen, ob er wirklich keine Gespräche wollte oder

¹⁶ Für Bill rechnet sie sogar noch mehr ab, nämlich 3 x 3 Stunden pro Woche. Allerdings bekommt Bill wegen des unterstellten höheren Hilfebedarfs auch ein höheres Budget (850 Euro).

viel eher den Kritikpunkt hatte, dass es zu wenig Zeit gab, um sich zu unterhalten. An anderer Stelle bestätigt er vordergründig den von den Eltern formulierten Eindruck, allerdings bleibt auch hier unklar, was genau ihm an der Leistung des sozialpsychiatrischen Dienstes nicht zusagte:

Klara: Wir wollten jemand kriegen, wo mit ihm das zusammen – den Haushalt da so macht.

Walter: Also, aber nur Männer, keine Frauen, wo das äh an und/Ü/für sich eher gegeben is//

Klara: /Ü/Ja, nee, die ham das auch nie gelernt//

Walter: Die ham das auch nicht gelernt, sagen wir mal so.

Klara: Die wollen nur Gespräche führen, die sind dafür nicht da, dass jetzt irgendwie lernen der Haushalt.

Walter: Er hat ja Gespräche gehabt, aber die Gespräche sind ihm schon zu viel geworden. Gell, Hannes, so war's doch (.) oder? Da wo der Mann da immer gekommen is, das hat doch dann nimmer

Hannes: Nee, des war nichts.

Deutlich wird hier eine auffallende Vehemenz der Argumentation. Die ganze Thematik ist für die Eltern affektiv aufgeladen, sie beginnen fast eine Art chorisches Schreien und wiederholen – auch in späteren Gesprächen – immer wieder die Argumente, die gegen eine Aufrechterhaltung der Unterstützung durch den sozialpsychiatrischen Dienst sprachen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, hier werde so etwas wie ein Immunsystem der Familie wirksam, das offenbar einem – in den Augen von Klara und Walter – unzulässigen Eingriff von außen Einhalt gebieten muss.

Der Schwerpunkt, auf dem die Betreuung nach Meinung der Eltern liegen sollte, war die Hausarbeit. Hierüber gibt es eine offensichtliche Sprachregelung innerhalb der Familie. Immer wenn die Rede auf das Thema Hausarbeit kommt, fällt das Stichwort »Nummer eins«: »Ich finde, das ist die Nummer eins für uns als Eltern, wenn sie später nicht in ein Heim wollen, müssen sie ihren Haushalt alleine machen können. Alles, was dazugehört. Weil wer das nicht kann, der äh äh kann nicht alleine wohnen«, sagt Klara. Etwas versöhnlicher wie immer Walter:

»Nicht nur Gespräche, sondern – schon Gespräche, aber nebenbei, so dass eben der Haushalt äh gemacht wird. Im Prinzip is das das A und 's O, gell. Es muss ja, wenn wenn der Dreck sich häuft und der

Mülleimer über, äh, irgendwann is es dann so weit, dass man sagt: ›Ja, so geht's nicht mehr.‹ (..) Das is das Hauptproblem meines Erachtens, Nummer eins, ja.«

Klara bestärkt noch einmal: »Wir sind einig, dass das die Nummer eins ist.«

Die Eltern erzählen in diesem Zusammenhang von der Reaktion eines Mitarbeiters des sozialpsychiatrischen Dienstes auf ihr Ansinnen, dieser Nummer eins mehr Rechnung zu tragen. Darauf angesprochen, soll der Mitarbeiter des Dienstes zur Empörung der Eltern an Hannes gewendet geäußert haben: »Sie haben's ja sauber hier.« Walter kommentiert:

»Aber wissen Sie, da ham Sie hier drin –, die sind so hoch sind die äh die äh, wie sagt man, Spinnweben und Ding gelegen, gell. Und er sagt zu ihm: ›Sie ham's ja sauber.‹ (...) Das kann man immer so sagen, wenn man natürlich einen sieht, wo alles bloß noch Berge da sind und und und die andere Berge voll Dreck und bei ihm is nur so. Dann is das immer relativ, das is klar. Aber wenn jemand das lernen muss, der muss das von einer Kraft lernen, wo das wirklich auch kann, gell. Und nicht jemand, wo von vornweg schon sagt: ›Ah, Sie ham's ja sauber.‹ Gell. Das wollt' ich bloß sagen.«

Den Eltern legt sich so der Schluss nahe, dass die Mitarbeiter des sozialpsychiatrischen Dienstes für die Unterweisung in Haushaltsfragen gar nicht kompetent sind, zum einen wegen des Geschlechts (»nur Männer, keine Frauen, wo das vielleicht eher gegeben ist«), zum anderen wegen der fehlenden Ausbildung: »Die ham das auch nicht gelernt«, »die wollen nur Gespräche führen, die sind dafür nicht da, das jetzt irgendwie lernen der Haushalt«, »die ham eine andere Lehre, ham Diplom oder irgendwas gemacht (.) für Gespräche«. Offenbar bleiben auch Versuche der Eltern, eine Haushaltskraft einzusetzen, vergeblich. Es gelingt ihnen zwar, bei einer Sozialstation eine Haushaltskraft zu gewinnen. Beim ersten Termin allerdings erzählt ihr Hannes von den Stimmen, was dazu führt, dass sie am anderen Tag anruft und mitteilt, sie habe in der Nacht vor Angst nicht schlafen können wegen der Äußerungen von Hannes und würde gerne ihre Zusage zurücknehmen. Hannes sagt dazu:

Hannes: Die hat mich missverstanden: Weil ich gesagt hab: ›Ja die Stimmen, die Stimmen, die sind so Tyrannen und so eine Art Verge-

waltiger sind das, gell, dann hat die gemeint, ja die Stimmen würden zu mir sagen, ich soll sie vergewaltigen. Also dann hat die halt Angst kriegt, gell. Bei meinem Bruder hat sie auch abgesagt, gell. Dann hat sie gleich gemeint, das is auch gleich noch mal so einer. Dann hat die Angst gekriegt ne. Das is nix Gutes, gell. Das is nix Gutes, aber damit musst du leben, ne. Kannst nicht zu den Leuten jetzt hingehen und sagen, das, was sie gedacht hat, stimmt nich. De denken sich halt ihr Zeug und fertig, gell.

Diese Ereignisse sind maßgeblich dafür, dass letztlich Klara die Aufgabe der Unterweisung im Haushalt übernimmt. Sie tut das mit großem Elan und hohem Anspruch, fast scheint es, als ob sie daraus eine Art Beruf machen will:

Klara: Wenn ich jetzt noch jung wäre, [lacht] (hätte ich) Hauswirtschafterin gelernt. Ich würd das sofort auch machen, dass ich ein paar Leute unter mir habe und immer zu zweit jemand schicke und würde denen, wie ich's jetzt bei meinen Söhnen mach, ihnen das alles beibringen, damit sie später selber können. Das is wie eine Lehre. Es is noch 'n langer Weg bei uns, aber der Anfang is gemacht. [...] Und durch das machen wir das jetzt so. Wir kriegen niemand, jetzt mach ich es selber. Hab ich gesagt: »Ich bin jetzt nicht mehr eure Mutter, ich bin eure Lehrerin.«

Ich habe bereits in den ausführlichen Analysen der Interaktionen gezeigt, welche Bedeutung diese Rolle Klaras gewonnen hat und wie sehr sich über die angebliche Unterweisung in Sachen Haushalt nicht nur Unterstützung und Solidarität, sondern auch eine Form der Alltagskontrolle über das Leben der Söhne transportiert und damit eine Zementierung einer Bindungs- (und Ablöse-)Problematik. Insofern liegt die Deutung nicht ferne, dass es sich bei der ganzen Sache um eine, wenn nicht provozierte, so doch willkommene Möglichkeit für Klara handelt, die Regie über das Leben der Söhne in den Händen zu behalten und sich darüber hinaus auch noch das durchaus prestigebe-setzte Surrogat einer Art professioneller und entlohnter Arbeit dazu zu verschaffen.

Allerdings möchte ich davor warnen, hier vorschnell unlautere Motive zu unterstellen. Die biografische Anamnese hat gezeigt, welchen Belastungen und Anforderungen Klara über Jahrzehnte ausgesetzt war. Jede billige Vorhaltung würde die schiere Dauer dieser Zeit unterschlagen und unterschätzen, welcher Gewöhnungseffekt von

einer solchen über zwei Jahrzehnte erzwungenen Fürsorgehaltung für zwei Söhne ausgeht, und zwar unabhängig von der Frage, ob eine Bindungsproblematik bereits Ausgangspunkt der biografischen Dynamik war oder nicht. Das Motiv eines Äquivalents, einer Entschädigung für diese Mühen wäre so nicht nur verstehbar und auch legitim, sondern im Gegenteil vielleicht sogar ein Ansatzpunkt, ein sachlicheres Verhältnis zwischen Söhnen und Mutter zu finden, die emotionale Verstrickung sukzessive zu lösen. Klaras Fantasie, Lehrerin zu sein, und die Akribie und dilettantische Professionalität, mit der sie Formulare herstellt und minutiös Fahrtkosten und sonstige Kosten notiert, legt so etwas nahe.

Freilich zeigen wiederum die aufgezeichneten Interaktionen, wie sehr sich mit dieser Betreuung zugleich eine Verstrickung auf emotionaler Ebene fortsetzt und so auch wieder zu einer Instrumentalisierung des Persönlichen Budgets führt. Die natürlich ihrerseits nicht interesselose Wahrnehmung ihrer Motive seitens der professionellen Umgebung war sinngemäß: sie kann emotional nicht loslassen und hat strategisch den sozialpsychiatrischen Dienst »herausgekickt«. Vielleicht war es so und vielleicht ist noch der Umstand, dass sie Geld nimmt für die Betreuung der Söhne, gar nicht das Bedürfnis nach einem Äquivalent für ihre Mühe. Es ist auch gut möglich (aber wohlgemerkt: spekulativ!), dass sie die erheblichen Geldbeträge anspart und zu einem Bestandteil des Erbes für die Söhne zu machen gedenkt. Soweit mir bekannt ist, wurde jedenfalls nach Abschluss der Erprobungszeit des Persönlichen Budgets das grundsätzliche Problem der zu intensiven Einschaltung von Klara auch erkannt und vom zuständigen Leistungsträger eine andere Lösung angeregt.

Ich möchte an dieser Stelle auch betonen, dass sich aus diesem Umstand kein prinzipieller Einwand gegen das Persönliche Budget konstruieren lässt. Es gehört zu den Spezifika dieser Unterstützungsform hinzu, dass man auch solche Umstände in einer regelmäßigen Wirksamkeitskontrolle abwägt und gegebenenfalls korrigiert (was ja dann auch geschehen ist). Ein ökonomisches Argument kann schon gar nicht in Anschlag gebracht werden – denn eine alternativ denkbare Sachleistung in Form einer stationären Wohnform wäre letztlich viel teurer. Überdies kann man sich fragen, ob dieser anfänglichen Beteiligung von Klara über immerhin fast zwei Jahre nicht eine wichtige Funktion

insofern zukam, als sie damit ein Motiv hatte, das Persönliche Budget als solches zu unterstützen und sukzessive ihr Verhältnis zu den Söhnen zu versachlichen.

Hannes' Budget

Denn zugleich entsteht für Hannes die Möglichkeit für eine autonome Verfügung seines Teils des Budgets. Im Gegensatz zu seinem Bruder wusste er ja, wie wir sehen, das durchaus zu nutzen. Wie genau, sollten wir nun nochmals im Detail betrachten. Für Hannes' Aktivitäten werden im Beobachtungszeitraum von 18 Monaten folgende regelmäßigen Ausgaben (im Wortlaut von Klaras Aufstellungen) getätigt:

- monatlich eine Busfahrkarte, um sich in der Stadt zu bewegen: 22,50 Euro;
- Gitarrenunterricht: 80 Euro;
- der monatliche Anteil für die Mitgliedschaft im Karateverein: 7,50 Euro;
- Telefongebühr: 15,66 Euro (um erreichbar zu sein).

Hinzu kommen eine ansehnliche Reihe von einmaligen Anschaffungen, die er sich von angesparten Beträgen leistet:

- Noten (zum Gitarrespielen): 25,90 Euro;
- Karateanzug: 70 Euro;
- Fahrrad fürs Wochenende, für Fahrten, damit das Wochenende ausgefüllt ist: 885 Euro;
- 1 Spiralkabelschloss (Rad): 19,99 Euro;
- Bücher über die Krankheit: 45,75 Euro; 96 Euro; 42,90 Euro; 36,40 Euro;
- Buch am 18.6.: 14,90 Euro;
- 2. Karateanzug: 70 Euro;
- Gitarre und Zubehör (Fußbank, Ständer): 432 Euro;
- Faustschützer Karate: 12 Euro;
- Trainingsanzug: 50 Euro;
- Gebühren für einen Ölmalkurs an der VHS: 91,80 Euro;
- Arbeitsmaterial fürs Ölmalen: 243,80 Euro; 10,70 Euro; 14,30 Euro; 26,50 Euro; 42,80 Euro; 9,90 Euro; 27,60 Euro;

- Karatelernbuch: 11 Euro;
- Sporttasche fürs Karate: 29,90 Euro;
- Gummi für Karatehose: 8,01 Euro;
- Gitarrenreparatur: 20 Euro;
- Extralehrgang Karate für 2 Tage: 20 Euro;
- Standpumpe fürs Fahrrad: 58 Euro.

Man sieht an dieser Auflistung, dass Hannes mit dem Geld vier Bereiche »aufbaut«, indem er notwendiges Zubehör anschafft: das Karate, den Gitarrenunterricht, das Fahrradfahren sowie das Malen. Hinzu kommen Bücher und zwar ziemlich teure, möglicherweise medizinische Fachbücher (zu seiner Krankheit?), zum Teil solche, die die anderen Interessen ergänzen. Hannes demonstriert damit auch in seinen Ausgaben Beharrlichkeit.

In einer nüchternen Außenbetrachtung kann man zunächst einmal festhalten, dass die mit dem Persönlichen Budget gewählte Lebensform Hannes über Jahre einen Rückfall in eine akute Episode, die einen stationären Aufenthalt in einer psychiatrischen Einrichtung erfordert hätte, erspart. Ein über Jahre hinweg reichender Zeitraum ohne stationäre Aufenthalte ist in seiner Biografie die Ausnahme. Zum Zweiten wäre zu sagen, dass bei Lichte betrachtet die Aktivitäten von Hannes gar nicht so weit entfernt sind von entsprechenden Therapieangeboten in sozialpsychiatrischen Einrichtungen oder in Tageskliniken. Auch hier werden – natürlich neben therapeutischen Angeboten – verschiedene Formen von künstlerischer, meditativer und intellektueller Betätigung angeboten. Insofern macht Hannes, zumindest was die Typik der Aktivitäten als solcher betrifft, nichts grundsätzlich anders. Er selbst schneidet diesen Gesichtspunkt auch an, zeigt aber sofort, worin für ihn subjektiv der Unterschied liegt:

Hannes: Wenn ich grad zu sprechen komm noch mal, warum ich z. B. diese Musiktherapie nicht im gemeindepsychiatrischen Ding machen will. Wenn ich das machen will, dann könnt ich mich ja in Arche [Psychiatrisches Zentrum] einweisen lassen und sagen: Ja, da sind die Therapien (?) Musiktherapie und öh Computer und weiß Gott was, die Therapien, was halt das Gemeindepsychiatrische Zentrum auch hat. Aber das GPZ [Gemeindepsychiatrisches Zentrum] ist irgendwie 'n Schritt draußen und das is so halb halb drin, mit einem Fuß in der Klinik. Die machen so Therapien, was die Klinik auch macht. (...) Wenn mir jetzt Musiktherapie

wirklich fehlen würde, dann würd ich 's halt nehmen im GPZ. Aber durch das, dass ich jetzt hier Gitarre spiele und ich bestimmt jeden Tag 'ne Stunde üben muss, du musst, du musst dranbleiben, das geht nicht, dass du sagst: »Ah ja, dann üb ich halt morgen 'n bisschen länger oder so.« Sondern du musst wirklich, wenn du das machen willst, dann musst du jeden Tag ran! Gell. Und die Gitarre in die Hand nehmen, ob du jetzt Lust hast oder nicht, gell. Das ist ja die Beharrlichkeit ne, was auch im I Ging immer drinsteht. Wieso soll ich so was nehmen, was ich in der Arche auch kriegen (...) Ich könnt ja jeden Tag sagen: »Ja, Mama, ich will wieder in die Klinik, ein bisschen mich wieder aufpäppeln lassen«, wie 's halt viele machen, ne. Ich sag mir, nee, nix mehr Arche, nix mehr.

Was Hannes hier eindrucksvoll betont, ist – am Beispiel des Gitarreübens – der viel höhere Verbindlichkeitsgrad seiner selbst gewählten Beschäftigungen (»du musst dranbleiben«) und damit auch sozusagen ihr Realitätsstatus (»du musst wirklich [...] ran!«). Therapeutische Beschäftigungen sind – im goffmanschen Sinn – modulierte Beschäftigungen. Sie sind veranstaltet, gemacht, um einen Zweck außerhalb ihrer selbst zu erfüllen, und haben deswegen eine andere Bedeutung als die unmodulierte Beschäftigung. Man reitet nicht mehr nur um des Reitens willen, sondern um damit etwas zu erreichen, vor allem aber: Man tut das in einem gegenüber dem normalen Reiten völlig veränderten Kontext. Das Reiten in der Reittherapie ist auch von der sozialen Einbettung her nicht das Gleiche wie das Reiten in einem Reitverein. Nun könnte man sagen, für Hannes steht eine therapeutische Wirkung aller seiner Beschäftigungen außer Frage. Wie er an einigen Stellen berichtet, werden die Stimmen leiser, weniger aufdringlich, wenn er sich auf Karatetechniken, aufs Gitarrespielen konzentriert oder sich beim Fahrradfahren physisch verausgabt, den Stimmen buchstäblich davonfährt, und auch therapeutische Zwecke spielen für ihn durchaus eine Rolle. Hannes sagt z. B.: »Ich mach Karate und stärk mein Selbstbewusstsein damit«, »Ich muss kräftiger werden, um gegen die finsternen Stimmen anzugehen, also mach ich Karate«. Sinngemäß folgt er dem, auch in der ihm wichtigen taoistischen Tradition gültigen, Grundsatz »mens sana in corpore sano«, wenn er formuliert: »Fit is ja, die Seele heilt, die Seele lebt wieder (auf)«.

Aber das ist nicht das Entscheidende. Vielmehr begibt er sich bewusst in solche Aktivitätskontexte, in denen andere Menschen aus Gründen,

die in der Tätigkeit selbst liegen, diese ausüben. Das von ihm selbst aus dem Budget finanzierte Gitarrelernen und -üben bei einem ganz normalen Musiklehrer ist *wirklich* Gitarrelernen und eben nicht: sozusagen ein Gitarrelernen zweiter Ordnung. Diesen Wirklichkeitsakzent verdanken die von Hannes betriebenen Aktivitäten ihrer sozialen Einbettung. Hannes erläutert das am Beispiel seines Karatevereins:

Hannes: Ich bin halt immer der Ansicht, was mit normalen Leuten zusammen, mit andere Leute aus dem normalen Bereich ..., die ich dann beim Malkurs treffe, die ich beim Karate treffe, die ham mir eigentlich 'ne bessere öh Integration als jemand, wo man sagt – ja okay, ich geh da auch hin in die Klinik und so weiter zum Essen und red mit denen, aber die normalen Menschen haben – eigentlich bin ich nich so irgendwie Außenseiter und so da bin ich mit dabei. Wenn ich Karate auch nicht so gut kann, ich bin dabei und lern das und die klopfen mir au auf die Schulter und sagen: »Du packst es jetzt langsam«, und so.

Auch hier spielt der Verweis auf die »Normalität« des Aktivitätskontextes eine wichtige Rolle. Hannes – Fachmann seiner selbst – verweist in dieser Äußerung, wie wenn er die ICF gelesen hätte, auf die integrativen Aspekte: mit dabei zu sein, kein Außenseiter zu sein, miteinander auf die Eigenlogik der gemeinsamen Aktivität, hier Karate, orientiert zu sein und insofern keinen Sonderstatus zu haben. Das gibt der Tätigkeit ein völlig anderes Gewicht, als wenn sie in einen klinischen Kontext eingebettet wäre. Es entstehen sachliche und soziale Verbindlichkeiten, die – zumindest potenziell – eine Dimension biografischer Dauer beinhalten. Hannes lässt sich beispielsweise durch die Vereinsmitgliedschaft auf die Verpflichtung ein, regelmäßig zum Training zu kommen, sich anzustrengen, zu üben. Er wird eingebunden in die Beziehungsstruktur des Vereins. Er erzählt mir, dass die Karatekameradinnen und -kameraden von seiner Krankheit wissen, er kann offen mit ihnen darüber reden, er wird gelobt für Fortschritte, gerät in eine Anforderungsdynamik. Hannes hat im Zeitraum, in dem die Interviews geführt wurden, allein drei Gürtelprüfungen abgelegt – auch hierdurch werden eine Zeitstruktur und ein biografischer Bindungseffekt hergestellt, die eine reine therapeutische Aktivität nicht bieten kann. Er hat im zeitlichen Umfeld des letzten Interviews an einer mehrtägigen Trainingsfreizeit mit auswärtiger Übernachtung teilgenommen, was früher undenkbar gewesen wäre.

Der zentrale Unterschied zwischen der Wahrnehmung bloßer therapeutischer Angebote und Hannes' Aktivitäten besteht aber darin, dass die Aktivitäten, die er sich auswählt, einen inhaltlichen Bezug zu seinem biografischen Entwurf enthalten und genau insofern selbstbestimmt sind. Wir sind bereits mehrfach auf die subjektive Bedeutung der Beschäftigungen von Hannes gestoßen: Sie sind das eigentliche Medium, in dem er seinen Entwurf der Überbrückung der Zeit bis zum Erlöschen oder Leiserwerden der Stimmen mit einer methodischen Lebensführung realisieren kann. Mit dem Persönlichen Budget kann er sich die dafür unentbehrlichen Requisiten anschaffen.

Die Tätigkeiten selbst unterhalten einen engen Bezug zu den Wertsetzungen seiner inneren Welt. Aus den Erzählungen über seine Aktivitäten, die er aus dem Persönlichen Budget finanziert, wird deutlich, dass es ihm dabei um eine Figur der Übung und Vervollkommnung geht, vielleicht am besten realisiert in den Gürtelprüfungen des Karatevereins, die er sukzessive abzulegen begonnen hat. Hinzu kommt das Image des ethisch disziplinierten Kampfgeistes, das dieser Sportart innewohnt und das nicht nur seiner Haltung gegenüber den Stimmen und der aus dem I Ging bezogenen Ethik, sondern auch seiner inneren Semantik entspricht: »Ich meine, Karatekurs is doch genau das Richtige gegen finstere Stimmen und so, ne – es ist ein Kampf, also was mach ich, mach ich Kampfsport.« Hinzu kommt eine in der Praxis wie immer oberflächliche kulturelle Nähe fernöstlicher Kampfsporttraditionen (hier: Shotokan-Karate) zu Zen-Buddhismus und Taoismus und damit verknüpften ethisch-philosophischen Haltungen wie der Wertschätzung von Konzentration, Meditation, Höflichkeit, Handlungsbereitschaft, aber eben auch einer Variante der Askese, Konsequenz und Selbstüberwindung. In die von Hannes betriebene Spielart des Shotokan-Karates gehen diese Haltungen etwa in Form bestimmter Rituale (Meditation am Anfang jedes Trainings, Verbeugung vor Meister und Gegner u.a.) sowie durch das Kursieren zumindest von Auszügen der Schriften des Begründers des Shotokan-Karates, Gichin Funakoshi, ein. Dessen Verhaltensregeln des Karate-Do, des »Wegs der leeren Hand«, sind offizieller Bestandteil der Satzungen des deutschen Shotokan-Karateverbands, dem auch Hannes' Verein angehört. Ein Blick auf einige ausgewählte Regeln zeigt, wie nahe sie an den ethischen Grundprinzipien liegen,

die Hannes in der Auseinandersetzung mit dem I Ging und seinen Stimmen kultiviert.

- Vergiss nie: Karate beginnt mit rei und endet mit rei. (»rei« bedeutet: Respekt, Höflichkeit und bezeichnet zugleich die Grußformel am Anfang und Ende jedes Trainings.)
- Im Karate gibt es kein Zuvorkommen. (Im Karate gibt es keinen ersten Angriff.)
- Karate ist ein Helfer der Gerechtigkeit.
- Erkenne dich selbst zuerst, dann den anderen.
- Die Kunst des Geistes kommt vor der Kunst der Technik.
- Lerne, deinen Geist zu kontrollieren, und befreie ihn dann von Unnützem.
- Unheil entsteht durch Nachlässigkeit.
- Karate ist nicht nur im Dojo.
- Die Ausbildung im Karate umfasst dein ganzes Leben. Verbinde dein alltägliches Leben mit Karate, das ist der Zauber der Kunst.
- Hart und weich, Spannung und Entspannung, langsam und schnell, alles in Verbindung mit der richtigen Atmung.
- Denke immer nach und versuche dich ständig am Neuen.

Jedenfalls trainiert Hannes seinen Körper durch das Karatetraining und Fahrradfahren, er meditiert, er legt sich eine Disziplin der täglichen Lebensführung auf, die etwas Klösterliches hat. Auch ein Moment der physischen Abhärtung spielt eine Rolle, er will die Schmerzen, die ihm die Stimmen zukommen lassen, ertragen. Er führt den Kampf als Ritter des Schöpfers und als solidarischer Freund der Mädels. Der Kampf gegen die Stimmen ist für ihn gleichbedeutend mit dem Durchhaltevermögen in seinen täglichen Aktivitäten, die er den Stimmen entgegensetzt. Das bezieht sich auf seine konsequente Lektüre und Meditation im Zusammenhang mit dem I Ging ebenso wie auf seine sportlichen Exerzitien (Karate, Fahrradfahren) und künstlerischen Aktivitäten, die er allesamt aus dem Budget bezahlt und kultiviert.

Die Passung der Aktivitäten zu seinem biografischen Entwurf liegt auf der Hand. Ebenso entscheidend ist freilich, dass das Persönliche Budget als solches eine symbolische gesellschaftliche Anerkennung dieses biografischen Entwurfes beinhaltet. Sie ist es letztlich, die möglicherweise allen seinen Aktivitäten eine Verbindlichkeit, einen Verpflichtungscharakter und eine Ernsthaftigkeit verleiht, die sie als

rein therapeutisch verordnete Aktivitäten nicht haben könnte. Das Persönliche Budget gibt seinem biografischen Entwurf den Status einer gesellschaftlich anerkannten Lebensform. In ihm vollzieht sich sozusagen jene Freistellung von der Verpflichtung zur Normalform der Arbeit und darin ist seine besondere Belastung durch die Krankheit sozial ratifiziert. Allerdings ist das aus der Perspektive der Gesellschaft bzw. des zuständigen Leistungsträgers nicht frei von Paradoxien. Zum einen ist diese Freistellung prinzipiell nur eine temporäre, zum anderen ist das Persönliche Budget zeitlich begrenzt. Ein verantwortungsvoller Umgang mit der Leistungsgewährung hätte Hannes verständlich zu machen, dass sein Anspruch auf das Persönliche Budget in dem Maße sich auflöst, wie er sich seinem Ziel, die Stimmen zu überleben, annähert und die Behinderung »in den Griff bekommt«. Das zumindest ist eine Seite seiner biografischen Utopie, der er sich noch nicht gestellt hat und vielleicht auch noch nicht stellen konnte.

Vielleicht gehört das zu den strukturellen Paradoxien dieser Leistungsform. Sie könnte bei dem Betroffenen, wenn die Interpretationen des Persönlichen Budgets zwischen Leistungsberechtigtem und Leistungsträger nicht sorgfältig genug abgestimmt sind, ein Interesse erzeugen, im Zustand der Krankheit zu verharren oder zumindest nach außen hin diesen Eindruck zu vermitteln. Inwieweit Hannes sich bereits partiell eine solche Strategie zu eigen gemacht hat, ist sehr schwierig zu beantworten. Im Zeitraum meiner Gespräche mit ihm hatte ich den Eindruck, dass er wirklich durch die Auseinandersetzung mit den Stimmen physisch und psychisch absorbiert war. Wir haben aber auch an vielen Beispielen gesehen, dass er sehr wohl in der Lage ist, die Stimmen taktisch in die Alltagsrealität intervenieren zu lassen. Dabei handelt es sich um ein Problem, das ich hier nur anmerken kann, das aber eine gesonderte Behandlung verdienen würde. Es zeigt allerdings, wie wichtig eine mitlaufende professionelle Abfederung des Budgets in der Beziehung von Leistungsträger und Betroffenen ist, vor allem bei Menschen mit psychischen Erkrankungen.

»Nebeneffekte«: Autonomisierung und Abhängigkeit

Aus der subjektiven, von Hannes formulierbaren Perspektive dient das Persönliche Budget bzw. die daraus finanzierten Aktivitäten seiner Selbstbehauptung gegenüber den Stimmen und damit der Konsolidierung seines Lebens jenseits der Psychiatrie, ja generell der Konsolidierung seiner Lebensführung und Lebensperspektive. Aus einer Außensicht und in Anknüpfung an die von uns analysierten Analogien zwischen der Welt der Stimmen und der seiner realen sozialen Situation sind diese Selbstbehauptung und Autonomisierung gegenüber den Stimmen aber auch gleichbedeutend mit einer Autonomisierung von der Familie, insbesondere dem Zugriff der Mutter.

Wie immer latent, haben alle diese von der Mutter sogenannten Hobbys nämlich den entscheidenden Effekt, dass Hannes damit auch Freiraum und Distanz gegenüber den Eltern gewinnt. Dies gilt bereits in einem ganz einfachen zeitlichen Sinn. Den größeren Teil seiner selbst gewählten Aktivitäten nimmt Hannes allein wahr, sie sind den Eltern auch nicht vermittelbar: Das gilt für die philosophische Lektüre ebenso wie für das Gitarre- und Karateüben. Das Fahrradfahren nutzt er nach eigenen Angaben, um den Stimmen buchstäblich davonzufahren; aber zugleich führt es eben auch zu einer Verringerung der Kontaktdichte zu den Eltern. Das Fahrrad nutzt er nach Angaben der Mutter insbesondere an Wochenenden besonders häufig zu exzessiven und langen Ausfahrten. Gerade am Wochenende ist ja die »Gefahr« von Einladungen und Familienunternehmungen besonders groß.

Man könnte diesen Umstand aus der Sicht der im ersten Teil dargestellten Expressed-Emotion-Forschung als eine Art intuitive, aber sozusagen uneingestandene bzw. durch den Verweis auf die Stimmen mystifizierte Einsicht in das interpretieren, was ihm guttut. Die EE-Forschung hat ja bereits in den 70er-Jahren eindrucksvoll belegt, welche Rolle die Verringerung der Kontaktdichte und »intensiven Interaktionen« (FINZEN 2001, S. 145) mit sehr nahestehenden Personen für die Vermeidung von Rückfällen haben kann. Man könnte sehr nüchtern sagen: Hannes macht objektiv etwas auch aus klinischer Sicht sehr Vernünftiges, er dosiert den für ihn gesundheitsschädlichen sozialen Stress, er »dosiert«, wie es Finzen ausdrückt, emotionale

Belastungen »durch zeitweiligen Rückzug und durch die Begrenzung des unmittelbaren persönlichen Kontaktes« (ebd.).

Hinzu kommt, dass seine Aktivitäten auch eine soziokulturelle Distanzierung zwischen ihm und seinen Eltern vorantreiben. Zwar unterhält gerade Klara dazu eine Beziehung, sie regt die Malkurse in der Volkshochschule an und insgesamt hat sie sicher dazu beigetragen, Hannes diese Wege zu eröffnen. Aber Hannes überführt die Halbbildung seiner Eltern auf seine Weise in eine methodische intellektuelle und künstlerische Beschäftigung, in die sie ihm nicht mehr folgen können. Das zeigt beispielsweise auch die Akribie, mit der er sich die Logik des I Ging aneignet und wie er den Umgang damit perfektioniert: mit Orakelwerfen, der schriftlichen Dokumentation der Ergebnisse und seiner Interpretationen, im sorgfältigen Aufmalen, Ausschneiden und Ausstellen der Zeichen. Auch das Karate ist eine Welt, in die ihm die Eltern weder kognitiv noch real folgen können. Für das I Ging und die Befassung mit fernöstlicher Philosophie fehlen bei den Eltern alle Voraussetzungen, sie haben daran weder Interesse noch die intellektuellen Möglichkeiten, um zu verstehen, worum es dabei geht. Wir haben in der Interaktionsanalyse gesehen, dass die Zeichen bzw. das Thema I Ging nicht nur der Abwehr von Hannes' bösen inneren Stimmen dient, sondern zugleich die Stimmen der Eltern zeitweise zum Schweigen bringt.

Auch im Gitarrespielen kommt – vor allem wenn man den Vergleich zu Bill herstellt – eine Entfernung von dem kulturellen Bezugssystem der Eltern zum Ausdruck. Beide Söhne mussten auf Betreiben der Eltern als Kinder und Jugendliche in den Akkordeonverein. Während Bill bei diesem Instrument blieb, sattelte Hannes auf Gitarre um. Die Gitarre assoziiert er selbst mit einer Gegensphäre zur Welt kleinbürgerlich-familiärer Häuslichkeit, beispielsweise fantasiert er davon Straßenmusik, zu machen. Auch die Musik, die er auf der Gitarre spielt, dürfte ihn vom Musikgeschmack der Eltern entfernen. Im Material wird nirgends erwähnt, dass er wie etwa Bill mit dem Akkordeon den Eltern vorspielt oder bei Familienanlässen musizierend in Erscheinung tritt. Dagegen geht der Umstand, dass Bill wieder Akkordeon spielt, Unterricht nimmt und in den alten Akkordeonverein soll, in dem er bereits als Jugendlicher war, auf eine Initiative von Klara zurück. Das alles wird auch bei Bill aus dem Budget finanziert und es wird ein

Instrument aus angesparten Beträgen angeschafft. Aber diese Initiative nimmt deutliche Züge der Forderung einer Art Gegenleistung an und sie leistet einer engen häuslichen Vergemeinschaftung, ja Einverleibung Bills Vorschub. Klara erzählt über die Wiederanknüpfung Bills ans Akkordeonspielen: »Ja und dann hab ich viel gearbeitet für sie, für ihn und auch für den Hannes, und dann hab ich gesagt: ›Wenn ich für euch koche und alles mach, dann spiel doch bitte ein bisschen Akkordeon. Du hast doch immer so gut gespielt.‹ Und da ging das dann wieder los, gell.« So spielt Bill gelegentlich auf, wenn Klara in der Küche arbeitet, auch im Haus der Eltern. Stolz erzählt Klara: »Bei uns kommt, wenn er spielt, gell, die Nachbarin immer extra in 'n Garten raus.«

Aber bereits im ersten Gespräch mit ihm wird deutlich, dass Bill sein Akkordeonspiel in der Tat als einen demonstrativen Beweis der Loyalität gegenüber der Mutter betrachtet. Gerade daran lässt sich die grundsätzlich andere Bedeutung der durch das Budget bezahlten Aktivitäten bei Bill zeigen. Während es nämlich Hannes gelingt, eine Art Aufteilung des Budgets in einen von der Mutter bestimmten und ihr zugestanden Teil (Putzen) und einen von ihm im Sinne seines biografischen Entwurfes selbst bestimmten Teil zu vollziehen, fehlt das letztere Element bei Bill vollkommen. Hier wird fast die gesamte Budgetnutzung von der Mutter geprägt und auch das demonstrative Aufgreifen von durch die Eltern selbst provozierten Vorschlägen Bills zur Budgetnutzung (Kettcar fahren, ein Boot kaufen) haben etwas Regressives. Es wirkt ein wenig wie die bemühte Beschäftigung eines Jugendlichen, den man daran hindern will, auf dumme Gedanken zu kommen. Hinzu kommt, dass die Eltern in Bills Fall die Vermögenssorge übernommen haben. Hannes emanzipiert sich mithilfe des Budgets sowohl von der Krankheit wie von den Eltern. Bei Bill führt das Budget bzw. seine Nutzung dagegen zur Verstärkung seiner Abhängigkeit von den Eltern. Und folgerichtig verstrickt er sich nur noch mehr in der Beziehung zu den Eltern und zugleich in seiner Krankheit. Bill erleidet denn auch noch im Beobachtungszeitraum einen erheblichen Rückfall in Form eines psychotischen Schubs, der zu einem fünfwöchigen Aufenthalt in einer stationären psychiatrischen Einrichtung führt. Selbst zweieinhalb Monate später, als ich ihn wieder zu Hause besuche, ist er in einem äußerst schlechten Zustand. Ich zitiere aus meinem kurz nach dem Besuch notierten Gedächtnisprotokoll:

Bill guckt starr geradeaus. Ich sage: Ich habe schon gehört, dass es ihm nicht so gut gehe. Er nickt und die Mutter fängt dann sofort wieder an zu reden. [...] Das Gespräch kommt nicht in Gang, weil er praktisch entweder gar nicht antwortet oder vor sich hin guckt, ganz stier, und allenfalls mit Ja und Nein antwortet. Ich frage: »Und Akkordeon spielen geht schon wieder?« Die Mutter sagt sinngemäß: »So so lala, ja!« Er sagt darauf ziemlich schroff, er rühre dieses Instrument nie mehr an. Sie schlägt darauf vor, er solle ihr doch beim Geburtstag vorspielen. Er verstärkt sehr aggressiv, er würde das Instrument definitiv nicht mehr anrühren. [...] Auf meine Frage, was die Alternative zu seiner Wohnform hier sei? »Es gibt keine.« Stichwort Heim: Er wisse sich dann schon zu wehren und würde die im Heim dann zusammenschlagen. Das sagt er sehr finster, stier, auf die Wand guckend. Auf die Frage, ob er Wünsche habe, sagt er: »Nichts.« Auf Beschwichtigungen der Mutter, er würde sich schon wieder fangen, sagt er: »Das weiß ich nicht.«

Deutlich wird, wie Bill über das Akkordeonspielen einen tiefgreifenden Konflikt mit der Mutter austrägt. Sie traut sich, mit dem Ansinnen, doch wenigstens an ihrem Geburtstag zu spielen, seine Loyalität ihr gegenüber vor meinen Augen einem Belastungstest zu unterziehen. Bill schlägt ihr – so ist man fast geneigt zu sagen – symbolisch ins Gesicht. Er diskreditiert vor mir als Beobachter, der ja, wie Bill weiß, die Wirksamkeit des Persönlichen Budgets beurteilen soll, die gesamte mit dem Budget von den Eltern sorgsam eingerichtete Lebensform, indem er jede Aussicht auf Besserung seines Zustandes infrage stellt.

Bills völlig konträrer Lebens- und Selbstentwurf führt im Zusammenspiel mit Erkrankung, seiner Positionierung in der Familie und seinen habituellen Möglichkeiten offenbar dazu, dass ihm bezüglich der Budgetnutzung nur entweder eine vollständige Anpassung an die Erwartungen seiner Eltern zu Gebote steht oder aber ein Umkippen in das andere Extrem einer aggressiven Verweigerung.

Hannes setzt dagegen seine Handlungsressourcen sehr geschickt ein, um gegenüber der Mutter nicht nur eine Art Gleichgewicht der Kräfte bezüglich der Budgetnutzung herbeizuführen, sondern selbst dann noch ein Element der Selbstbehauptung ins Spiel zu bringen, wenn er offensichtlich dem Willen der Mutter Genüge tut und Dinge ihr zu Gefallen tut.

Ein weiteres Beispiel ist das von Klara für die »Buben« angeregte Malen mit Ölfarben in einem Volkshochschulkurs. Wie Bill produziert auch Hannes eine Reihe von sehr angepassten Bildern, die offensichtlich auf Ideen der Mutter zurückgehen und die – ähnlich wie das Akkordeonspiel Bills – sich überwiegend für die kleinbürgerliche Kultivierung häuslicher Behaglichkeit im Sinne des Integrationsmilieus (SCHULZE 2005) eignen. »Zeig mal deine schönen Bilder«, fordert sie Hannes vor mir auf wie einen kleinen Jungen. In der Küche hängen zwei sehr konventionelle kalenderblattartige Bilder: Das eine zeigt blaue Trauben mit grünen Rebenblättern, das andere Paprikaschoten in verschiedenen Farben. »Ja, passt doch für die Küche!«, sagt Klara. Auch ein weiteres Bild geht auf eine Anregung von Klara zurück (»Da hab ich gesagt, er soll unseren Hund malen.«). Die ursprüngliche Absicht Klaras ist noch in der Grundanlage des Bildes erkennbar. Es zeigt den preisgekrönten Rassehund im wohlgepflegten Garten des elterlichen Hauses, im Hintergrund der uns bereits bekannte, vom Vater selbst gemauerte Torbogen. Auffällig ist die seltsame Farbe bzw. Fellstruktur des Hundes. Klara sagt zu mir: »Da gehört noch Fell dazu, das hat er gesagt, das sollen wir selber malen.« Hannes dagegen: »Das Fell würd ich so lassen.«

Der Gesamteindruck des sichtlich ursprünglich als Idyll konzipierten Bildes ist aber gänzlich beunruhigend. Dazu tragen die seltsame Farbe und die wie verloren wirkende Positionierung des Hundes ebenso bei wie der farblich dominierende, düstere Hintergrund, in dem eine Mischung von Gelb- und Grautönen verwendet wird. Hinzu kommt die Maltechnik, alles Gegenständliche im Bild mit einer dicken schwarzen Umrandung zu versehen. »Ich hab halt meinen eigenen Stil entwickelt, gell«, sagt Hannes dazu: »Ich umrande das immer mit Schwarz, so ein bisschen, so. Weil dann find ichs irgendwie – dann verschwimmt nicht so.« In der Tat gibt die schwarze Umrandung den Bildern eine beunruhigende, abgründige Prägnanz, sicher nicht das, was Klara intendiert hatte. Hier zeigt sich auch im Kleinen und in Bereichen, die offensichtlich zunächst einem Diktat von Klara zu folgen scheinen, dass Hannes in allem, was er tut, in der Lage ist, eine Dialektik von Fremd- und Selbstbestimmung, von Abhängigkeit und Autonomisierung zu handhaben. Er greift die (An-)Gebote der Mutter zwar auf, geht dann aber »seine eigenen Wege«.

Sein Bruder scheint zumindest immer wieder an dieser Anforderung zu zerbrechen. Das Persönliche Budget ist ihm dabei nicht nur keine Hilfe, im Gegenteil: Es verschärft das Problem seiner ambivalenten Abhängigkeit. Dieses völlig andere Bild der Wirkung eines Persönlichen Budgets in ein und derselben Familie, bei einer zumindest in den formalen Aspekten ganz ähnlichen Budgetnutzung zeigt nicht nur, wie wichtig eine subtile und individuelle Betrachtung der möglichen Funktionen eines Persönlichen Budgets bereits bei der Entscheidung über seinen Einsatz ist. Es zeigt generell, wie sehr Rehabilitation und die Frage ihres möglichen Erfolgs oder Scheiterns mit dem verknüpft ist, was ich in diesem Buch die soziobiografische Perspektive eines Menschen genannt habe.

*

Ich habe keinen Einblick, wie es Hannes heute geht, Jahre nach Beendigung meiner Tätigkeit in dem damaligen Projekt. Immerhin weiß ich von definitiv vier Jahren, in denen bei Hannes keine Wiedereinweisung in eine Klinik bzw. stationäre Maßnahme notwendig wurde. Das ist gemessen an der Drehtürstruktur seines Lebensverlaufs des vorangegangenen Jahrzehnts eine sehr lange Zeit.

Schluss: »Mit seinem Leben wieder etwas anfangen«

Das Persönliche Budget ist – zumindest seiner ursprünglichen Idee nach – von einem wichtigen Impuls des sogenannten sozialen Modells der Behinderung getragen: Es soll betroffene Menschen befähigen, die realen und symbolischen Barrieren zu überwinden, die sie an einer leidlich selbstbestimmten Teilhabe an Aktivitäten und sozialen Kontexten hindern. Wir haben anhand des Lebenszusammenhangs von Hannes Kühn gesehen, dass es ihm in der Tat gelingt, manche dieser Barrieren zumindest zu kompensieren, andere zu durchbre-

chen und sich dabei auch auf bemerkenswerte Weise soziale Kontexte aufzuschließen, seine Teilhabe (Partizipation) auszuweiten und mit Krankheit und Behinderung zu leben.

Der Vergleich mit seinem Bruder hat uns gezeigt, dass das kein zwangsläufiger Effekt des rehabilitativen Instruments Persönliches Budget als solchem ist. Dessen Wirkung ist vielmehr auf eine so hochgradige Weise kontextabhängig, dass sich selbst unter ähnlichen äußeren Vorzeichen in derselben Familie ein genau entgegengesetzter Effekt einstellen kann. Aber wir haben gesehen: Die Behinderung, die psychische Erkrankung selbst ist eine durch und durch biografische und damit individuelle Realität. Sie ist gleichermaßen verknüpft mit der soziobiografischen Positionierung wie der damit verbundenen biografischen Perspektive. Und das gilt daher ebenso für ihre Rehabilitation.

Wenn ich zu dem Schluss gekommen bin, die Behinderung selbst sei eine (sozio-)biografische Wirklichkeit, so will ich damit keine Antwort geben auf die Frage der Verursachung von Hannes' Erkrankung im Besonderen und schon gar nicht von Schizophrenie im Allgemeinen. Es geht mir dabei nicht um die eingangs zitierten Übertreibungen des sozialen Modells von psychischer Erkrankung und Behinderung, also etwa darum zu sagen, diese seien nur eine soziale Wirklichkeit, das Phänomen Schizophrenie sei reduzierbar auf eine soziale Konstruktion oder gehe auf eine Familiendynamik oder gar eine schizophrene Mutter zurück.

Es ist wichtig zu sehen, dass wir in keinem Sinne eine Erklärung der Behinderung oder bestimmter Krankheitssymptome gefunden haben. Gewiss, Hannes' Geschichte und die von uns entdeckten Bezüge können als Beleg für das ohnehin allgemein anerkannte Vulnerabilitäts-Stress-Modell, konkretisiert vor allem durch das Expressed-Emotion-Konzept, gelesen werden. Wir haben beispielsweise wie auch schon die ersten Palo-Alto-Studien fallbezogen eine Reihe von Plausibilitäten für bestimmte kommunikative und soziale Funktionen der Symptome von Hannes gefunden. Wir haben versucht deren immanente Sinnstrukturiertheit ernst zu nehmen, wir sind auf Familienstrukturen gestoßen, die zu den Inhalten von Hannes' Symptomen in einem komplexen Entsprechungsverhältnis stehen. Zugleich ist es uns gelungen, einige phänomenologische Aspekte der Realität der Krankheit, etwa wie sie sich in der Kommunikation zeigt, sichtbar zu machen. Es wurde

deutlich, dass im Falle von Hannes und Bill zwar die familialen Beziehungen das wichtigste und einzige soziale Kapital sind, das sie haben, dass aber dieses Kapital immer zugleich eine soziobiografische Hypothek ist. Im Sinne des Expressed-Emotion-Konzepts ist die familiäre Einbettung der beiden Brüder auch ein Stressfaktor. Das Beispiel der beiden Brüder und die unterschiedliche Wirkung des Persönlichen Budgets kann in fast idealer Weise als ein Beleg für die klassischen Annahmen der Expressed-Emotion-Forschung betrachtet werden. Hannes verringert damit letztlich die Kontaktzeiten mit den Eltern und nützt die Ressource Persönliches Budget, um sich damit in einem erträglichen (auch soziokulturellen) Abstand gegenüber seiner Familie zu halten. Dies gelingt und im Sinne der klassischen Befunde der EE-Theorie wird er damit zwar nicht symptomfrei, in diesem Sinne »gesund«. Aber die Vermeidung von Rückfällen in akute Episoden gelingt über einen ungewöhnlich langen Zeitraum. Dass sich bei Bill alles genau umgekehrt verhält, könnte man als eine fast experimentelle Bestätigung der Befunde betrachten.

Dennoch: Alle genannten sozialen und biografischen Belastungen mögen eine wie immer gartete Rolle spielen, und es ist sicher, dass sie für Hannes als Person eine erhebliche Rolle spielen. Aber das ist für sich keine »Erklärung« der Krankheit, denn es ist nicht möglich, einen zwingenden Grund dafür anzugeben, wieso solche Belastungen eine derart tiefgreifende und spezifische Veränderung psychischer Funktionen bewirken sollen, wie es das Stimmenhören oder die Zwangssymptome von Hannes sind. Die hier vorgestellten Befunde stützen das gängige Vulnerabilitäts-Stress-Modell der Schizophrenie und zugleich das ICF-Modell von Behinderung, erst die Berücksichtigung des Ineinander und der Wechselwirkung komplexer Faktoren mache im Einzelfall Behinderung und psychische Erkrankung verstehbar. Aber das ist nicht gleichbedeutend mit einem Beweis für Ursachen. Qualitative Einzelfallstudien können in Ursachenfragen letztlich keine Beweise erbringen.

Alle Befunde wären gleichermaßen im Bezugsrahmen eines rein medizinischen wie eines ausschließlich sozialen Modells interpretierbar. Auch wenn die unbestreitbare Beeinträchtigung der psychischen Funktionen letztlich rein biochemische Ursachen hätte, hinderte das die Stimmen von Hannes nicht daran, sich in eine wie immer fantastische

Beziehung zu seiner psychosozialen Alltagsrealität zu setzen, bzw. ihn, Hannes, nicht daran, auf das Sinnmaterial der biografischen und sozialen Erfahrung zurückzugreifen, um sich zugleich einen Reim auf diese wie auf die psychophysische Labilität seiner inneren Erfahrung, seiner Psyche und Physis zu machen. So oder so hätte Hannes sich auseinanderzusetzen mit einer Geschichte seiner Behinderung. So oder so hätte er durch die Brille seiner »Pathologie« hindurch einen Blick auf seine biografische Realität zu vollziehen und durch die Brille von dieser auf jene. Für mein Hauptargument, dass die Behinderung selbst Bestandteil einer soziobiografischen Perspektive ist, ist es letztlich unerheblich, ob in dem Prozess der Behinderung der Anfangszug sozusagen aufseiten der Physis oder aufseiten einer psychosozialen Problematik war. Anders gesagt, die hier verfolgte Perspektive ist für eingefleischte und dogmatische Mediziner genauso gültig wie für fanatische Anhänger sozialer Modelle – wenn es denn nur darum geht, die Erfahrung der betroffenen Menschen ernst zu nehmen und die Relevanz dieser Erfahrung für Rehabilitationsprozesse zuzugestehen.

Es ist also so oder so sinnvoll, sich mit der soziobiografischen Positionierung und der damit verknüpften Perspektive zu befassen und sie zu verstehen. Erstens weil die Beschäftigung damit für sich genommen faszinierend ist und man daraus sehr viel lernen kann. Ich hoffe, ich konnte das zeigen. Und zweitens weil sie entscheidend ist für die Frage des Nutzens des Geldes, der Wirkung des »Instruments« Persönliches Budget, ja für die Frage sinnvoller Rehabilitation schlechthin.

Aus der Geschichte von Hannes und seiner Familie kann man nämlich etwas sehr Schlichtes lernen, etwas, was im Dickicht der professionellen und sozialpolitischen Diskurse über sinnvolle und weniger sinnvolle »Instrumente« und »Maßnahmen« immer wieder aus dem Blick gerät: Entscheidende Kriterien für das Gelingen von Rehabilitationsprozessen sind so gesehen nicht primär definierbare Qualitätsstandards von Maßnahmen und Instrumenten, sondern Antworten auf eine Frage, die sich Hannes Kühn unablässig stellt, nämlich ob und wie er »wieder etwas mit seinem Leben *anfangen kann*«.

Dieses »etwas mit etwas anfangen« hat im Deutschen genau eine hier relevante Doppelsinnigkeit: nämlich im Sinne von »etwas beginnen lassen, mit etwas beginnen«, sich auf etwas einlassen. Zum anderen aber bedeutet »ich kann etwas mit etwas anfangen« in der deutschen

Sprache auch so viel wie: »etwas hat Bedeutung für mich, ich verstehe etwas, das sagt mir etwas«. Beide Aspekte hängen zusammen: Mit etwas, das Bedeutung für mich hat, kann ich etwas anfangen, d. h., es ermöglicht wieder an etwas anzuschließen, Lebenspraxis. So gesehen heißt (wieder) »etwas mit seinem Leben anfangen können«: sich aus einem (impliziten oder expliziten) Verständnis des eigenen Lebens heraus auf einen Anfang einlassen.¹⁷ Das ist nichts anderes als eine Umschreibung für »Rehabilitation«. Biografisch gesehen heißt »Rehabilitation«, sein Leben wieder in eine Richtung zu bringen, in der man eine der eigenen biografischen Perspektive entsprechende Lebensform findet. Kriterien biografischer Passung wären auf der habituellen Ebene, dass Menschen an ihre Dispositionen anknüpfen können (einschließlich jeder Form möglicher Transformation) und mit den sozialen, physischen Anforderungen eines neuen Lebenskontextes wieder zurechtkommen. Auf der reflexiven Ebene wären Kriterien für eine solche Passung: dass es halbwegs gelingt, eine Art von lebensgeschichtlicher Kontinuität zu realisieren (auch als Konstruktion von Umbruch, Konversion, Veränderung) sowie eine Form des individuellen Einverständnisses mit der neuen Lebensform und ihren Möglichkeiten. Knüpft eine (angestrebte) Veränderung an meine biografische Perspektive an? Kann ich mein Leben wieder mehr selbst führen, mich auf Dinge einlassen, und zwar so, dass ich sie »zu mir und meiner Geschichte passend« erfahren kann? Ergibt sich eine wie immer minimale Form der Öffnung von Zeithorizonten, sprich: Gelingt eine wie immer rudimentäre Form der (neuen) Integration von Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit?

17 Lehrreich sind die Probleme, die sich stellen, wenn man diese deutsche Wendung »etwas mit etwas anfangen« im Englischen wiedergeben will. Nicht gemeint ist natürlich »to start something with something«, z. B. »sie fangen den Tag immer mit Gymnastik an«. Die Übersetzung mit »to be able to do something with something« kommt der gemeinten Sache schon näher, gibt aber der Wendung eine zu einseitig aktivistische Färbung, das Element des Beginnens, Sicheinlassens auf etwas geht verloren. Ebenso realisiert die englische Übersetzung »that's no good at all to me« für »damit kann ich nichts anfangen« zwar eine wichtige Dimension des Gemeinten (nämlich des Wertes für mich, also der Passung zu meinen Dispositionen), aber das ist nur ein Teil. Ebenso wie »something/somebody is of no use to somebody/no good to somebody« zu eng instrumentell ist, also die mit anklingende Dimension des (Sich-)Verstehens unterschlägt.

Genau diese biografische Öffnung gelingt Hannes. Dabei ist das Entscheidende, dass er dies mit der und durch die Erfahrung seiner Behinderung hindurch tut. Er macht den Wahn, das, was seine Behinderung wesentlich ausmacht, selbst zu einem Medium des Verstehens des eigenen Lebens und seiner sozialen Lebensbedingungen. Er vollzieht damit ein »etwas mit seinem Leben anfangen können« als Hermeneutik seiner Geschichte, die zugleich ein praktisches Verstehen und Handeln ist. Er fängt etwas an, sehr konsequent und beharrlich. Was er da angefangen hatte, wäre auch viel gewesen, wenn es an der unerbittlichen Faktizität der Krankheit erneut gescheitert wäre. Das Geld und die Stimmen haben dabei mitgewirkt und zusammengewirkt, die bösen wie die guten, die realen Stimmen der Eltern wie die der seltsamen Welt in Hannes' Kopf. Was geschehen ist, ist nicht ohne Ambivalenz, aber nichts ist ohne jede Ambivalenz, auch wenn Hannes das versucht zu leugnen.

Das gilt ebenso für die sonderbare Entgegensetzung von »behindert sein« und »behindert werden«, mit der die Überlegungen dieses Buchs einsetzen. Auch diese Differenz hat wie jede theoretische Kategorie etwas vom schizophrenen Wahn. Sie vereinfacht die Dinge zu sehr. Wir haben gesehen: Aus der Perspektive der biografischen Erfahrung ist diese Differenz und damit die Differenz von sozialem und psychischem Modell hinfällig. Der Satz »Man ist nicht behindert, man wird behindert« ist in grundsätzlicherem Sinne schief, als anfangs vermutet. Er unterstellt, die Formulierung »ich werde behindert« mache die Sache sozusagen leichter. Sie unterstellt, ich bin es nicht, ich bin nur davon betroffen, es sind die anderen oder die gesellschaftliche Struktur, es ist letztlich eine Barriere, die man wegräumen muss. Gewiss, nichts spricht dagegen, dass die Eltern aufhören sollten, Hannes am Sprechen zu hindern. Aber dann würde sich auch das Sein von Hannes verändern. Die Eltern gehören zu diesem Sein. Jede Aussage »ich bin ...« oder »du bist ...« ist immer ein Kürzel für ein komplexes Passungs- oder Nichtpassungsverhältnis zur Umwelt, ein geschichtliches Muster eines Verhaltens zu etwas. Aber eben das ist, was ich bin.

Mein Unvermögen zu gehen oder zu sehen, die Behinderung, die von meinen Stimmen ausgeht, gehört zu meinem Sein – einschließlich der Reaktionen der anderen, der sozialen Strukturierung, der Benachteiligung und sozialen Gewalt, die in dessen gelebter Bedeutung enthalten

sein können. Es ist auch nicht so, dass physische Behinderungen einen sozusagen kompakteren Seinsstatus hätten, weil sie die Massivität einer körperlichen Realität aufweisen. Jede menschliche Fähigkeit und jede Behinderung ist immer auch physisch. Und jedes soziale Verhältnis erzeugt und verändert unablässig eine körperliche Struktur. Das ist keine Metapher. Der Begriff des Habitus, den ich beiläufig immer wieder verwendet habe, reagiert darauf und die soziobiografische Perspektive, von der hier die Rede war, ist – als Gedächtnis – eine durch und durch körperliche Realität.

Was die Medizin als eine Entgleisung des dopaminergen Systems im Gehirn mit der Auswirkung einer Dauerüberlastung von Reizselektion und -verarbeitung beschreibt, entspricht im Erleben von Hannes einer Welt, in der jeder symbolische Anspruch anderer zur realen Verfolgung wird. Die Stimmen inszenieren in archaisch anmutender Metaphorik die Bedrohung und Verhöhnung durch den proletarischen Bruder, die gut gemeinte Tyrannei der Mutter und den unerhörten Anspruch des Vater-Schöpfers, etwas aus seinem Leben zu machen. Auf frappierende Weise bezieht die Behinderung noch bis in ihre klinischen Äußerungsformen hinein ihr Material aus den Sinnstrukturen der täglichen Kommunikation der Familie und ihrer Geschichte. Auch der äußerlich sichtbare Körper von Hannes ist von der Anstrengung der jahrelangen Verfolgung durch die Stimmen gezeichnet. Die Störung elementarer Funktionen der Wahrnehmung und Informationsverarbeitung ist für jeden, der sich auf Gespräche mit ihm einlässt, offensichtlich. Dennoch gibt es nicht die bedeutungslose Faktizität eines körperlichen Impairments hier, dem durch Elektroschocks oder Medikamenten beizukommen wäre, und der symbolischen Wirklichkeit einer sozialen Barriere dort. Sondern gerade an der beeindruckenden Beharrlichkeit, mit der Hannes immer wieder damit beginnt, »mit seinem Leben etwas anzufangen«, wird nur eine wechselseitige Bezogenheit, eine bestürzende Fülle von Zusammenhängen sichtbar, jenseits einer Dichotomie sozialer und medizinischer Modelle. So oder so gilt, was Merleau-Ponty sagt: »Unser Körper ist ein Ensemble gelebter Bedeutungen, das sein Gleichgewicht sucht.« (MERLEAU-PONTY 1966, S. 179)

Werkstattnotizen

Ich habe, obwohl das nicht zur zentralen Thematik des Buches gehört, wegen der aus den Prinzipien der qualitativen Sozialforschung resultierenden Notwendigkeit, die Äußerungen Hannes' ernst zu nehmen und sehr genau zu interpretieren, immer wieder auch über phänomenologische Deutungen der Symptome bzw. ihrer symbolischen Struktur nachgedacht, ohne dass ich damit irgendeinen fachlichen Anspruch verbinden könnte. Damit verband sich auch immer wieder die Frage nach der Reichweite der Erklärungskraft meines eigenen fachlichen Zusammenhangs, der Soziologie (der Behinderung). Einige diesbezügliche etwas philosophisch gehaltene Notizen und Impressionen, die ich nicht im Text berücksichtigt habe (mit Ausnahme der ersten), seien hier in Form eines Anhangs für interessierte Leserinnen und Leser beigelegt. Vielleicht ist es ja für Fachleute interessant, wie psychotische Symptome auf einen Laien wie mich gewirkt haben und welche Reflexionen sie bei mir anregen.

Hannes scheint mit der inneren Architektur seiner Stimmenwelt auch ein Problem der Bewältigung von Komplexität zu bearbeiten. Das legt nahe, was sich in manchen psychiatrischen Theorien findet, dass das Symptom auch ein Versuch, ist mit (sozialer) Komplexität umzugehen. Auch das könnte man leicht mit der Vulnerabilitäts-Stress-Vorstellung in Beziehung setzen. Hannes' Wahn macht möglicherweise eine konstitutive, aber – vor dem Hintergrund von Verletzlichkeit (?) – nicht handhabbare Ambivalenz sozialer Beziehungen dadurch erträglicher, dass sie sie sozusagen auf ein Comiconiveau bringt und insofern entschärft, obwohl das Ergebnis durchaus bedrohlich ist. Das schizophrene Symptom arbeitet anscheinend mit sehr klaren und elementaren Schablonisierungen. Das passte ebenso gut zu der in der älteren Psychiatrie verbreiteten Annahme einer Art psychophysischen Basisstörung. Und das Symptom wäre dann in der Tat in Teilen durchaus ebenso Äußerung der Krankheit wie ein Versuch zu ihrer Beherrschung, ein Bewältigungsmechanismus.

*

Man kann das Vulnerabilitäts-Stress-Modell auch so lesen, dass die Psychose eine Art Umkippen eines psychischen Systems in einen anderen – sozusagen elementarerer – Aggregatzustand ist, unter dem Einfluss sowohl einer konstitutionsbedingten Labilität/Verletzlichkeit und bestimmten äußeren Stressfaktoren. Das ist die Kompromissformel, die für alle möglichen Versuche Raum lässt, die eine oder die andere Seite zu betonen. Allerdings ist auch klar: Wenn man eingehend darüber nachdenkt, wird man keinen letztlich präzisierbaren grundlegenden Unterschied z. B. zwischen Ursache und Auslöser finden können. Der Begriff »Auslöser« dient oft dazu, die Bedeutung der Umweltbedingungen zu minimieren. Aber auch ein Auslöser ist natürlich letztlich nur eine schwache, in gewisser Hinsicht austauschbare Ursache, aber eben eine Ursache. Die Daten etwa der finnischen Adoptionsstudie sind dafür ein eher zwiespältiger Beleg.

Das psychotische Verhalten in diesem Zusammenhang zu deuten, legt gleichfalls – worauf ja auch psychiatrische Autoren immer wieder hinweisen – auf der einen Seite eine Kontinuität zum »normalen« psychischen Erleben nahe, auf der anderen Seite aber einen gewissen Sprung zu/zwischen dem »Normalen« und dem »Pathologischen«. Es scheint ein sehr archaischer Affektzustand der Angst, des Verfolgtwerdens, der Belastung, des Ausgeliefertseins sich sozusagen dauerhaft eingepegelt zu haben, wie eine Schleife zu laufen. Eine Art kontinuierliche Dauerbelastung, eventuell unter Verschärfung bestimmter Außenbedingungen, kippt irgendwann um in eine herabgesetzte Form psychischer Reagibilität. Das psychotische Symptom wäre dann ebenso Ausdruck dieser Herabsetzung wie zum Teil schon wieder ein Versuch der Restitution. Bei Hannes ist das jedenfalls sehr deutlich.

*

Man hat den Eindruck, als ob sich dieser Zustand elementarer Bedrohtheit sozusagen ständig seine Gründe und Anlässe sucht: Der Verstand ist einerseits unbeschädigt, nur etwas gelockert sozusagen, und wird in den Dienst genommen. Er reimt sich zusammen, er konstruiert, er

baut das Sinnmaterial auf, das dieser Elementarsituation entspricht, und kommt damit auf eine Ebene, die nicht sehr weit ist von entsprechenden kulturellen Artefakten, die ja auch von der Vermittlung einer einfachen Grundstimmung leben. Comic, Mythos, Märchen, Horror. Das schizophrene Symptom wäre dann eine Art elementare Kulturarbeit.

*

In die Symptomatik eingehen könnte auch eine sekundäre (aber nur analytisch sekundäre) Dimension der sozialen Reaktion (Cloerkes), der Etikettierung des Wahnsinns, der damit verbundenen Ängste der anderen und ihrer Distanzierungspraktiken sowie der damit zusammenhängenden soziokulturellen Stereotype des Wahnsinns. Diese erzeugen qua Antizipation – könnte ich mir denken – augenblicklich Verschrobenheiten, Manierismen des Ausdrucks (weil ja die Kommunikation nicht mehr greift und zum Nachdenken zwingt), Skurrilitäten. Man bekommt praktisch zusätzlich Klischees und Materialien zum Thema Wahnsinn zugespielt, aus denen man weiter am Bestandsschatz des Wahnsinns bauen kann – hinzu kommen alle möglichen Rückzugstendenzen, Hilflosigkeiten des Betroffenen und seiner Umwelt, vor allem aber die eintretenden regressiven und aggressiven Reaktionen in der sozialen Umwelt. Die kann durchaus z. B. eben innerhalb der Familie in einer Wiederbelebung, einem Rückfall, vielleicht zuallererst: einer Neuerzeugung einer ödipalen Konstellation zur Unzeit bestehen, einer Wiedereinrichtung von Bindungen, wie sie möglicherweise schon überwunden waren. Darauf wird wiederum aufseiten des Betroffenen reagiert, egal, ob eine Überbindung möglicherweise schon als Stressor bei der Auslösung der Krankheit wirksam war oder nicht. Dass das eine Belastung sein kann, die zu Rückfällen führen kann, ist eigentlich bewiesen. Schwierig ist es dann zu sagen, eigentlich unmöglich, was da Wirkung und was Ursache ist. Insofern ist Finzens Argument ernst zu nehmen, genauso aber auch sein etwas verstecktes Plädoyer, sich die Rolle der Familie genau anzugucken.

*

Auf der Ebene der Interaktionsstruktur eine tiefgreifende Ambivalenz: auf der Ebene der reflexiven Bezugnahme, der semantischen Ebene: Harmonie und Einverständnis. Auf der prozessualen, nicht thematisierten Ebene sehr oft Aggression, Konkurrenz bis hin zur Thematisierung von Sterbefantasien. Das verführt fast zur Kombination kommunikationstheoretischer Kategorien mit psychoanalytischen: auf der Ebene des »Ich«, des »Darüber Redens« wird eine Abspaltung wirksam, deren Inhalt auf der Ebene des sozusagen operativen »Es« der Kommunikation – des unreflektierten Sprechens – wieder auftaucht.

*

Die Stimmen übernehmen offensichtlich eine Funktion im kommunikativen Haushalt der Familie. Deutlich in der Eingangsszene zum dritten Gespräch. Hannes bruddelt, wie man im Schwäbischen sagt, ins Gespräch rein, weil er keine Anschlussstellen findet. Die Mutter verdrängt ihn sozusagen aus dem Gespräch. Er nimmt die Funktion der Stimmen ein, die nebenher laufen und kommentieren, weil sie keine Einklinkpunkte ins Gespräch finden.

Aber: Das alles sind nur Korrespondenzen und Analogien, damit ist nicht der Mechanismus der Halluzination erklärt. Das darf nicht kausal gelesen werden, das kommt nicht zwingend, weil die Familie so ist. Es ist nicht entscheidbar, ob sich die Familie der Stimmen bedient oder ob sich die Stimmen (bzw. die ihnen zugrunde liegende pathologische Funktion) dieser Familie bedienen.

*

Es gibt eine Sinnkonsistenz in der Interaktionsstruktur, die die Äußerungen der Stimmen inhaltlich bis zu einem gewissen Grad verstehbar macht. Aber es bleibt ein Bruch, eine Reihe von Verwerfungen, etwas Querliegendes zur Interaktion. Etwas Fremdes: Annahme einer Art

Krankheitskern, auf die sich bestimmte Sinngabungsprozesse richten, dass man versucht, ständig einen Sinn aus einer Erfahrung des Einbrechens oder des Eingebrochenseins zu machen, sich sozusagen einen Reim drauf zu machen. Daraus entstehen Sinneffekte, die aber auf der einen Seite begrenzt bleiben – Verwerfungsstruktur. Es gibt bei allem eine Faktizität der psychotischen Erfahrung (bzw. Kommunikation), die hermeneutisch nicht auflösbar ist.

*

Eine retrospektive Analyse kann keine Beweise liefern für Kausal-erklärungen. Und zwar deswegen, weil es kein hermeneutisches Argument gibt zu unterscheiden, ob auffindbare Sinnstrukturen nicht selbst schon Wirkungen sind, auf Auseinandersetzungen mit einer bestimmten Krankheitserfahrung zurückgehen oder ob die Sinnstrukturen selbst symptomauslösende Wirkung haben – dafür habe ich kein innerhermeneutisches Kriterium. Dazu braucht man eine Aufklärung durch Fakten, denen das mögliche Element einer denkbaren Nachträglichkeit fehlt. Das heißt, letztlich wären entweder eine prospektive Datengewinnung oder eine experimentelle, therapeutische Erfahrung erforderlich. Beides ist in gewissem Sinne prospektiv. Je mehr ich prospektiv das Entstehen von Sinnstrukturen mit einer überprüfbaren Fortgangshypothese verbinden kann, desto mehr kann ich etwas über Kausalverhältnisse aussagen. Nicht sagen: Sinnstrukturen haben keine Kausalwirkungen, sondern: Man kann diese Kausalwirkungen retrospektiv nicht aufdecken. Hier bleibt eine notwendige Unentschiedenheit. Daraus folgt ein bescheidener Anspruch dieser Studie.

*

Der Weltbezug in der Psychose ist trotz seiner Produktivität eigentlich eine Verarmung. Er schnurrt zusammen auf sehr basale, elementare Erfahrungsschemata: bei Hannes zwar vielgestaltig; aber auch bei ihm eine Dominanz bestimmter Schemata, die sich allen anderen Erfahrungsschemata überlagern: Angriff/bedroht werden; überwältigt werden durch

andere/Intrusion; so als ob alles, was passiert, diesem Schema subsumiert wird, schließlich sogar die innere Perzeption? Die Sozialerfahrung wird nur noch unter dem Aspekt der Zudringlichkeit, der Infragestellung, der Ver-Achtung der anderen interpretierbar, nur noch als Belastungserfahrung greifbar; Verlust der Transzendenz – auch in der kommunikativen Erfahrung? Der möglicherweise konstitutionell bedingte Kippunkt, an dem unter dem Einfluss von Belastungserfahrungen die Psyche sozusagen implodiert und in sehr weitem Umfang fast archaische abstrakte, einfache Erfahrungsweisen verbleiben. Der verbliebene Verstand richtet sich sozusagen auf diese veränderte Welterfahrung und versucht das – mit ziemlich abstrakten Schemata – mit Sinn aufzufüllen. Das Erstaunliche ist ja die Gleichförmigkeit der Grundthemen der Wahninhalte. Einerseits: bizarre, unverbundene Details, eine Fülle von verwirrenden Einzelheiten, andererseits: eine sehr klare kategoriale Organisation. Sie werden mit sehr basalen grundlegenden abstrakten Schemata organisiert: aktiv/passiv – Andere/Ich – Angriff/Angegriffenwerden – Gott/Teufel – Gut/Böse – Tod/Leben usw. Es gibt biografisch anscheinend irgendwann einen Bruch des In-der-Welt-Seins, durch eine Art Überwältigung, es kommt – philosophisch (oder daseinsanalytisch, wenn man so will) zu einem Zusammenbruch der ontologischen Strukturen oder, naturwissenschaftlich ausgedrückt, basaler psychischer Funktionen. Es gibt möglicherweise eine Art psychotische Basiserfahrung, die etwas mit einer völligen Verwandlung, Verunheimlichung, einem Verlust von Vertrautheit, Alltäglichkeit zu tun hat, einer Verwandlung dessen, was Heidegger die alltägliche Sorge nennt. Vermutlich ist das verbunden mit einer diffusen Affektlage, einem Zusammenschnurren des Affiziert-werden-Könnens durch die Welt, tendenziell wird – innerhalb des pathologischen Komplexes Wahrnehmung – jedenfalls ein großer Teil der Wahrnehmungen auf das Schema bedrohlich/nicht bedrohlich reduziert.

*

Ist Wahn Form der Substitution dessen, was vorher Erfahrung war, er ist irgendwie nicht unmittelbar gewaltsame Leistung eines auf diesen Erfahrungszusammenbruch gerichteten reflexiven Bewusstseins? Ist

er eine Positionierung gegenüber dem und ein Versuch der aktiven Sinngebung? Ausdruck der verbliebenen reflexiven Fähigkeiten, dem Ganzen einen Sinn abzugewinnen/zu verleihen? Interpretiert wird immer auch Erfahrung des Ausgeliefertseins, des Verfallens an anderes/andere/Welt. Immer? Nicht bei der Manie. Vielleicht ist Manie Substitut – Flucht in die Allmacht des Ichs – anderer Pol. Aber was macht dann jeweils die pathologische Spezifität aus? Warum wird nicht jeder Depressive schizophren?

*

Der Wahn ist ein Interpretationsversuch, vielleicht sogar in besonders prägnanter Weise ein Konstruktionsversuch

Der Wahn drückt zumindest bei dem, was ich bei Hannes erfahren habe, keine Ambivalenzen aus, sondern er stellt sie sozusagen in nackter, auseinandergerissener und abstrakter Form dar. Das, was wahnhaft ist i. e. S. – dem fehlt es an Balancierung, Gelassenheit, Humor, Taktgefühl, Nuancierung, Differenzierungsfähigkeit. (Das heißt nicht, dass das dem betroffenen Mensch nicht in vielen Erfahrungs- und Handlungsfelder dennoch offenstünde. Aber wo Hannes über seine Stimme redet, da fehlen solche Balancierungen jedenfalls.) Es überwiegt da eine Art Mechanismus des Sichverbeißen in wenigen Erfahrungsdimensionen, z. B. einer Bedrohungserfahrung. Man steigert sich, wie man so sagt, in etwas hinein. Alle affektiven und intellektuellen Ressourcen sind nur mehr Hineinsteigern, ein Analysieren, Entblättern, Hineinlegen in dieses eine Schema.

*

Niemand hat diese Stimmen als solche konstruiert. Am wenigsten Hannes selbst. Eher ein Einbrechen in die lebensweltliche Realität als unbarmherzige, harte Kontingenz, die so gar niemand annahm. In diesem Rahmen kann man alle möglichen Konstruktionen antreffen, sich darauf einen Reim zu machen – alle sozialen Reaktionen feststellen: von der Angst bis zur ruhigen Anteilnahme. Aber: Der Einbruch

dieser Kontingenz ist selbst keine Konstruktion und wir verstehen es weder in einer rein medizinischen Dimension noch in einer nur sozialen. Zu grundlegend sind elementare Funktionen des Wahrnehmens, der Reizverarbeitung usw. berührt. Sie stehen in Bezug zu einem sehr elementaren sozialen Fungieren des menschlichen Körpers und der menschlichen Intelligenz: sind aber genau deswegen nicht sozusagen im Rahmen einer rein psychosozialen Erklärung aufklärbar.

*

Überlegungen zur Paranoia, der andere als Bedrängnis, Verfolger, Töter. Hier liegt eine Pathologie vor, deren Mechanismen nicht letztlich sozusagen aus den Gesetzmäßigkeiten der sozialen Interaktion folgen. Diese Mechanismen sind nicht sinnfremd im Jasperschen Sinne, aber auch in einem gewissen Sinn nicht sinnimmanent. Psychotische Symptome bleiben in gewisser Hinsicht verstehbar – weil bezogen auf elementare Dimensionen unseres eigenen Erlebens (die Bedrängnis durch den anderen, das kurze Erschrecken, weil ich glaube, etwas gehört zu haben, der grundlegende Stress, den andere mir machen, diese Dezentriertheit ...). Aber zugleich sind sie dennoch Dimensionen einer Physis unserer Existenz, die nicht sozial konstruiert und nicht sozial konstituiert ist. Auf sie richten sich aber soziale Konstruktionen und soziale Konstitutionsprozesse und wir müssen ebenso damit rechnen, dass sie die soziale Dimension unserer Existenz berühren wie umgekehrt. Die Gesellschaft hat nicht diese spezifische Erfahrungsqualität des psychotischen Symptoms gemacht, sie hat nicht einmal »erfunden«, »konstruiert«, was Angst, Erschrecken, Freude, Bedrängnis, Stresserfahrung, Affekte ausmacht. Genauso wenig wie die Gesellschaft gemacht hat, dass ich riechen oder sehen kann, hat sie nicht die eigentümliche Spannungslage dessen gemacht, was ich Angst nenne oder Lust, hat nicht gemacht, dass ich Beine habe oder keine, dass ich einen Penis habe und sich daran bestimmte Lustempfindungen knüpfen. Kultur und Gesellschaft ermöglichen vielleicht eine prinzipiell nicht feststellbare Anzahl von Modulationen z. B. des Umgangs mit Schmerz und Lust und Stress und ..., aber sie machen nicht, dass dies möglich ist. Dies alles trifft aber schlechthin für jede Art der Erfahrung zu, auch die von

körperlichen Behinderungen, ja auch die sogenannte »gesunde«, »nicht pathologische« Erfahrung. Es gibt eine Ebene der Physis schlechthin jeder Erfahrung, ihrer Chemie, ihrer Physik, ihrer Naturgegebenheit, die nicht aus der (Sinn-)Logik unserer sozialen Existenz entspringt. Sie liegt ihr nicht voraus, sie ist in sie eingelagert, aber sie ist nicht sozial konstruiert und nicht sozial konstituiert. Die eigentümliche Qualität unserer Stimmungen – der Charakter der Aufmerksamkeit – die Art, wie ich Bedrängnis erfahre – als körperlichen Spannungszustand – das Hellwachsein vs. die Trübheit einer Tatenlosigkeit vs. Depression. Das alles ist moduliert durch soziale Erfahrung, ja auf eine gewisse Weise die tragende Schicht unserer sozialen Erfahrungen. Dies alles ist aber nicht eine soziale bzw. soziologisch fassbare Realität, so wie wir z. B. zwei unterschiedliche Normensysteme bezüglich der Regelung von Verwandtschaftsbeziehungen vergleichen. Das Interessante an der Soziologie der Behinderung ist, dass hier trotzdem diese Ebene in die soziologische Betrachtung hineinmuss – gerade auch als Erfahrungsebene und als Bezugspunkt – ebenso wie etwa in der Soziologie der Geschlechter und der Lebensalter. Hier kommt eben genau eine nicht menschengemachte Dimension ins Spiel. Aber genau deshalb ist sie von eminentem soziologischem Interesse. *Diese* Berücksichtigung des Leibes ist der Soziologie bislang fremd. Sie ist aber zwingend. Es gibt eine Physik unserer (sozialen) Erfahrung, die irreduzibel ist. (Mit Physik meine ich im Sinne von »Physis« etwas Gewordenes, aber nicht Gemachtes.) Wir müssen damit rechnen, immer, und zwar im Sinne einer doppelten Rechnung: dass diese Physik in die Soziologie eintritt und immer schon eingetreten ist – nicht als Fremdkörper, sondern als ihre selbstverständliche Grundlage; aber eben auch als Krankheit, als Einbruch, Beeinträchtigung, als Gesundheitsproblem (ICF!). Wichtig aber auch umgekehrt, das wissen wir ganz sicher: dass die soziale Dimension wiederum sich dieser Physik bedient oder/und sie wiederum modulieren kann und sogar pathologisch verändern. Alle Kulturen haben immer schon ein Wissen dieser Physik gehabt. Sie alle kennen Praktiken, den Körper und damit die Seele zu bearbeiten, zu behandeln, ihn/sie durch chemische Stoffe zu beeinflussen, sozusagen physikalisch zu manipulieren.

*

Ursachen. Insgesamt komme ich zu relativ ernüchternden Schlüssen für die mögliche Reichweite der Erklärungsansprüche einer soziologischen Betrachtung. Gewiss, wir finden in dieser Familie alle Anhaltspunkte, die man, zumindest in den Grenzen einer retrospektiven Analyse, nur finden kann, um die klassischen, sagen wir mal: mikrosoziologistischen Analysen der Palo-Alto-Autoren zu plausibilisieren. Bessere Belege dafür wird man – wie gesagt: retrospektiv – nicht finden. Und wenn es noch schlagendere Hinweise gäbe: Sie blieben in ihrem kausalen Beitrag für die Entstehung der Schizophrenie immer unvollständig. Sie lassen sich allenfalls einfügen in eine unvollkommene und hypothetische Heuristik im Rahmen eines differenzierten Vulnerabilitäts-Stress-Bewältigungs-Modells. Die erste Einschränkung betrifft die Frage ihrer Rekonstruktion: Wir haben keinen sicheren Standpunkt, von dem aus wir entscheiden können, ob die gewiss ungewöhnlichen Interaktionsstrukturen nur die Wirkung der Krankheit sind oder auch: die gewiss beunruhigenden Deutungen Hannes' der Rolle des Familienlebens ebenfalls nur die Folge einer basalen Erkrankung sind, einer funktionalen Einschränkung, die eine direkte Auseinandersetzung damit verunmöglicht.

Es gibt eine durch keine immanente Sinndeutung überbrückbare Lücke zwischen den sozialen Erfahrungen bzw. ihrer Ausdeutung in den Symptomen (die ich für sehr plausibel halte) und der Frage, wieso dies in dieser Form geschieht. Mit anderen Worten: Ich kann theoretisch die Sinnhaftigkeit der Symptome, den Wahntext verstehen; ich kann den Belastungscharakter der spezifischen biografischen Erfahrungsgehalte einigermaßen – zumindest idealiter – verstehen und rekonstruieren. Es gibt aber kein immanent hermeneutisches oder soziologisches Argument, um zu sagen, warum diese Erfahrung die pathologische Struktur eines Stimmenhörens, furchtbarer Angsterfahrungen, eines völligen Zusammenbruchs der psychophysischen Integrität, die Vorstellung einer Selbstmordwunsches annimmt. Diese Analyse lässt mich ganz im Gegenteil das Eigentümliche der schizophrenen Erfahrung nur desto deutlicher verstehen, nicht nur in klinischer Hinsicht. Sie lässt mich aber nie und nimmer verstehen, wieso diese Funktion zu einem bestimmten Zeitpunkt zusammenbricht. Die Belastungserlebnisse

können das nicht sichern – denn sie legen keineswegs diese spezifische Schädigung nahe! Ähnlich die lacansche Psychose Theorie – sie hat ja im konkreten Fall ihre unbestreitbare Plausibilität, aber sie ist in gewissem Sinne ebenso deskriptiv, erklärt mir nicht, wieso in diesem Fall der »väterliche Signifikant« verworfen wird und das, was verworfen wird, im Realen auftaucht.

*

Nehmen wir selbst den sozusagen günstigsten Fall für eine soziologische Version der Dinge an: Es sei ausschließlich eine soziobiografische Belastungsdynamik gewesen, die dazu beigetragen hätte, dass Hannes im Jahr X Stimmen hört. Ohne diese Belastungen wäre er nicht krank geworden. Es gäbe keinerlei genetische Komponente. Aber selbst dann bräuchte man immer noch einen allgemeinen Mechanismus, eine letztlich physiologische Theorie, wieso diese Erfahrung zu solchen fundamentalen Beeinträchtigungen führt. Aus der Biografie folgt gar nichts über die Umsetzung dieser Erfahrung in das Symptom. Es haben Menschen gewiss Schlimmeres erlebt, ohne deswegen in diese Form des Erlebens zu kippen. Das bleibt mysteriös. Ich kann nicht sagen, wieso hört Hannes plötzlich Stimmen. Um das zu erklären, benötigt man in jedem Fall ein nichtsoziologisches Modell.

Literatur

- ALTMANN, Barbara M.: Disability Definitions, Models, Classifications, Schemes, and Applications. In: ALBRECHT, Gary L.; SEELMAN, Katherine D.; BURY, Michael (Hg.): *Handbook of Disability Studies*. Thousand Oaks, London, New Delhi (Sage) 2001: 97–122
- BATESON, Gregory; JACKSON, Don D.; HALEY, Jay u. a.: *Schizophrenie und Familie*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1981
- BARNES, Colin; MERCER, Geof: *Disability*. Cornwall (Polity Press) 2003
- BARNES, Colin; MERCER, Geof; SHAKESPEARE, Tom: *Exploring Disability. A Sociological Introduction*. Cambridge (Polity Press, 4. Aufl.) 2003
- BERGER, Peter; LUCKMANN, Thomas: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt a. M. (Fischer, 20. Aufl.) 2004
- BINSWANGER, Ludwig: *Ausgewählte Werke. Band 4: Der Mensch in der Psychiatrie*. Heidelberg (Asanger) 1994
- BIRBAUMER, Niels; SCHMIDT, Robert F.: *Biologische Psychologie*. Heidelberg (Springer, 6. Aufl.) 2006
- BOURDIEU, Pierre: *Klassenschicksal, individuelles Handeln und das Gesetz der Wahrscheinlichkeit*. In: DERS.; BOLTANSKI, Luc; DE SAINT MARTIN, Monique: *Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht*. Frankfurt a. M. (EVA) 1981: 169–226
- BOURDIEU, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1987
- BOURDIEU, Pierre; WACQUANT, Loic J. D.: *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1996
- BRUNNHUBER, Stefan; FRAUENKNECHT, Sabine; LIEB, Klaus: *Intensivkurs Psychiatrie und Psychotherapie*. München, Jena (Urban und Fischer, 5. Aufl.) 2005
- BUDE, Heinz: *Rekonstruktionen von Lebenskonstruktionen. Eine Antwort auf die Frage, was die Biografieforschung bringt*. In: KOHLI, Martin; ROBERT, Günther (Hg.): *Biografie und soziale Wirklichkeit*. Stuttgart (Metzler) 1984: 7–28
- BUDE, Heinz: *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation. Kapitel 6*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1987
- CLOERKES, Günther: *Soziologie der Behinderten. Kapitel 6*. Heidelberg (Winter, 3. Aufl.) 2007
- CORBIN, Juliet M.; STRAUSS, Anselm: *Weiterleben lernen. Verlauf und Bewältigung chronischer Krankheit*. Bern (Huber) 2004
- DEWEY, John: *Erfahrung und Natur*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1995
- DIMDI (Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information) (Hg.): *ICF – Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit*. Genf (WHO) 2005

- DIMDI (Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information) (Hg.): ICD-10-GM. Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme, 10. Revision. Genf (WHO) 2008
- FINZEN, Asmus: Psychose und Stigma. Stigmabewältigung – zum Umgang mit Vorurteilen und Schuldzuweisung. Bonn (Psychiatrie-Verlag) 2001
- FUCHS-HEINRITZ, Werner: Biografische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden (VS, 3. Aufl.) 2005
- GOFFMAN, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1975
- GOFFMAN, Erving: Rahmenanalyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1980
- HÄFNER, Heinz: Das Rätsel Schizophrenie. Eine Krankheit wird enträtselt. München (Beck) 2001
- HAHN, Alois: Biografie und Lebenslauf. In: BROSE, Hanns-Georg; HILDENBRAND, Bruno (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen (Leske + Budrich) 1988: 91–105
- HILDENBRAND, Bruno: Alltag und Krankheit. Ethnographie einer Familie. Stuttgart (Klett-Cotta) 1983
- HILDENBRAND, Bruno: Alltag als Therapie: Ablöseprozesse Schizophrener in der psychiatrischen Übergangseinrichtung. Bern, Stuttgart (Huber) 1991
- HILDENBRAND, Bruno: Biografieanalysen im Kontext von Familiengeschichten: Die Perspektive einer klinischen Soziologie. In: BOHNSACK, Ralf; MAROTZKI, Winfried (Hg.): Biografieforschung und Kulturanalyse. Opladen (Leske + Budrich) 1998: 205–224
- HILDENBRAND, Bruno: Fallrekonstruktive Familienforschung. Opladen (VS) 1999
- JÄHNERT, Detlef: Das persönliche Budget ist die größte Chance aller Zeiten die Autonomie von Menschen mit Behinderung auszuweiten, wenn ... In: Impulse. Vol. 33 (3/2005): 32–33
- JASPERS, Karl: Allgemeine Psychopathologie. Berlin, Heidelberg, New York (Springer) 1973
- KARNATH, Hans-Otto; THIER, Peter (Hg.): Neuropsychologie. Berlin, Heidelberg (Springer) 2003
- KASTL, Jörg Michael: Grenzen der Intelligenz. München (Fink) 2001
- KASTL, Jörg Michael: Habitus als non-deklaratives Gedächtnis – zur Relevanz der neuropsychologischen Amnesieforschung für die Soziologie. In: Sozialer Sinn. 2/2004: 195–226
- KASTL, Jörg Michael: Habitus. In: SCHÜTZEICHEL, Rainer (Hg.): Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung. Konstanz (uvk) 2007: 375–387
- KING, Vera: Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernisierten Gesellschaften. Wiesbaden (VS) 2002

- KLUGE, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin, New York (de Gruyter, 23. Auflage) 1995
- KONRAD, Michael: Die Familiengeschichte der Gastfamilie als milieuthera-
peutischer Faktor in der psychiatrischen Familienpflege. Diss. Univers.
Ulm 1992
- LIBERMAN, Robert: Social factors in the Etiology of the Schizophrenic Disor-
ders. In: American Psychiatric Association Annual Review. Vol. 1 (1982):
97–112
- LINDEMANN, Holger; VOSSLER, Nicole: Die Behinderung liegt im Auge des
Betrachters. Konstruktivistisches Denken für die pädagogische Praxis.
Neuwied (Luchterhand) 1999
- MARKOWITSCH, Hans Joachim: Gedächtnisstörungen. Stuttgart, Berlin, Köln
(Kohlhammer) 1999
- MARKOWITSCH, Hans Joachim: Dem Gedächtnis auf der Spur. Vom Erinnern
und Vergessen. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2002
- MARKOWITSCH, Hans Joachim; WELZER, Harald: Das autobiografische Ge-
dächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. Stutt-
gart (Klett-Cotta) 2005
- MEAD, George Herbert: Philosophie der Sozialität. Frankfurt a.M. (Suhr-
kamp) 1969
- MERLEAU-PONTY, Maurice: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin (de
Gruyter) 1966
- METZLER, Heidrun; WACKER, Elisabeth: Behinderung. In: OTTO, Hans-Uwe;
THIERSCH, Hans (Hg.): Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik. München,
Basel (Reinhardt, 3. Aufl.) 2005: 118–139
- NASSEHI, Armin: Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur
Biographieforschung in methodologischer Absicht. In: BIOS. Vol. 7 (1994):
46–63
- NITTEL, Dieter; VÖLZKE, Reinhard: Professionell angeleitete biografische Kom-
munikation – ein Konzept pädagogischen Fremdverstehens. In: DERICHS-
KUNSTMANN, Karin; SCHIERSMANN, Christiane; TIPPELT, Rudolf (Hg.):
Die Fremde – das Fremde – der Fremde. Dokumentation der Jahrestagung
1992 der Kommission Erwachsenenbildung der Deutschen Gesellschaft für
Erziehungswissenschaft. Frankfurt a.M. 1993: 123–135
- OLBRICH, Robert (Hg.): Therapie der Schizophrenie. Stuttgart (Kohlhammer)
1990
- OLBRICH, Robert: Expressed-Emotion-Konzept und Vulnerabilitätsmodell
in ihrer Bedeutung für das Verständnis schizophrener Krankheitsgesche-
hens. In: OLBRICH, Robert (Hg.): Therapie der Schizophrenie. Stuttgart
(Kohlhammer) 1990: 11–24
- OLIVER, Mike: Understanding Disability: From Theory to Practise. Basing-
stoke (Macmillan) 1996

- PALMOWSKI, Winfried: Behinderung ist eine Kategorie des Beobachters. In: *Sonderpädagogik*. Vol. 27 (1997): 147–157
- PALMOWSKI, Winfried; HEUWINKEL, Matthias: Normal bin ich nicht behindert! Wirklichkeitskonstruktionen bei Menschen, die behindert werden. Unterschiede, die Welten machen. Dortmund (Borgmann) 2000
- PARSONS, Talcott: Das Inzesttabu und seine Beziehung zur Sozialstruktur und Sozialisation des Kindes. In: *DERS.: Sozialstruktur und Persönlichkeit*. Frankfurt a. M. (Klotz, 7. Aufl.) 2002: 73–98
- POHL, Rüdiger: Das autobiografische Gedächtnis. Die Psychologie unserer Lebensgeschichte. Stuttgart (Kohlhammer) 2007
- PRIESTLEY, Mark: Worum geht es bei den Disability Studies. Eine britische Sichtweise. In: *WALDSCHMIDT, Anne (Hg.): Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies*. Kassel (bifos) 2003: 23–35
- PULS, Wichard: Makro- und mikrosoziologische Beiträge zur Schizophrenieforschung – Versuch einer kritischen Bilanz. In: *Soziale Probleme*. Vol. 14 (2003): 41–65
- RIEMANN, Gerhard: Das Fremdwerden der eigenen Biographie. München (Fink) 1987
- RIEMANN, Gerhard; SCHÜTZE, Fritz: »Trajectory« as a basic theoretical concept for analyzing suffering and disorderly social processes. In: *MAINES, David (Hg.): Social Organization and Social Process. Essays in Honor of Anselm Strauss*. New York (Aldine de Gruyter) 1991: 333–357
- SCHEFF, Thomas J. (Hg.): *Mental Illness and Social Processes*. New York (Harper & Row) 1967
- SCHEFF, Thomas J.: Das Etikett »Geisteskrankheit«. Frankfurt a. M. (Fischer) 1973
- SCHIMANK, Uwe: Biographie als Autopoiesis – eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität. In: *BROSE, Hanns-Georg; HILDENBRAND, Bruno (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Opladen (Leske + Budrich) 1988: 55–72
- SCHMEISER, Martin: »Missratene« Söhne und Töchter. Verlaufsformen des sozialen Abstiegs in Akademikerfamilien. Konstanz (uvk) 2003
- SCHMEISER, Martin: Von der »äußeren« zur »inneren« Institutionalisierung des Lebenslaufs. Eine Strukturgeschichte. In: *BIOS*. Vol. 19,1 (2006): 1–42
- SCHRAMME, Thomas: Psychische Behinderung: Natürliches Phänomen oder soziales Konstrukt? In: *CLOERKES, Günther (Hg.): Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen*. Heidelberg (Winter) 2003 a: 53–82
- SCHRAMME, Thomas: Psychische Krankheit aus philosophischer Sicht. Frankfurt a. M. (Fischer) 2003 b
- SCHÜTZE, Fritz: Prozessstrukturen des Lebensablaufs. In: *MATTHES, Joachim; PFEIFENBERGER, Arno; STOSBERG, Manfred (Hg.): Biografie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen

- Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg 1981: 67–156
- SCHULZE, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt, New York (Campus) 2005
- SCHÜTZE, Fritz: Biografieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 3/1983: 283–293
- SCHÜTZE, Fritz: Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: KRÜGER, Heinz-Hermann; MAROTZKI, Winfried (Hg.): *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biografieforschung*. Opladen (Leske + Budrich) 1999: 191–224
- SHAKESPEARE, Tom; ERICKSON, Mark: Different Strokes: Beyond Biological Determinism and Social Constructionism. In: ROSE, Hilary; ROSE, Steven (Hg.): *Alas, Poor Darwin. Arguments against Evolutionary Psychology*. London (Cape) 2000: 190–205
- SHAKESPEARE, Tom; WATSON, Nicholas: The social model of disability: an outdated ideology? In: *Research in Social Science and Disability*. Vol. 2 (2002): 9–28
- SINGER, Manfred V.; TEYSSEN, Stephan (Hg.): *Alkohol und Alkoholfolgekrankheiten: Grundlagen – Diagnostik – Therapie*. Heidelberg (Springer) 2005
- SOYKA, Michael; MÖLLER, Hans-Jürgen: *Alkoholismus als psychische Störung*. Berlin, Heidelberg, New York (Huber) 1997
- SQUIRE, Larry R.; KANDEL, Eric R.: *Gedächtnis. Die Natur des Erinnerns*. Heidelberg, Berlin (Spektrum) 1999
- STRAUSS, Anselm; CORBIN, Janet: *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim (Beltz) 1996
- STRÜBING, Jörg: *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Typenbildung*. Wiesbaden (VS) 2004
- SZAZS, Thomas: The Myth of Mental Illness. *American Psychologist* 15 (1960): 113–118
- TIENARI, Pekka; WYNNE, Lyman C.; LÄKSY, Kristian; MÖRING, Juha; NAARALA, Mikko; NIEMINEN, Pentti; SORRI, Anneli; LAHTI, Ilpo; WAHLBERG, Karl-Erik: Genetic boundaries of the Schizophrenia Spectrum: Evidence from the Finnish Adoptive Family Study of Schizophrenia. In: *American Journal of Psychiatry*. Vol. 160 (2003): 1587–1594
- TIENARI, Pekka; WYNNE, Lyman C.; SORRI, Anneli; LAHTI, Ilpo; LÄKSY, Kristian; MÖRING, Juha; NAARALA, Mikko; NIEMINEN, Pentti; WAHLBERG, Karl-Erik: Genotype-environment interaction in schizophrenia-spectrum disorder. Long-term follow-up study of Finnish adoptees. In: *British Journal of Psychiatry*. Vol. 184 (2004): 216–222
- TURNER, Bryan S.: Disability and the Sociology of Body. In: ALBRECHT, Gary L.; SEELMAN, Katherine D.; BURY, Michael (Hg.): *Handbook of Disability Studies*. Thousand Oaks, London, New Delhi (Sage) 2001: 252–266

- UPIAS (Union of Physically Impaired Against Segregation)/Disability Alliance: *Fundamental Principles of Disability*. London 1976
- WALDSCHMIDT, Anne: Ist Behindertsein normal? Behinderung als flexibelnormativistisches Dispositiv. In: CLOERKES, Günther (Hg.): *Wie man behindert wird. Texte zur Konstruktion einer sozialen Rolle und zur Lebenssituation betroffener Menschen*. Heidelberg (Winter) 2003: 83–102
- WALDSCHMIDT, Anne: Behinderung Revisited – Das Forschungsprogramm der Disability Studies aus soziologischer Sicht. In: VHN. Vol. 73 (2004): 365–376
- WALDSCHMIDT, Anne: Brauchen die Disability Studies ein »kulturelles Modell« von Behinderung? In: HERMES, Gisela; ROHRMANN, Eckhard (Hg.): *Nicht über uns – ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung*. Neu-Ulm (AG SPAK) 2006: 83–96
- WEBER, Max: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen (Mohr, 7. Aufl.) 1988
- WELZER, Harald: *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München (Beck) 2005
- WERNET, Andreas: *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik*. Wiesbaden (VS, 2. Aufl.) 2006
- WILHELM, Richard (Übers.): *I Ging. Das Buch der Wandlungen*. Jena, Wiesbaden (Marix) 1924/2004
- WILHELM, Richard (Übers.): *I Ging. Texte und Materialien*. Köln (Diederichs, 12. Aufl.) 1985
- WILLIS, Paul: »Profane Culture«. *Rocker, Hippies: Subversive Stile der Jugendkultur*. Frankfurt a. M. (Syndikat) 1981
- ZUBIN, Joseph; SPRING, Bonnie: Vulnerability – a New View of Schizophrenia. In: *Journal of Abnormal Psychology*. Vol. 86 (1977): 103–126
- ZUBIN, Joseph: Ursprünge der Vulnerabilitätstheorie. In: OLBRICH, Robert (Hg.): *Therapie der Schizophrenie*. Stuttgart (Kohlhammer) 1990: 42–52